Zur Geschichte und Litteratur

Aus den Schätzen
der
Herzoglichen Bibliothek
zu
Wolfenbüttel

Erster Beytrag

von
Gotthold Ephraim Lessing.

Braunschweig,
im Verlage der Fürstl. Wäysenhaus-Buchhandlung.
1773.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Vorrede.

Die Herzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel, deren Aufsicht mir anvertrauet ist, hat, von ihrer ersten Stiftung an, die Augen der Gelehrten ganz besonders auf sich gezogen. Und mit Recht. Die meisten Bibliotheken sind entstanden: nur wenige sind angelegt worden; und vielleicht ist keine einzige mit der Geflissenheit angelegt worden, deren sich ein so kundiger Fürst, als Augustus war, in einer ununterbrochnen Folge von nahe funfzig Jahren beeiferte.

Die Beweise hiervon sind in der Geschichte nachzusehen, welche von ihr Burckhard, einer meiner Vorweser, mit vielem Fleisse zusammengetragen hat.

Dennoch aber ist eben dieses Werk nur wenig geschickt, der Welt einen angemessenen Begriff von ihr zu machen.

Ich meyne dieses nicht blos in Ansehung ihres gegenwärtigen Zustandes; in Ansehung des

Anwachses, den sie in den letzten dreyßig Jahren erhalten. Denn wie sehr sich Unseres itzt regierenden Herzogs Durchlaucht das Recht erworben haben, der zweyte Stifter derselben zu heissen: das hat es freylich nicht melden können. Die Beschreibung dieses glücklichen Zeitpunkts bleibt seinem Fortsetzer aufbehalten.

Sondern Burckhard scheinet überhaupt nicht erwogen zu haben, worauf es bey der Geschichte einer Bibliothek hauptsächlich ankömmt. Nicht darauf, daß man die gleichgültigern Umstände ihrer Entstehung und ihrer allmäligen Vermehrung mit einer ängstlichen Gewissenhaftigkeit her erzählet; das wäre höchstens die Genealogie der Bibliothek: sondern darauf, daß man zeigt, wozu es denn nun auch der Gelehrsamkeit und den Gelehrten genutzt habe, daß so viele Bücher mit so vielen Kosten hier zu Hause gebracht worden. Das allein sind die Thaten der Bibliothek: und ohne Thaten giebt es keine Geschichte.

Denn kaum daß Burckhard noch die wenigen Werke mitnimmt, die Augustus selbst aus dieser seiner Bibliothek, entweder zuerst, oder verbessert, herausgeben lassen.. Das weit Mehrere und weit Beträchtlichere, was in Zeiten, die ihm

doch

doch viel näher waren, Männer wie Leibnitz, Eckard, Lenfant, Corte, Salig rc. aus ihr geschöpft haben, ist mit dem tiefsten Stillschweigen von ihm übergangen worden. Gleichwohl hätte auch er schon dreist behaupten können, was ich itzt um so viel sichrer behaupten darf: nehmlich, daß in diesem Jahrhunderte schwerlich eine Bibliothek in Europa so viele und so wichtige Beyträge zu so mancherley Theilen der Gelehrsamkeit geliefert hat, als die Unsrige.

Wenn ich es nun für meine erste Pflicht hielt, mir von diesen Beyträgen allen eine genaue und so viel möglich kritische Kenntniß zu erwerben: so schmeichle ich mir, daß ich in einiger Zeit nicht unfähig seyn dürfte, den Mangel des Burckhardschen Werks zu ergänzen, und eine Litterär Geschichte derselben bereit zu haben, die in einem vorzüglichern Verstande die Geschichte der Bibliothek heissen könnte. —

Doch was dann? Wird die Welt dadurch viel mehr bekommen, als sie bereits hat? Ein Inventar von Schätzen, ist recht gut; aber es ist kein neuer Schatz.

Und ich will es nur bekennen, was von Anfange an mein stolzrer Vorsatz gewesen ist. Mit

Einem Worte: lieber für die noch künftige Geschichte der Bibliothek neuen Stoff zu brechen; als die Rechnungen von der verflossenen aufzunehmen.

Von der Ergiebigkeit des Grundes war ich aus fremden Erfahrungen hinlänglich überzeugt; und wurde es durch meine eigene um so mehr, als ich an jener Schrift des Berengarius einen so reichhaltigen Anbruch gleichsam zu Tage zu finden, das Glück hatte.

Wenn ich nun für das Weitere dem Rathe der Meisten hätte folgen wollen: so würde die Abfassung und Bekanntmachung eines vollständigen Verzeichnisses aller handschriftlichen Schätze der Bibliothek, das Beste und Kürzeste gewesen seyn, was ich in Absicht meines Vorsatzes hätte thun können.

Und allerdings wäre dieser Rath recht herrlich und schön, wenn er nicht einen kleinen Fehler mit so manchem andern herrlichen und schönen Rathe gemein hätte. Die Ausführung ist auf der einen Seite, nicht eben sehr nützlich: und auf der andern, nicht so recht möglich.

Denn entweder man meynet ein Verzeichniß, welches nichts als die etwanigen Aufschriften der

Manuscripte enthält. — Ein solches kann man sich leicht einbilden, ist längst bey der Bibliothek vorhanden, und braucht nichts, als gelegentlich erweitert und berichtiget zu werden. Die Bekanntmachung desselben durch den Druck aber, dünkt mich, würde am Ende pompöser, als ersprießlich seyn. Sie würde bey den Gelehrten so manche überflüßige Neugierde, so manche eitle Erwartung erregen; sie würde dem Bibliothekar auf ewige Zeiten so manche vergebene Mühe, so manchen Zeitverlust machen, ihn so manchen auf nichts hinauslauffenden Anfragen aussetzen: daß der daraus erwachsende Nachtheil den Vortheil unendlich überwiegen dürfte.

Oder man meynet ein Verzeichniß, welches bey jedem Manuscripte zugleich mit anmerkt, ob es bereits herausgegeben sey, oder nicht; ob es sonst genutzt worden, oder nicht; ob es genutzt zu werden verdiene, oder nicht. — Ist ein solches Verzeichniß das Werk einiger Jahre? Ist es das Werk eines einzigen Mannes? Und würde ich dieser einzige Mann seyn? —

So schränke sich, wird man sagen, der einzige Mann auf das Wichtigste ein. — Recht wohl. Aber was ist das Wichtigste? Wo findet es sich? Wer zeigt es ihm? Wie gelangt er dazu?

Ohne Zweifel, durch Versuche; durch anhaltenden Fleiß; durch gutes Glück. — Und das ist es, worauf ich kommen wollte.

Ich fange hiermit an, der Welt einige Proben vorzulegen, wie weit es mir noch bis itzt durch diese drey Stücke gelungen ist, Schätze kundbarer zu machen, die ihre Durchlauchtigsten Besitzer von jeher, so gemeinnützig als möglich zu wissen, sich zum Vergnügen gerechnet haben. Es ziemet mir nicht hier anzuzeigen, in welchem hohen Grade dieses Lob besonders dem Gegenwärtigen gebühret. Aber verschweigen darf ich nicht, daß ich Seine ausdrückliche Genehmhaltung und Aufmunterung zu dieser Arbeit habe. Möchte sie doch nur auf einige Weise der Absicht entsprechen, in welcher er mich dieser Genehmigung und Aufmunterung gewürdiget!

Ich habe mich zweyer Wege bedacht, diesen Wunsch desto eher zu erreichen.

Der eine ist: diejenigen Gelehrten um ihren Beytritt zu ersuchen, welchen irgend ein geheimer Vorzug unserer Bibliothek bekannt geworden. Wolfenbüttel selbst hat solcher Gelehrten mehr als einen. Besonders haben, wie man weiß, die Herren

ren Knittel und Heusinger, und den ich zu allererst hätte nennen sollen, des Herrn Geheime Rath von Praun Excellenz, so viele Jahre länger als ich, mit einer so viel ausgebreitetern und gründlichern Gelehrsamkeit, als ich mir anmaasse, die Schätze derselben genauer einzusehen Gelegenheit gehabt. Wenn es diesen Männern also gefällig wäre, mit mir gemeinschaftliche Sache zu machen: so dürften ohne Zweifel die künftigen Theile meiner Schrift ein ganz anderes Ansehen gewinnen.

Der zweyte Weg geht dahin: daß ich mir die Anfragen zu Nutze mache, welche auswärtige Gelehrte wegen der Bibliothek an mich zu thun für gut finden. Je mehr Anlaß ich dadurch erhalten werde, meine eigene Kenntnisse von ihr auch von solchen Seiten zu erweitern, gegen die ich mich von selbst wohl schwerlich dürfte gewandt haben: desto angenehmer wird es mir seyn. Da ich mich aber ohnehin in keine weitläuftige privat Correspondenz einlassen kann: so erlaube man mir, daß ich die wichtigsten derselben hier öffentlich beantworte, und auf diese Weise die Neugierde oder das Bedürfniß eines einzigen, zum Gebrauche mehrerer verwende.

Innhalt des ersten Beytrags.

I. Ueber die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger: erste Entdeckung. --- -- S. 1.

II. Romulus und Rimicius. -- -- S. 43.

II. Von dem Schickard, Marchtalerschen Tarich Beni Adam. S. 83.

IV. Die Nachtigall. -- -- -- S. 103.

V. Paulus Silentiarius auf die Pythischen Bäder. -- S. 135.

VI. Vermeinte Ἀνέκδοτα des Antoninus in der Herzoglichen Bibliothek zu Florenz. -- -- S. 185.

VII. Leibnitz von den ewigen Strafen. -- S. 199.

Beantwortete Anfragen. 1 - 3. -- -- S. 241.

I. Ueber

I.

Ueber die sogenannten
Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger.

Erste Entdeckung.

Die Gelehrten in der Schweitz, welche sich um den Schwäbischen Zeitraum der deutschen Dichtkunst so sehr verdient gemacht haben, schickten, ehe sie mit der grossen **Manessischen** Sammlung von **Minneliedern** an das Licht traten, zum Vorschmack einen Band alter Fabeln voraus, die sie ungefehr aus den nehmlichen Jahren zu seyn urtheilten. Wer nicht ganz ein Fremdling in der Geschichte unserer Litteratur ist, der kennet diese Fabeln, die unter dem Titel, **Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger**, im Jahre 1757 zu Zürich in Octav herauskamen, und von allen, die Einfalt und Wahrheit in einer echten und lautern Sprache zu schätzen wissen, mit so vielem Danke aufgenommen wurden.

Damals glaubten die Herausgeber, und glauben es ohne Zweifel noch, daß sie der Welt an diesen Fabeln etwas geliefert, was ihr so gut als völlig neu seyn müsse. Sie hielten sich nehmlich für versichert, daß ausser der Hälfte derselben, welche der Straßburgische Professor, **Joh. Geo. Scherz**, von 1704 bis 1710, in eilf akademischen Dissertationen, mit einem weitläuftigen Commentar abdrucken lassen, sonst nichts davon im Druck erschienen sey; und sie also diejenigen wären, welche das Ganze zuerst aus ihren Handschriften bekannt machten.

 Wenn

Wenn Herausgeber so etwas glauben; so glaubt es die Welt natürlicher Weise mit: denn man nimmt an, daß Herausgeber nicht unterlassen, so genaue Kundschaft als möglich deßfalls einzuziehen. Ich wüßte daher auch nicht, daß von irgend jemanden den Herren Schweitzern die Ehre der ersten vollständigen Bekanntmachung benannter Fabeln wäre abgestritten worden: und ich selbst bin länger als zehn Jahre der festen Meinung gewesen, daß sie ihnen auch nicht abzustreiten stehe.

Denn nur erst 1769 gerieth ich auf den Verdacht, daß es doch wohl eben diese Fabeln seyn könnten, welche schon längst einmal gedruckt gewesen, und schon längst wieder vergessen worden. Ich bekenne es mit Vergnügen, wer mich auf die Spur dieses Verdachts geholfen.

Es war der Herr **von Heineke**; in seiner Nachricht von einer gelehrten Reise, die er das Jahr vorher durch Niedersachsen und Holland unternommen hatte (*). Da es ihm damit vornehmlich um die Aufklärung des Ursprungs der Druckerey zu thun gewesen war, (besonders, in so fern sie in der alten Formenschneiderey zu suchen) und er in solcher Absicht alle dahin einschlagende Seltenheiten, welche in den Bibliotheken dasiger Gegend aufbewahret werden, in Augenschein genommen hatte: so war ihm unter denen, welche ihm die Bibliothek zu Wolfenbüttel in Menge anbot, auch ein deutsches Fabelbuch mit Holzschnitten vorgekommen, in welchem auf dem letzten Blatte

(*) Nachrichten von Künstlern und Kunst-Sachen. Theil II, S. 21.

Blatte stehet, daß es zu Bamberg 1461 geendet worden, und welches er daher näher zu beschreiben für werth hielt.

Ich will damit nicht sagen, daß der Herr **von Heinecke** der erste oder einzige gewesen, der dieses alte Fabelbuch gekannt und seiner Aufmerksamkeit gewürdiget hätte. Es war schon vor ihm von verschiedenen Bücherkennern angeführet worden; besonders vom **Johann Saubertus**, in dem Anhange seiner Geschichte der Nürnbergischen Bibliothek, wo er die ersten Drucke dieses Bücherschatzes anzeiget, und es für ein Werk hält, das nicht mit beweglichen Buchstaben gesetzet, sondern von eingeschnittenen Tafeln abgedruckt worden (*). Allein weder **Saubertus**, noch sonst jemand, hatte etwas daraus mitgetheilet, woraus der nähere Innhalt zu schliessen gewesen wäre: und nur der Herr **von Heincke** hatte die Aufmerksamkeit, dieses zu thun, und dadurch den Weg zu einer Entdeckung zu bahnen, durch den das alte Buch noch einen weit grössern Werth erhält, als ihm von der typographischen Seite gebühret. Er führte nehmlich die ersten Zeilen der ersten Fabel daraus an:

Einsmals ein Affe kam gerant
Da es viel guter muse fand u. s. w.

Und nun hätte ich die Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger viel weniger müssen gelesen haben, als ich sie wirklich gelesen hatte, wenn mir nicht sogleich hätte einfallen sollen, daß diese zwey Zeilen ja wohl auch der Anfang

(*) *Jo. Sauberti* Historia Bibliothecæ Reip. Noribergensis, Norib. 1643. in 12mo p. 116.

fang der allerersten Fabel von ihnen wären. Denn daß **muse** für **nusse**, **es** für **er**, verdruckt sey: das verstand sich von selbst. Was war also natürlicher, als der Gedanke, ob das Bambergische Fabelbuch nicht wohl noch mehrere von jenen Fabeln enthielte? ja, ob es wohl nicht gar im Grunde weiter nichts, als ein früher unbekannter Abdruck derselben sey?

Ich hätte gleich damals, durch meine Freunde in Braunschweig, sehr bald und leicht hinter die wahre Beschaffenheit kommen können. Doch, dachte ich, wer will eine jede solcher Spuren selbst verfolgen? Hier ist deutlich genug darauf gewiesen; der Fingerzeig wird mehrern in die Augen fallen: und wir werden bald hören, woran wir sind.

Nur als ich selbst nach Wolfenbüttel kam, erinnerte ich mich sogleich, daß das, wovon ich ganz gewiß vermuthet hatte, daß es auch ohne mich geschehen würde, dennoch bisher unterblieben sey. Und da wäre es denn ohnstreitig mehr Lässigkeit, als Enthaltung gewesen, wenn ich es nicht mit eines von meinen Ersten seyn lassen, mich auch hierüber durch meine eigene Augen des Gewissern zu belehren.

Es geschah: und mit dem ersten Blicke, den ich auf das alte Buch warf, war die Sache entschieden. Ich fand nehmlich, zu meiner nicht geringen Freude, in der That und Wahrheit, daß dieses zu Bamberg schon 1461 gedruckte Fabelbuch, schlechterdings nichts anders als eben die Sammlung alter Fabeln ist, welche erst **Scherz** und dann die Schweitzer herausgegeben; unwissend, daß

man

man ihnen längst damit zuvorgekommen, und daß der alte Dichter, den sie ihres Fleisses für so werth hielten, gleich im Anfange der Buchdruckerey für würdig geachtet worden, durch die neuerfundene Kunst allgemeiner bekannt gemacht zu werden. Oder wenn dieses die Sache nicht war, — wie man denn auch wohl schwerlich behaupten kann, daß alle Bücher, welche zuerst gedruckt wurden, auch zuerst gedruckt zu werden verdienten — so erhellet doch wenigstens aus dem so schleunigen Abdrucke dieser Fabeln, daß sie damals ein Buch gewesen, welches viel gelesen ward: denn wenn die Wahl der ersten Drucker schon nicht immer auf die besten Bücher fiel, so fiel sie doch sicherlich immer auf die gangbarsten.

Eine Anmerkung dringt sich hier mir zu lebhaft auf, als daß ich sie ganz verschweigen sollte. — Wie wenig man sieht, wenn man nur das sieht, was man sehen will! wenn man für nichts Augen hat, als für **seinen** Kram! Und wie bekannt etwas seyn kann; und zugleich wie unbekannt! — Als erster Druck, war unser Fabelbuch bekannt genug; nur als das, was es eigentlich ist, war es so unbekannt, daß es, völlig ungerügt, einmal und zweymal, als etwas ganz Neues, aus Handschriften konnte und durfte gedruckt werden. Das macht: der Litterator verachtet meistens den Poeten; und der Poet lacht gemeiniglich über den Litterator. Jeder begnügt sich, um seine Welle zu gehen, wie ein geblendeter Gaul. —

Wer sich indeß auf die Seltenheit eines deutschen Druckes von 1461 verstehet, wird leicht begreiffen, daß weder **Scherzen**, noch den Herren Schweitzern aus ih-

rer Unwissenheit ein Vorwurf zu machen. Es wäre sonst eben als ob man von ihnen verlangte, daß sie auch alle Handschriften sollten gekannt haben, die von den nehmlichen Fabeln hin und wieder in Bibliotheken annoch verborgen liegen. Denn wahrlich ist ein so früher Druck an Seltenheit einer Handschrift vollkommen gleich; und der insbesondere, von dem die Rede ist, wohl noch gar ihr weit daran vorzuziehen. Denn Handschriften von diesen Fabeln kenne ich doch wenigstens sechse; da ich hingegen von der Bamberger gedruckten Ausgabe ein zweytes Exemplar, ausser dem unsrigen, nicht nachzuweisen wüßte. Wenigstens macht es mir der Herr **von Heineke** ungewiß, ob dasjenige Exemplar, welches **Saubertus** doch wohl wird gesehen haben, annoch in der Nürnbergischen Bibliothek befindlich ist, oder ob es gar jemals daselbst vorhanden gewesen (*).

Was aber, wie gesagt, jenen Gelehrten nicht zu verübeln stehet, das würde einem Bibliothekar, der eine so einzige Merkwürdigkeit unter seinem Beschlusse hat, sehr zu verdenken seyn. Denn von diesem verlangt man sogar, daß er gelegentlich Meldung davon thue, wenn man ihm anders zutrauen soll, daß er das, was er bewachet, auch kenne. Und daher glaube ich denn mit folgender Nachricht, selbst bey denen keinen Undank zu verdienen, die ihr schriftstellerisches Verdienst um eine Kleinigkeit dadurch geschmälert finden dürften.

— Also

(*) Nehmlich in einem neuen Werke, (Idée generale d'une Collection complette d'Estampes &c. à Vienne 1771. p. 275.) in welchem er die in den **Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen** ertheilte Beschreibung, mit einigen Zusätzen wiederhohlt hat.

— Also zuvörderst das Aeusserliche und Materielle des Buchs zu beschreiben: so setze ich zu dem, was der Herr **von Heineke** bereits von dem Formate und den eingedruckten Holzschnitten desselben gesagt hat, noch dieses hinzu (*). — Das Papier ist von ziemlicher Stärke, aber nicht von besonderer Weisse; und hat zum Zeichen den aus der Maynzischen alten Drucken so bekannten Ochsenkopf. Ich merke dieses darum an, weil es sonach ein sichtbarer Beweis ist, daß besagtes Zeichen nicht schlechterdings einen **Faustschen** Druck beweiset, wie **Naudäus** behaupten wollen; welcher Behauptung die Kenner zwar ihren Zweifel, aber doch, so viel ich weiß, noch kein wirkliches Beyspiel entgegen gesetzet haben (**). — Die Blätter, deren in allen acht und achtzig sind, haben überhaupt keines von den Merkzeichen, durch welche ihre Folge bestimmt, und die Zusammenbindung erleichtert wird. Sie sind weder paginirt noch gezählt; ohne Custos und Signatur: daher es um so weniger zu verwundern, daß sie hier und da verbunden worden. — Die Schrift ist eine plumpe stumpfe Fractur, fast so groß als die, welche in den Formatbüchern Doppel-Mittel-Fractur heißt. Dem ersten Ansehn nach sollte man sie für eben die Schrift halten, aus welcher **Conrad Kacheloven**

(*) Nehmlich daß es in klein Folio sey, und über jeder Fabel ein Holzschnitt stehe, dergleichen er einen copiren, und ihn sowohl seinen **Nachrichten** als dem angeführten französischen Werke beydrucken lassen.

(**) *Christ. Gottl. Schwarzii* Exercitatio, qua primaria quædam documenta de Origine Typographiæ illustrantur. pag. 45.

seinen Donat gedruckt hat. Doch bey genauer Betrachtung findet man diese etwas stärker, und in den Zügen einiger grossen Buchstaben verschieden; zwar immer noch wenig genug, um das Deutsche für Lateinisch, und das Lateinische für Deutsch zu halten. — Die Verse sind nicht abgesetzt, sondern lauffen wie Prosa in einem fort, und machen der Zeilen auf jeder Seite, die durch keinen Holzschnitt unterbrochen ist, fünf und zwanzig. — Die Anfangsbuchstaben einer jeden Fabel sind roth hineingeschrieben; mit welcher rothen Dinte oder Farbe denn auch die ersten grossen Buchstaben eines jeden Verses ziemlich stark durchstrichen sind; als wodurch, die illuminirten Holzschnitte mit dazu genommen, das Ganze einen sehr bunten Anblick macht. Von diesen Holzschnitten ist noch zu merken, daß der Mann in dem langen zugegürteten Rocke, mit der rechten Hand auf etwas weisend, wie er in der Probe, welche der Herr **von Heineke** davon nachschneiden lassen, neben den eigentlichen Figuren der Fabel in einer besondern Einfassung stehet: daß, sage ich, dieser Mann eben so auch bey allen übrigen Bildern vor einer jeden Fabel zu sehen, und ohne Zweifel den auf seinen Vorwurf zeigenden Dichter vorstellen soll. — An Unterscheidungszeichen ist keines gebraucht, als das Punkt: und auch dieses kömmt nicht da vor, wo es der Verstand erfodert, sondern stehet am Ende eines jeden Verses, der Verstand mag eine Unterscheidung leiden oder nicht. — Die Fabeln selbst sind gleichfalls nicht numeriret, und ohne alle Anzeige des Innhalts. — Daß kein Titelblatt vorhanden, brauche ich kaum zu sagen: aber es zeigt sich auch sonst keine Spur von irgend einer Aufschrift, die

das

das Buch geführet, oder führen könnte; selbst in den Schlußzeilen nicht, in welchen dergleichen doch sonst vorzukommen pfleget. Diese waren, vor dem Herrn **von Heineke**, auch bereits vom **Saubertus** angeführet, und lauten so.

Zu bamberg dies puchleyn geendet ist
Nach der gepurt unsers herren ihesu crist
Do man zalt tausend unde vierhundert jar
Und ym einundsechzigsten das ist war
An sant valenteins tag
Got behut uns vor seiner plag. Amen.

Die Jahrzahl, die hier angegeben wird, ist ausserordentlich früh; und noch mehr muß der Ort befremden, wo das **puchleyn geendet** seyn soll. Denn der gedruckten Bücher waren 1461 überhaupt noch so wenige; und unter diesen wenigen, findet sich kein einziges, von dem man nur mit Wahrscheinlichkeit behaupten könne, daß es ausser **Maynz** gedruckt wäre. Bamberg müßte sonach, nicht allein mit unter den ersten Städten Deutschlands seyn, in welche sich die Druckerey verbreitet hätte, worunter sie die alte Cöllnische Chronike doch nicht rechnet: sondern sie müßte schlechterdings die allererste seyn, denn selbst von Straßburg findet sich kein früherer Druck, als von 1466. Gleichwohl trift man auch sonst kein Buch an, das um diese Zeit zu Bamberg gedruckt wäre; und nach dem Verzeichnisse des **Pr. Marchand** (*) ist das erste, welches in dieser Stadt ans Licht getreten, von 1491. Sollte es möglich seyn, daß eine so nützliche, und damals so

(*) Histoire de l'origine et des primiers Progrés de l'Imprimerie. Part. I. p. 86.

so einträgliche Kunst, welche so geschwind daselbst bekannt geworden, auch wiederum so geschwind ins Stecken gerathen wäre? Und dieses ist denn auch wohl die vornehmste Ursache, warum man unser Fabelbuch lieber für eine von jenen Vorspielungen der Druckerey, als für ein wirklich gedrucktes Werk halten wollen. In wie weit aber der Augenschein diese Vermuthung begünstige, will ich hier nicht untersuchen. Genug daß, wenn er auch gänzlich darwider wäre, und man noch so offenbare Merkmahle gegossener Buchstaben fände, wo andere nichts als geschnittene Tafeln zu erkennen geglaubt, man darum doch noch keinen Grund hat, die ganze Unterschrift in Zweifel zu ziehen. Anfangs zwar scheinet selbst der Herr **von Heineke** hierzu nicht ungeneigt gewesen zu seyn; und wenigstens wollte er ein Mißverständniß dabey argwohnen. Denn er sagt in seinen Nachrichten, „es lasse „sich nicht behaupten, daß unser Fabelbuch wirklich 1461 „zu Bamberg **gedruckt** worden; es stehe blos da, es „sey in diesem Jahre daselbst **geendet** worden, welches „von der Verfertigung des Buchs eigentlich gelte.„ Nun weiß ich wohl, daß einige Data alter Abdrücke auf diese Weise zu verstehen sind: und aus dem Worte **geendet** ist freylich nichts **für** den Druck zu schliessen. Doch gewiß auch nichts **darwider**: und wenigstens müßte, wenn es ja nicht auf den Druck gehen sollte, sodann nicht die Verfertigung des Buchs, sondern lediglich die Verfertigung der Abschrift des Buchs, welche der Drucker vor sich gehabt, damit gemeinet seyn. Denn das Buch selbst, die Fabeln selbst, sind ohnstreitig weit älter; welches so viele Handschriften auf die unwidersprechlichste Art bezeugen.

gen. Doch es ist unnöthig, noch itzt diese Erinnerung gegen den Herrn **von Heineke** zu machen, da er selber, in seinem neueren französischen Werke, auf seinem Argwohne nicht bestehet, sondern es für gar nicht unmöglich erkläret, daß Bamberg eine von den ersten Städten, nach Maynz, gewesen, in welchen die Druckerey getrieben worden (*). Aber auch, dürfte man fragen, in der Vollkommenheit getrieben worden, zu welcher der Herr **von Heineke** will, daß die Formenschneiderey sogleich übergegangen? Denn wenn unser Fabelbuch nicht von geschnittenen Tafeln abgedruckt ist, so dürfte man doch wenigstens glauben wollen, daß es mit hölzernen beweglichen Buchstaben gesetzet worden; und diese hölzernen Buchstaben sind es, welche der Herr **von Heineke** gänzlich aus der Geschichte der Druckerey will ausgethan wissen. Es ist schwer, einem Manne, von seiner Erfahrenheit in solchen Dingen, etwas entgegensetzen zu können, was ihm nicht längst bekannt sey. Und dennoch will ich es vielleicht ein andermal wagen, ihm einige Bemerkungen vorzulegen, die gedachter seiner Hypothes entgegen stehen, und sich mehr auf eine Art von Zeugnissen als auf mißliche Beurtheilungen des Auges gründen.

Vor itzt liegt mir an allem diesen nichts: genug das Buch ist da; mag es doch entstanden seyn, wie es will. Ich komme vielmehr auf das Hauptwerk, welches der Text ist.

Seinen Innhalt brauche ich meinen Lesern nicht bekannt zu machen: sondern allein das Verhältniß, in welchem

(*) Idée generale, p. 277.

chem er mit dem Texte stehet, den uns die Schweitzer gegeben haben. Dieses aber kann nicht besser geschehen als durch Proben, aus deren Vergleichung ein jeder selbst urtheilen kann, wie weit er sich, an Sprache und Rechtschreibung, von dem neuen aus sorgfältig verglichenen Manuscripten gelieferten Zürcher Abdrucke entfernet, und um wie viel der eine dem andern, an Richtigkeit und Vollständigkeit, entweder vorzuziehen oder nachzusetzen. Ich will also, ohne alle Wahl, so wie das Buch auffällt, einige Fabeln, mit möglichster Sorgfalt Buchstabe für Buchstabe copiret, hier mittheilen, und von der ersten den Anfang machen.

I.

Ainsmals ein affe kam gerant
Do er viel guter nusse vant
Der hette er gessen gerne
Im was gesagt von dem kerne
Der wer gar lustiglich unde gut
Beswert was sein thum̃er mut
Do er der pitterkeit entpfant
Der schalen darnach zu hant
Begreiff er der schalen hertikeit
Von den nussen ist mir geseit
Sprach er das ist mir worden kunt
Si haben mir verhonet meinen munt
Hyn warff er sie zu derselben fart
Der kerne der nusse im nye wart.

Demselben affen sein gleich
Beide jung arm unde reich
Die durch kurze pitterkeit
Verschmehen lange susikeit
Wenne man das feuer enzunten will
So wirt des Rauches dick zu vil

Der

Der thut einem in den augen we
Wenn man darzu bleset mee
Biß es enzundet wirt wol
Und dañ hitz gibt als es sol
Das feuer sich kaum erwigt
Das es hize und licht gibt
Also ist es umb geistlichs leben
Welches mensch sich got will ergeben
Der muß haben gros leiden
Und viel dinges vermeiden
Darnach in viel mancher hertikeit
Im ein anfanck ist bereit
Ee das feuer der myñe
Im enzundet sein siñe
Hieran mag gedenken wol
Der mensch der got dienen sol
Der sol durch keinerley ablan
Er sol am stetem dinst bestan.

Ich will, wie gesagt, die Vergleichung dem Leser selbst überlassen. Wenn er aber finden sollte, daß sie ein wenig sehr zum Nachtheil des alten Bambergischen Drukkes ausfalle; daß in dem neuen Zürcher verschiedene Zeilen weit geschmeidiger und verständlicher aus den Handschriften geliefert worden: so wird er doch auch nicht in Abrede seyn, daß hinwiederum in jenem eines und das andere vorkömmt, welches offenbar das Bessere ist, und von den lezten Herausgebern hätte genutzet werden können. Wenn z. E. die Schweitzerische Ausgabe in der 14ten Zeile lieset,

„Die nuß der kerne im nit wart„

klingt dieses in unserer nicht weit besser und dem Verstande gemässer,

„Der kerne der nusse im nye wart?„

Denn

Denn man sagt doch wohl ohnstreitig, der Kern der Nuß: und nicht, die Nuß des Kernes. Auch daß bey uns die beiden Zeilen, welche dort auf die 34ste folgen,

Und im trostlich muige wesen
Als wir dik hörent lesen

gänzlich mangeln, ist zu loben. Denn sie sind so überflüssig, und zeigen von so einer elenden Flickerey, daß sie unmöglich von dem Verfasser herkommen können. — Eine zweyte Probe sey die **neunte** Fabel der neuesten Ausgabe, welche in unsrer die **achte** ist.

IX. (8).

Vier gesellen komen uber ein
Das es alles sol sein gemein
Was sie der iagten auf der heide
Beide gros unde cleine
Das ein was ein lewe freysam
Ein geis ein ochse was zam
Ein schaf der vierd geselle was
Sie lebten am ersten ane haß
Ein hirs begegent in do
Do wurden sye gar fro
Do der von in gefangen wart
Do wart nicht lenger gespart
Er wart zu hawen schir
Unde geteilet in vier
Do sprach der lewe freißam
Den ersten teil den muß ich han
Das sol mir durch mein adelkeit
Vor euch allen sein bereit
Das andre gibt mir mein krafft
Und meyn grose meisterschafft
Das dritte soll mir nicht engan
Wañ ich am allermeisten gevochten han.

Mir

Mir beleib dann der vierde teil
Die freuntschafft lies ich anders feil
Die wir zusam̄en haben geschworn
Sie vorchten alle des lewen zorn
Die teil musten sie ym alle lan
Und musten hungerig von dañen gan
  Es geschicht unde ist auch recht
Wo sich gleichen wil der knecht
Dem herren durch sein thumen mut
Das schadt ym unde ist nicht gut
Mit herren weichsel essen
Wañ sie haben sich des vermessen
Der sich nicht davor huten wil
Sie werffen in mit weichseln stil
Die herren sprechen wenn man teilen sol
Ich gan dir deines rechten wol
Hab dir das kalb las mir die ku
Ich nym dir anders was du hast darzu
Also wirt der arme betrogen
Und von den gewaltigen an gelogen
Das mag anders nicht gewesen
Vor gewalt mag nymant genesen
Wañ gewalt get fur recht
Und wo sein sulch knechte
Die des nit wollen abegan
Die kunnen die lenge nicht bestan

Auch von dieser Fabel gilt, was ich von der ersten gesagt habe. Auch hier gibt unser alter Druck verschiedne Kleinigkeiten an die Hand, die eher so, als so wie die Schweitzer sie lesen, aus der Feder des Dichters werden geflossen seyn. Wer zweifelt z. E. an der 7ten und 8ten Zeile, die bey jenen weit leerer und kahler so lautet:

Ein schaff der vierd geselle was
Als ich an einem buoche las?

Es ist der nehmliche Lückenbüsser und Reimfüller, der in der vorigen Fabel bey uns ganz weggeblieben war, und in dieser bey uns mit einem so schönen und passenden Umstande ersetzet ist, daß wenn der Dichter auch nicht wirklich so geschrieben;

Ein schaf der vierd geselle was
Sie lebten am ersten ane haß:

er doch ohnstreitig so hätte schreiben sollen. — Ich glaube nicht daß es nöthig seyn wird, noch mehr als eine einzige Probe anzuführen; die ich jedoch mit Rücksicht auf einen anderweitigen Umstand wählen will. Es ist die bekannte Fabel **von dem Vater, dem Sohne, und ihrem Esel;** nach der Ordnung die **zwey und funfzigste** in der neuen, und die **sechs und vierzigste** in unsrer alten Ausgabe.

LII. (46.)

Eins mals zu markte fur ein man
Seinen sun er zu ym nam
Einen esel darzu das
Er dester gereiten mochte das
Auff den esel saß der man
Seyn sun muste gan
Mit ym er het zu reiten nicht
Nu fugt es sich von geschicht
Das ym leut entgegen kamen
Die groß wunder namen
Sie sprachen alle wie der man
Reit und lest den jungen gan
Ließ er den knaben reiten
Und lief dem knaben pei der seiten
Daran thet er vil paß
Do der alt erhoret das

Von

Von dem esel saß er do
Der jung saß auff und was fro
Der ein zu dem andern sprach
Do er den knaben reiten sach
Wart getreuer geselle meyn
Der alt mag wol ein narre sein
Das er lest reiten den knaben
Der solt laufen und traben
Und solt der alt reiten
Vil kaum mocht er gepeiten
Das der alt auff den esel kam
Zu dem knaben und reiten hin dan
Den esel riten sie peide
Das wart in schir zu leide
Do ym die leut bekommen
Num̃er dum nomen
Sprachen sie alle sehet an
Wie thut der alt man
Sich gesezt hat auff das eseleyn
Er und auch das kneblejn
Sie wollen den esel haben tot
Zwar es thut ym kein not
Der alt solt rue han
Und solt den jungen laßen gan
Die rede also geschach
Der vater zu dem sun sprach
Wol abe wir wollen peide gan
Der esel auch soll rue han
Do komen die frauen und die man
Sie sprachen alle nu sehet an
Wie torecht die peide sint
Der alte man und auch sein kint
Das ir nicht syn zu reiten hat
Der esel der doch ledig gat.

Do sprach der vater sun bilan
Wir wollen peide zu fuß gan
Und wollen den esel tragen
Was dann die leut werden sagen
Sie wurffen den esel nider
Zusam̄en punten sie ym sein gelider
Und hingen in an ein stangen groß
Den esel es sere verdroß
Er wer vil lieber gegangen
Das er must an der stangen hangen
Nu wol auff der vater sprach
Der sun vil jemerlich sach
Das er den esel must tragen
Dy leute begunden zu sagen
Man sicht wol das sie narren sint
An wizen sint sie peide blint
Do das der alt sach
Das ym nymand wol sprach
Seuffzen er sere began
Seinen sun sach er an
Er sprach hore was ich dir sag
Es sey dann das mich der esel trag
Oder dich so sey wir thoren
Treit er uns peyde er ist verloren
Get er ledig so sein wir narren
Tragen wir in den so an einer stangen
So ist nyemant torchter dann wir
Dovon rat ich dir
Das du thust recht und wol
Die werlt ist aller poßheit vol
An straffe mag nymant genesen
Wer mag an hinder rede gewesen
Wer an eren mag bestan
Der sol durch kein dinck abelan
Er soll thun was ym fuget wol
Auch wer er aller tugend vol

Und wie vil ein mensch gut thut
So dunket es die werlt nit gut
Gesehen sint vil leut plint
Der herze so vergifftig sint
Was sie horen oder sehen
Das sie darzu das poste iehen
Der sich vor den gehuten kan
Es sint frauen oder man
Der mag wol frolich loben got
Kumpt er hin ane spot.

In dieser ganzen Fabel, so wie sie hier und in unsrer ersten Ausgabe zu lesen, ist schlechterdings nichts, was den Lesarten der neuen Ausgabe vorzuziehen wäre. Vielmehr ist dieser alte Text nicht allein durch offenbare Druckfehler verunstaltet, (z. E. gleich in der vierten Zeile, wo es **paß** für **das** heissen muß;) sondern auch an mehr als einer Stelle verstümmelt. Zwischen der 18ten und 19ten Zeile fehlen ihm folgende, oder ungefehr folgende Zeilen, wie sie die verschiedene Rechtschreibung und Mundart geben würde:

Das er auch reiten solte
Der alte gerne wolte
Nebent bi dem esel gan
Do bekamen in zwen ander man.

Zwischen 44 und 45 fehlet:

Sus gingens uff der strasse hin
Der esel ging auch ler mit in.

Desgleichen nach der 64sten:

Warta warta sechent an
Ein esel tragent zwene man
Der soelt sie beide billich tragen
Wen mag es wol ze mere sagen.

Denn so lieset dieses alles die neue Ausgabe der Schweitzer, vollständiger und richtiger: welches Lob ich ihr, auch in noch mehrern Fabeln, nicht ungern zugestehe.

Ja ich will eben so gern einräumen, daß wenn es überhaupt weiter nichts, als einige bessere Lesarten wären, die aus dem alten Bambergischen Drucke zu ziehen, der Nutzen desselben sehr geringe seyn würde. Und gewiß hätte es sich kaum der Mühe verlohnet, mehr als mit ein Paar Worten der Entdeckung desselben zu gedenken. Es wäre ein Leckerbissen für den Bücherwurm, und weiter nichts. Doch weit gefehlt, daß es nur dieses seyn sollte: das Beste kömmt noch.

Als ich von vorne herein die Vergleichung Fabel vor Fabel anzustellen begann, konnte ich lange keinen andern wesentlichen Unterschied entdecken, als daß in der alten Ausgabe einige der Fabeln gänzlich fehlten, welche sich in der neuen finden. Auf einmal gerieth ich im Blättern an das Ende, und fand, daß dieses mit einem Epilog versehen sey, der mir ganz fremd war, und der durch einen besondern Umstand meine schon erlöschende Neugierde mit eins wieder erweckte. Hier ist er, dieser Epilog; der mir die erste Hoffnung machte, daß, wo ich diesen Anbruch gefunden, der Ausbeute wohl noch mehr werden dürfte.

Wer die peispil merken wil
Der seze sich auff des endes zil
Der nutz leit am ende gar
Der peyspil nemet eben war
Die that ist nit also gewesen
Der geschicht als ir habt horen lesen

Darumb

Darumb list man ein peispiel gut
Das weiser werd des menschen mut.
Hundert peispil han ich geleit
An diß puchlein und ist becleit
Gar mit weisen worten
Einfeltiglich an allen orten
Und gezirt sint mein wort
Doch han ich cluger synn gehort
Ein durres tal offt treit
Ein kern der susigkeit
Ein cleiner gart offt gebirt
Schlechte wort und schlecht gericht
Das lebt nu in der werlt nicht
Vil wort unde krump sein geflochten
Der hat nu vast gefochten
Wenn schlecht wort nutz sint
Keinen frumen er von in genympt
Es prediget mancher von hohem rat
Der sich selber nicht verstat
Der wol das schwert prechen kan
Dem ist es nutz vil manch man
Treit sper, messer unde schwert
Die ym sein cleines nutz wert
In seiner hant das ein ende hat
Diß puch das do hie geschrieben stat
Wer es list oder lest lesen
Der muß selig ymmer wesen
Und wem es zu lieb geticht sey
Der muß ymer werden frey
Vor allen ungluck ymmer mee
Sein sele befind nymer wee.

Ich will mich itzt nicht bey einzeln Stellen aufhalten, welche so, wie sie hier gelesen werden, kaum verständlich

sind.

sind. Ich will nur sogleich meine Leser jenen Umstand bemerken lassen, der mir so besonders auffiel. Doch ohne Zweifel haben sie ihn schon von selbst bemerkt. Es ist die Zeile:

„Hundert peispil han ich geleit,„

Hundert Beyspiele! Ganze hundert Fabeln also, sagt der Dichter ausdrücklich, daß er in seinem Buche erzählt habe. Und wo finden sich diese hundert Fabeln, in der Ausgabe der Schweitzer? Diese hat deren, nach eigner Numerirung, nicht mehr als vier und neunzig: oder gar nur drey und neunzig, wenn man genauer nachzählet. Denn da, wo die eine Handschrift angefangen, springet die Zahl von XXIII sogleich auf XXVI. Und obschon darzwischen auf der 45sten Seite ein Absatz vorkömmt, der ohne Zahl geblieben, aber die Zahl XXIV führen sollte, weil er eine besondere vollständige Fabel ist: so fehlet doch noch immer Nummer XXV; und in allem fehlen folglich, an der vollen Anzahl von hundert, ganzer sieben Stück.

Aber die Bamberger alte Ausgabe wird sie doch vollzählig haben, diese hundert Stück? Das durfte ich kaum hoffen; und zu meinem grossen Leidwesen fand ich in ihr deren gar nur fünf und achtzig. Alles, womit ich mir also vor der Hand noch schmeicheln konnte, war die Unwahrscheinlichkeit, daß in beiden Ausgaben gerade die nehmlichen Stücke fehlen sollten.

Und so war es auch nicht. Denn kurz, nachdem ich endlich Stück vor Stück verglichen hatte, fand ich mich um ganzer sechse reicher; so, daß wenn die Anzahl XCIV in der Schweitzer Ausgabe nur ihre Richtigkeit gehabt

gehabt hätte, mir von allen hundert Fabeln unsers alten ehrlichen Dichters auch nicht eine einzige abgegangen wäre.

Von den drey und neunzigen nehmlich, welche diese neue Ausgabe hat, mangeln in der alten Bambergischen, Nummer VI. XVII. XXIV (*). XXXVII. XLVIII. LIV. LVI. LIX. LXIV. LXVI. LXXI. LXXV. LXXXI und LXXXIII. folglich in allen vierzehn; wornach ihrer überhaupt nicht mehr als neun und siebenzig bleiben würden. Dagegen hat sie, wie gesagt, sechs eigene, die jener abgehen, und die ich hier ohne weitere Vorrede mittheilen will. Sie folgen auf die neun und siebzigste alle hinter einander; und müssen, wenn einmal in einer neuen Auflage die Schweitzersche Ausgabe damit vermehret werden sollte, ebenfalls da hinter der vier und neunzigsten, oder eigentlich drey und neunzigsten, in Einer Ordnung folgen; worauf der schon angeführte Epilog das ganze Buch beschliessen würde. Daß sie ohne Aufschriften sind, weiß man schon.

(*) So sollte nehmlich, wie schon berühret worden, in der Schweitzerischen Ausgabe der Absatz S. 46 numeriret seyn, welcher sich anfängt,

„Es was ein wiger vroeschen voll ꝛc.

80.

Vil krieges macht dein unde mein
Das wart in einem krieg schein
Von dem ich gelesen han
Es kriegten zwen reich man
Mit einander umb gut
Der krieg wert lang und ir mut
Ir iglicher wolt haben recht
Sie machten ein groß geprecht
Des wart ir sach hin gezogen
Umb das ir iglicher wurde betrogen
Vor dem der ir herre was
Wer solt sie richten paß
Das kein unrecht solt vor gan
Gut recht solten sie peide han
Do die sach gesezt wart
Darnach nit lang wart gespart
Vil heimlich do der ein man
Gegangen zu dem herren kam
Und bracht ein ochsen der was groß
Der clage den herren nit sere verdros
Er sprach lieber herre mein
Last euch mein sach bevollen sein
Mein sach ist gut meyn wort sind schlecht
Ich pit nit anders den recht
Der herre sprach es sol gescheen
Dein gab sol ich wol ansehen
Des rechten ich mich wol verstan
Diese rede vernam der ander man
Mit rat fur er heimlich zu
Des hern frau bracht er eyn ku
Do des hern frau die ku sach
Fleißiglich er zu ir sprach
Gnedige frau meyn
Last euch mein sach bevollen sein

Schweig stille und hab guten mut
Dein sach muß werden gut
Die frau zu dem herren sprach
Do sie die schone ku ane sach
Durch mein willen hilff den man
Das er sein sach mug behan
Und sein gut des pit ich dich
Der pete verzeihe nit mich
Der herre der frauen gerett das
Do der herre zu gericht saß
Do kamen auch die zwen man
Und solt auch ir krieg ein ende han
Sie legten peide fur ir clage
Der richter nach der frauen sage
Er stunt ym pei der ym gab dy ku
Rede ochs sprach der ander darzu
Wiltu nicht reden es ist zeit
Du meiner sach nit lenger peit
Rede an mein ochs des pit ich dich
Durch nicht soltu laßen mich
Der herre sprach es mag nicht gesein
Das do rede der ochs dein
Die ku den mund beschlossen hat
Den ochsen an stym er stat
Der ochs verlor sein sach gar
Das wart sein meister wol gewar

Empfangen gabe binden kan
Gabe entricht manchen man
Empfangen gabe selden thut
An frauen und an mañen gut
Empfangen gabe gepirt
Das offt recht zu unrecht wirt
Ein richter der do recht richten wil
Der bedarff keiner gabe zu vil

Der

Der richter sol nit abelan
Das recht sol er veste han
Wo das kussen rynnet zu
Und enpfangen wirt die ku
Do mag der kaum gesigen
Die ku ret der ochs was geschwigen
Das thet des kusses rat
Das dick schedlichen geraten hat
Mancher hoher richter unde fursprech
Got es selber an ym rech
An dem jungsten tage
Wirt er verurteilt als ich euch sage
Das ist die englisch clage
So mag ym selber nymant vertrage.

81.

Stat macht dieb als ich euch sag
Uebrige gezirde schat nacht unde tag
Wer sich der masset der thut wol
Als uns diß peispil sagen sol.

Ein purger der het in seinem hauß
Ein katzen die manch mauß
Ving die was stolz und gemeit
Ihr palck was schon unde wol gecleit
Seinen nachpauern gevil sie wol
Sein herz was begierde vol
Wie der die kazen mocht gehan
Den palck sah er lieplich an
Der was weiß als der schnee
Nach der kazen was ym wee
Durch nicht wolt er sie lasen genesen
Der palck muste sein wesen
Des kan ich genisen wol
Funff schilling er mir gelten sol

Dar-

Darnach nit lang wart gespart
Der kazen dieb gemeldet wart
Und wart dem purger kunt gethan
Wie das er die kazen wolt getot han
Durch des palges schein
Der purger sprach es mag nit gesein
Sind der palck schaden tut
Ich schick das er were behut
Und meyn gevatter lest in leben
Ein erznei wil ich ir geben
Mit einem schaub fur er zu
Der kazen palck besenget er nu
Das er schwarz unde manigvalt
Flecket was und ungestalt
Also behut der purger do
Sein kazen wer noch tut also
Des kaze wurd wol behut

Welche frau hat ein uppigen mut
Und stellet auff gezirde groß
Das manch frau nye verdroß
Wer die behuten wil
Der volge ires willen nit zu vil
Den palck er ir besengen sol
Das sie icht eym andern gevalle wol
Durch des palges schein
So stete mag kein frau gesein
Wil sie sich der werlt geben
Vil schier wird geschwecht ir leben
Welcher frauen ir wirt wol gevelt
Die leben in eren mannigvalt
Weiplich geperde frauen zucht
Die sint vor aller werlt gerucht
Ein weib schon keusch unde wol behut
Erhebt manches mannes mut

Nie auff ertrich peſſers wart
Denn eine frau von guter art
Frum̄er frauen leip unde mut
Iſt vor allen wandel behut
Die ſol man unbeſenget lan
Der kazen dieb leſt ſie wol gan
Und aller eren iſt ſie wert
Ich hoffe ſie wurd von got gewert
Was ſie von ym wolt piten
Got behut ir aller ſiten
Durch alle weib reine
Sie ſind groß oder cleine.

82.

Man liſt von einem kindelein alſus
Das mit namen hieß papius
Sein leib was jung ſein ſyn waren alt
Sein herz auff weißheit was geſtalt
Zu rome es in das rathauß kam
Mit ſeinem vater unde manchen man
Wann rome manch witz pflag
Es geſchach auff einen tag
Das ſich fuget ein wunderlicher rat
Zu rome in derſelben ſtat
Auch kamen ſie uber ein
Das nymant weder groß noch clein
Von dem rat ſolt ſagen
Do wurd des jungen muter fragen
Er ſprach liebe muter mein
Ich thu dir deines fragens ſchein
Ich ging mit meinem vater auß
Und kam in das rathauß
Do ſah ich manchen weiſen man
In dem großen rat ſtan

Die

Die muter sprach zu ym zu hant
Was meinstu das sie heut hant
So lang geraten liebe muter mein
Das ich es sage mag nit gesein
Das ich offen der romer rat
Das man sust verpoten hat
Do die muter erhort das
Das der rat verpoten was
Do wart ir nach der sach not
Sie wolt den knaben haben tot
Sie schlug in sere der knabe sprach
Do er die muter zornig sach
Ich wil dir sagen was do ist der rat
Den man heut geraten hat
Es ist ob ein frau zwene man
Mit recht mug zu der ee han
Oder ein man zwei weib
Sie sprach sam mir sele und leib
Vil pesser ist das zwen man
Ein weib sollen han
Wañ zwei weib ein man hetten
Ich sprech das und theten
Sie gewuñen nymmer guten tag
Zwar ob ich es gefugen mag
Ich sol es frolich widerstan
Sie begund zu andern frauen zu gan
Sie thet ein weiplich that
Sie offent des herren rat
Als ir der knab het geseit
Sie sprach alle groß herzeleit
Und krieg musten wir gegen in han
Es ist pesser das zwu frauen ein man
Sollen unterdenig seyn
Wol auff lieben gespilen mein

Sprach eine zu der andern da
Uns ist sorge vil nah
Wir sullen des zu rat gan
Und sullen es mit nichte lan
Unser not sullen wir clagen
Und horen was sie sagen
Do die sach also geschach
Und die frauen der rat an sach
Sie wunderten alle was das mocht gesein
Sie enpfingen sie und liesen sie ein
Und als sie die sach hetten vernumen
Darumb sie dar waren kumen
Sie richten sie schon wider heim
Und sprachen wir sullen all uber ein
Kumen des das ein man wol
An einem weib benugen sol
Die frauen gingen wider heim
Do sprach der ratherrn ein
Wovon mag das sein kumen
Das die frauen haben vernumen
Do sprach der knab papius
Do ich gestern kam zu hauß
Do wolt mein muter wissen das
Wes man zu rat worden was
Do wolt ich sie nit wissen lan
Do geriet sie mich gar sere zu schlan
Eyn lugen der dacht ich auff der stunt
Und sprach das wort das euch ist worden kunt
Von den frauon nu
Sie sprachen dank hab du
Und verpoten das kein kind mee
Kem in den rat als ee
Wann dieser knabe was acht jar alt
Seiner weißheit er nicht entgalt

Der do heimlich raten wil
Der getrau kindern nit zu vil
Wañ kinder und ein trunckner man
Mugen heimlich nicht behan
Unstet ist der frauen mut
Des seyn ir wort nit wol behut
Was eyn frau weiß wie schad es ym̃er mag gesey
Zu hant wissen es zwu oder drei
Wovon dir mag gescheen leit
Das las der frauen ungeseit
Was du wilt verholn han
Das soltu das weib nit wissen lan
Doch man sy darumb loben sol
Sie mugen das verhelen wol
Das sie das nicht wissen
Wann mancher wirt von in beschissen
Das ist wol worden schein
Danck hab der der an sie wol mag gesein.

83.

Von einem pischoff list man das
Das er in grossen eren saß
Gelerter pfaffen het er viel
Sein wirdigkeit was an Zil
Nu het er einen jungling
Ein schuler kundig auff alle ding
Bey dem was seins vettern kint
Der was dem pischof gar gemynt
Er het auch ein weisen man
Als ich das vernumen han
Ein erztprister gesezt ein
Den leuten zu einem guten schein
Nu fuget es sich auff einen tag
Das der erztprister siech lag

Und also siech starb
Der jungling umb das ampt warb
Der pischoff thet was er begert
Doch des ampts was er ungewert
Darnach nit lenger wart gespart
Dem pischof gesendet wart
Ein kerbe mit guten pirn vol
Des danket er dem poten wol
Gar lieb was ym das geschank
Er sprach zu dem seyn zu hant
Wem mag ich getrauen wol
Der mir der pirn huten sol
Wurde mir der pirn eine verlorn
Das wer mir nit ein cleiner zorn
Zu dem jungling sprach er da
Ist das ich dir la
Der pirn ich dir getrauen sol
Ein pessern huter funde ich wol
Ich furcht geb ich dir den gewalt
Sy wurden gessen gar pald
Ich wil mit nicht der pirn dir
Getrauen des glaube mir
Dise red 'erhort ein weiser man
Mit ernst sach er den pischof an
Er sprach nu erparm es got
Das ir begangen habt den spot
Das ir so manch falde hant
Bevolhen der euch ist bekant
Sein kintheit und sein jugend
Dovon ir ymer mugent
Ungemach haben unde leit
Von dem dem ir die pirn habt verseit
Zu hant sol der pfleger wesen
Der sele wie mag dann genesen

Das ſchaf ſo der wolff zu einem hirten wirt
Auff der ſtraſe wird verirt
Der der den blinden furen ſol
Vallen ſie peide das iſt wol
Die ſchaf gar verirret ſint
Wan zu einem hirten wirt ein kint
Wie bericht der einige man
Der ſich ſelber nicht berichten kan
Wie mag der geſpeiſen wol
Wañ der ſelb nymer wirt vol
Und lebet ſtet in geitikeit
Zu ſcheren ſind ſie bereit
Speiſten ſie die ſchaf alſo gern
Alſo wol ſie die ſchaf kuñen geſchern
Die ſchaf ſtunden deſterpaß
Nu get ir arger liſt auff das
Wie die ſchaf wurden geſchorn
Ob ſie ymer wurden verlorn
Darauff ſind ſie beſorget gar
Sie entruchten nit wie dy ſele far
Der weiſe piſchof beval
Dem jungen die ſele an zal
Und wolt befelhen nicht
Die pirn das noch offt geſchicht
Das er der huten ſol
Uber eyn pirn getrauet wol
Wer ſie behut dem wil got geben
Umb ſein huten das ewig leben.

84.

Von einem ritter ſagt man das
Das er in großen eren ſas

In reichtum und in wirdikeit
Seinen sun hat er geleit
Zu schule nu kam er auff die trift
Das er die pucher und die schrift
Vil clein geriet zu verstan
Der ritter wolt nit abelan
Er het gern eyn pfaffen gut
Auß ym gemacht das sein mut
Zu schule sant er in gen pareiß
In kunsten solt er werden weiß
Mit großer kost er do was
Doch er nit gar vil las
Er vant do gesellen vil
Mit allerlei seiten spil
Zu pareiß lebt er manchen tag
Do er vil weißheit pflag
Sein zerung was unmasen groß
Des sein vater gar sere verdroß
Do er wider zu lande kam
Und weißheit solt han
Sein vater was gar fro
Ein groß wirtschaft macht er do
Sein freunde lud er alle gleich
Peide arm unde reich
Die zusam̄en kom̄en dar
Sie nomen des pfaffen alle war
Sein geperde waren clug
Nach pfeffenlichen sitten gnug
Nu sach er durch die stuben durch
Do was eyn loch geporet durch
Darein was ein ku zagel geschlagen
Do hub der hohe pfaff an zu sagen

Mich hat groß wunder genumen
Wie die ku durch das loch ist kumen
Und in dem loch belieben ist
Der zagel zu dieser frist
Er ging auch fur das hauß
Und stellt sich fur die thur hin auß
Und lugt sere den himel an
Der monde begund schon auff zu gan
Vil sere sach er sich umb do
Sein freunde waren alle fro
Sie wenten alle des sicher zu wesen
Er het astronomiam gelesen
Und wer ein herre in hoher kunst
Do was weder witz noch vernunft
Do er den mond ane sach
Vil schnelle ging er hin unde sprach
Eines dinges mich wunder nympt
Des ich mich nit hab geflissen sint
Das der mon gleich auff gat
Dem mond zu pareiß in der stat
So sere das wundert mich
Sy sint an einander ungleich
Es muß sein gar ein weiß man
Der die zwen unterscheiden kan
Do der ritter das ersach
Zu seinen freunden er sprach
Von sach wegen ist mein herz zorn
Kost und erbeit ist gar verlorn
Es dunket mich in meinen sinnen wol
Das er ist aller narheit vol
Der vater und die freunde sein
Musten in ein thoren laßen sein

Wer von natur ist unbesint
Und myñer witz hat dañ eyn kint
Dem mag die schule zu pareiß
An sinnen nymer machen weiß
Ist er ein esel und ein gauch
Dasselbe ist er zu pareiß auch
Wo die natur verirt ist
Was schrifft do hoher pfaffen ist
Was hilfft das einer zu schule fert
Und groß gut an nutz verzert
Er horet hohe meister lesen
Ein narre muß er doch ymmer wesen
Gute pucher gewinnet er wol
Ein guter pfaff er nymmer werden sol
Hie heim ein narre ein rint dort
Dorcht ire werk tump ire wort
Sullen sie wesen des gelaß
Nye kein pfaffe furpaß.

85.

Ein marckt hub sich in einer stat
Der marckt vil großer freiheit hat
Es waren frauen oder man
Wer do wolt zu marckte gan
Der het fride syben tage
Nu horet was ich euch sage
Der marckt was wol behut
Do was feil allerley schlacht gut
Was ymant zu kauffen gert
Des wart er auff der stat gewert
Ein hoher pfaff an kunsten reich
Kam auff den marckt und thet gleich

Als er ein Kauffman̄ solt wesen
Er sprach wer do wil genesen
Das des er mug haben heil
Große weißheit hab ich feil
Fur den kunig die rede kam
Sein knecht sandt er hin dan
Das die mit nicht vermiden
Dan das sie schnelle riden
Und ym kaufften die weißheit
Er sprach ym were nit leit
Was sie darumb musten geben
Die knecht vernumen eben
Groß silber sie do nom̄en
Do sie zu dem meister kom̄en
Sie sprachen wir sint her gesant
Mein herre der kunig hat euch vermant
Das ir das silber sult nemen
Und sult ym der weisheit geben
Er empfing das silber und sazt sich nieder
Er schreib ein wort und sant wider
Dem kunig pey den knechten seyn
Das wort von deutsch zu latein
Sprach du solt das end ansehen
Deiner werk wan̄ was dir gescheen
Dir darumb mug gescheen kunstlich
Der weißheit soltu fleissen dich
Den kunig brengt diese gepot
Das daucht sie gar ein spot
Sie hetten alle des geschworn
Das gut wer gar verlorn
Darumb die weißheit ist gegeben
Domit der kunig sein leben

Gehut der kauff gevil ym wol
Das wort was großer kunst vol
Er hieß es schreiben an sein thur
Mit gulden puchstaben wer do fur
Ginge der mocht es wol lesen
Der kunig wer anders tot gewesen
Eins mals als ich euch sagen wil
Het er heimlicher veint vil
Dy stellten sere auff sein tot
Und heimlichen das sie nit in not
Komen fur die missetat
Nu gingen sie heimlich zu rat
Ein ebenteuer die was clein
Gemeiniglich komen sie uberein
Das sie gelt und gut wolten geben
Einem barbirer der dem kunig sein leben
Neme so er ym solt scheren
Sie wolten ihn des gelts geweren
Als schnelle er es het getan
Nu wolt der scherer heimlich gan
Zu dem kunig in den pallas
Und wolt von stund enden das
Darumb er empfangen het das gut
In große forcht kam sein mut
Do er dy schrifft sach an
Do begund er aldo stille stan
Das ende deiner werk soltu an sehen
Und was dir darumb mag geschehen
Vil schnelle er zittern began
Ein totlich farb er gewan
Do in der kunig ane sach
Schnelle er zu ym sprach

Sag an was ist dein not
Oder du must leiden den tot
Der kunig ließ in schnelle fahen
Und vil schwerlichen schlahen
Der bekant des mordes den er wolt haben gethan
Des er durch der schrift willen must lan
Die ym das erwendet hat
Das auff der thur geschrieben stat
Also behilt der kunig sein leben
Sein veind musten ym all geben
Im das gut das was wol
Das gekaufft wort das was nutzes vol

Wer das end ansehen kan
Seiner werk das ist ein weiß man
Wer das end ansehen wil
Der kumpt nit auff der reue zil
Das ende vertreiben kan
Die sunde wer do siehet an
Ein gut ende macht das
Alles das vor pose was
Ein gut ende macht alles das gut
Ein gut ende nym̃er ubel thut
Der schifman in dem ende stat
Und richtet das es wol gat
Wer sich do in das ende leit
Und gewyñet mit ym nymer groß leit.

Alle diese sechs Fabeln, (die zwey und achtzigste ausgenommen, welche aber auch eigentlich keine Fabel, sondern die wahre Geschichte des jungen **Papirius** ist, dessen Name in **Papius** verstellet worden;) wird man von keinem ältern Dichter erzählet finden. Ob sie aber darum ursprünglich deutsche Erfindungen sind, davon ein Mehreres in meiner zweyten Entdeckung über diese sogenannten **Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger**, welche den wahren Namen des Verfassers betrift, und die ich in den zweyten Beytrag verspare. Ich sage itzt nur so viel davon, daß dieser Name, aus einer Handschrift unsrer Bibliothek, von **Gottscheden** mit einer Oscitanz, — ich weiß kein anderes Wort: Unachtsamkeit sagt viel zu wenig — angegeben worden, die schwerlich ihres gleichen haben dürfte.

II.

Romulus und Rimicius.

Mit jener Entdeckung hatte ich mich wieder ganz in das Feld der Aesopischen Fabel verirret. Es war eine Zeit, da ich keinen Dichter mit mehrerm Fleisse studierte, als den **Phäder**. Und damals, wie oft wünschte ich mich in die Bibliothek zu Wolfenbüttel! Denn nur allzuoft stieß ich, in den Noten des **Gudius** über meinen Autor, auf Dinge, die ich mir dort, und nur dort, aufklären zu können versprach.

Es ist bekannt, daß diese Noten des **Gudius** über den **Phäder**, nicht von ihm selbst, sondern verschiedne Jahre nach seinem Tode, von dem ältern **Peter Burmann** herausgegeben worden (*). Und es ist eben so bekannt, daß der größte Theil der hinterlassenen, eignen und fremden Handschriften des **Gudius** in unsre Bibliothek gekommen. Nun wußte ich zwar, daß die Papiere, aus welchen **Burmann** seine Ausgabe besorgt, sich nicht mit darunter befinden könnten; als welche längst zuvor von den Erben des **Gudius** an **Gräven** überlassen worden. Allein **Gudius** bezog sich in den Noten selbst noch auf so manches, das meine Neugierde reitzte: besonders auf verschiedne alte Codices, die er selbst zu Rathe gezogen, selbst in Händen gehabt hatte. Und von diesen durfte ich vermuthen, in Wolfenbüttel einiges wieder zu finden, das, wenn es **Burmann** gleichfalls vor sich gehabt hätte, er gewiß näher angezeigt, und in manchen Fällen mehr genutzet haben würde.

Alles

(*) Nehmlich zuerst 1698. **Gudius** starb. 1689.

Alles dieses, wie gesagt, fiel mir itzt wieder ein, und ich sahe, daß ich zu Erfüllung meines alten Wunsches, nichts brauchte, als die Hand auszustrecken, und mir gewisse Ideeen wieder klar und deutlich zu machen, die ich mich nur eben noch gehabt zu haben erinnern konnte.

Und warum nicht? Ich fing an, und suchte; und das erste, worauf mich unsre Catalogi wiesen, war die eigenhändige Abschrift des **Gudius** von dem Codice Divionensi, auf den er sich verschiedentlich in seinen Noten beruft. Ich ergriff ihn mit Vergnügen; aber schwerlich hätte ich mir in dem ersten Augenblicke auch wohl nur träumen lassen, welchen besondern Aufschluß er mir in einer Sache gewähren würde, über die sich, mit und ohne Verschulden der fleißigsten und scharfsichtigsten Gelehrten, die äusserste Dunkelheit und Verwirrung seit vielen Jahren verbreitet hatten.

Diese Sache verhält sich so. — Als **Isaac Neveler** 1610 die alten Fabeldichter, unter dem Titel Mythologia Aesopica, alle insgesammt herausgab, bezog er sich zu Wiederherstellung der echten Lesart des **Phädrus**, auf einen gewissen **Rimicius**, welcher die Fabeln desselben in Prosa aufgelöset habe. Und dieser prosaische verstümmelte Phädrus war bereits längst gedruckt, ehe der wirkliche vom **Pithöus** 1596 an das Licht gezogen wurde. **Neveler** hatte eine alte Ulmer Ausgabe davon vor sich, die ihm **Gruter** aus der Heidelbergischen Bibliothek geliehen hatte. Gleich bey der zweyten Fabel des ersten Buchs gedenkt er derselben: Sic enim *Rimicius* quidam qui Phædri fabulas soluta oratione reddidit, servatis

ut

ut plurimum verbis, hac eadem de re loquens ait — Rimicii hujus exemplar mihi e Palatina Bibliotheca suppeditavit V. A. *Ianus Gruterus*, Vlmæ olim impressum. Fabulas Aesopi, Avieni et Anonymi nostri fabulatoris latina germanicaque oratione exposuit. Id monendum hoc loco duxi, quod aliquoties hujus Rimicii facturus sum mentionem. Zu gutem Glücke mußte ich eben diese Ulmer Ausgabe auch in unsrer Bibliothek antreffen; und sie ist es, ohne die mir doch wohl die Abschrift des Codicis Divionensis so viel als nichts genutzt hätte. Ich mußte beide Stücke zugleich vor Augen haben, wenn ich die Wahrheit erkennen sollte.

Doch nur erst weiter. — Auf diese Quelle kritischer Verbesserungen des **Phädrus**, so verdorben sie auch seyn mochte, hatte sich **Gudius** von dem **Nevelet** nicht umsonst verweisen lassen. Ich kann aus seinen Anmerkungen, wie sie **Burmann** herausgegeben, zwar nicht sehen, ob er die nehmliche Ulmer Ausgabe dieses sogenannten **Rimicius** vor sich gehabt. Aber ein Manuscript von eben diesem **Rimicius** führt er an, und nennt es sein eigen (*). Neveletius ex Rimicii cujusdam sterquilinio gemmulam, ut putat, eruit, *vestibus*. — In MS. nostro Rimiccii est *sedibus*. Eben dieses Manuscript ist es ohne Zweifel, welches er an einem andern Orte (**) Sciassianum Rimicii codicem nennet. Ich bekenne meine Unwissenheit, warum Sciassianum. Mir fällt weder ein Ort noch ein Gelehrter ein, nach welchem es

(*) ad Fab, 141. Lib. I.

(**) ad Fab. 30. Lib. I.

es diese Benennung führen könnte. Und was läge daran, wenn es weiter nichts wäre? Allein, was dem **Gudius** noch immer Rimicius, höchstens Remiccius, heißt, das nennt er weiter hin Romulius. Ja damit wir nicht zweifeln können, daß er ein und eben dasselbe Werk meyne: so sagt er ausdrücklich (*), Romulius, sive, ut Neveletio vocatur, Rimiccius. Und hier hebt die Verwirrung an.

Sie war auch schon ziemlich auf das Aeusserste gekommen, als **Joh. Fr. Nilant** 1709 alte Fabeln heraus gab, in welchen er ebenfalls mißgehandelte Glieder des Phädrus zu erkennen glaubte. Incredibilis, sagt er in der Vorrede, videbatur virorum doctorum fluctuatio in multiplicatione nominum et personarum; quippe quum *Romulus* vel *Romulius* sive *Romalius*, *Rimicius* sive *Rimiccius* vel *Remicius* sive *Remiccius*, denique *Rinucius* vel *Rinuncius* audiat, tam etiam ista nomina nunc uni, nunc duabus personis tribuuntur. Denn da er jenen gänzlich anonymen Fabeln eine andere ähnliche Sammlung aus einer Handschrift beyfügen wollte, die den Namen des **Romulus** führte: so konnte ihm nicht lange verborgen bleiben, das **Gudius** schon einen solchen geschriebenen **Romulus** vor sich gehabt habe, den er für den gedruckten **Rimicius** des **Neveler** gehalten. Und so, indem er diesem nachspürte, um gewiß zu seyn, daß er keine vergebene Arbeit unternommen, geschah es, daß er sich von einer Seite der Wahrheit um einige Schritte näherte, und auf der andern sich um so weiter von ihr entferne.

Nilant

(*) ad Fab. 15. Lib. III.

Nilant war nehmlich so glücklich, zwar nicht völlig eben dasselbe alte zu Ulm gedruckte Fabelbuch, das **Neveler** aus der Heidelbergischen Bibliothek gehabt hatte, aber doch ein anders ihm sehr ähnliches zu bekommen, in welchem bis auf die deutsche Uebersetzung alles enthalten war, was **Nevelet** in jenem gefunden hatte. Aus diesem nun erkannte er gar bald, daß **Rimicius** schlechterdings ein ganz neuer Schriftsteller sey, dem in dem ganzen Werke weiter nichts gehöre, als die Uebersetzung von dem Leben des Aesopus, und von nur einigen wenigen Fabeln desselben. Er erkannte zugleich, daß die Fabeln, welche **Nevelet** dem **Rimicius** zugeschrieben, auch hier dem **Romulus** gehörten; und schloß, daß sich Nevelet blos übereilt habe, wenn er dem Herausgeber der Sammlung etwas beygelegt, was sich dieser in der Sammlung selbst nicht anmasse.

Denn für diesen, für den Herausgeber sowohl seiner, als der Neveletschen alten Ulmer Ausgabe, glaubte **Nilant** den **Rimicius** wenigstens annehmen zu müssen. Er nannte daher die darinn enthaltenen Fabeln des **Romulus**, in den Anmerkungen zu seinem **Romulus**, fast immer Rimicii Romulum: Theils um ihn dadurch von seinem zu unterscheiden; Theils aber auch, weil er glaubte, daß **Rimicius** wohl nicht immer in Herausgebung des **Romulus** den Handschriften treu geblieben seyn dürfte, ohne hier und da etwas von dem Seinigen hinzuzusetzen. Licet, sind seine Worte, enim crebris sordibus obsitus esset liber cum auctoris, tum fortasse editoris injuria, tamen u. s. w. Und dieser Verdacht, sieht man wohl, wozu er eigentlich abzwecken sollte. Der vermynte

meynte **Romulus** des **Rimicius** mußte vermuthlich verfälscht seyn, damit der **Romulus** des **Nilant** nur allein für den echten, aus einer Handschrift treulich gezogenen **Romulus** gelten könne.

In wie weit die Gelehrten, nach dem **Nilant**, sich diese seine Entscheidung gefallen lassen, darum will ich mich itzt nicht bekümmern. Der ältere **Burmann** schien sich ganz und gar nicht daran zu kehren; denn er fuhr fort, den **Romulus** jener ältern Ausgabe **Rimicius** zu nennen, so oft er ihn unter seinen aus ihm mit zum Theil hergestellten Fabeln anzuführen Gelegenheit fand (*). Unserm **Christ** hingegen, als er einen ähnlichen aber kühnern Versuch wagte, war der Nilantsche **Romulus** einzig und allein **Romulus** (**). Und so, oder so, hielten es mehrere.

Man weiß von dem Knoten schon genug, um nach der völligen Auflösung desselben begierig zu seyn, die sich wie von selbst darbieten wird, wenn ich vorher zweyerley werde erwiesen haben. Vors **erste**, daß der Romulus in der alten Ulmer Ausgabe, welchen **Neveler** Rimicius nannte, ein völlig eben so guter Romulus ist, als **Nilant** nur immer ans Licht gebracht. **Zweytens**, daß **Rimicius**

(*) Nehmlich in dem Appendice Fabularum, der sich bey der zweyten Auflage seines Phädrus in 8 befindet. Und in der Vorrede zu eben dieser Auflage: — Fabulas Aesopias, sive a Rimicio, sive a Romulo, sive a quocumque elaboratas.

(**) Ich will sagen, daß er in seinen zwey Büchern Fabularum veterum Aesopiarum, den Romulus in der alten Ulmer Ausgabe nie zu Rathe ziehet; welche alte Ulmer Ausgabe ihm aber auch nur zur Hälfte bekannt gewesen. Wie dieses zugegangen, wird man in der Folge sehen.

cius nie das allergeringste mit dem Romulus zu schaffen gehabt; daß er weder Romulus ist, noch den Romulus auch nur herausgegeben.

I. Jenes erstere nun ist eben das, was mich die obgedachte Abschrift des Codicis Divionensis gelehrt hat. — Daß dieser Codex ein **Romulus** sey, konnte ich zwar schon aus den Noten des Gudius schliessen. Nur daß er vollkommen der Romulus sey, welchen Nevelet unter dem Namen **Rimicius** anführet, konnte ich allein aus ihm selbst lernen. Es ist die nehmliche Sammlung alter Fabeln, auf die nehmliche Art in vier Bücher getheilet, deren jedes die nehmlichen zwanzig enthält. Mit dem einzigen geringen Unterschiede, daß die Handschrift in dem vierten Buche zwey Fabeln mehr hat, als die gedruckte Ausgabe, wie auch sonst noch ein Paar unerhebliche Zusätze; wogegen wiederum in dem Gedruckten eine Fabel vorkömmt, die dort fehlet. Nicht zu vergessen, daß die 13te Fabel des ersten Buchs nach der gedruckten Ausgabe, in der Handschrift zwischen der 7ten und 8ten des zweyten Buchs zu stehen gekommen, wodurch diese Bücher ungleich geworden, und das erste aus 19, das zweyte dafür aus 21 Fabeln bestehet. Was aber hiernächst das Hauptwerk ist, so sind auch die Fabeln selbst, hier sowohl als dort, fast mit eben denselben Worten erzählet. Der Stellen sind sehr wenige, wo die Handschrift merklich von dem Gedruckten abweicht; und in den geringern Verschiedenheiten scheinet die eine, eben so oft als das andere, die bessere Lesart zu haben. Proben hiervon zu geben, würde mich zu weit führen. Aber die beiden Fabeln will

ich ganz hersetzen, welche das vierte Buch in der Handschrift mehr hat. Es ist die 13te und 14te.

XIII.

Cornix sitiens accessit ad urnam dimidiam aquæ, et eam conabatur evertere. Sed qm̃ fortiter stabat, non poterat eam movere, quod cum videret, hoc argumentum invenit, sumens calculos misit in urnam et ex multitudine calculorum aqua ex urna sursum porrecta est, et sic suam satiavit sitim.

XIV.

Puer in silva auguria captans stetit super quendam lapidem, sub quo jacebat scorpius, quem conabatur vertere. Cui scorpius dixit sic. Vide miser, ne dum me captas, te ipsum perdas. Præcipit hæc fabula nihil tale audere, quod sit periculosum.

Die erstere von diesen Fabeln ist die 27ste des **Avianus**; und der ältere Plinius erzählet ein gleiches, als wahre Geschichte von einem Raben. Sie ist auch von neuern Fabeldichtern vielfältig nacherzählet worden. Von der zweyten wüßte ich dieses nicht. Doch verdient sie es auch kaum; und es würde Mühe kosten, ihr eine erträgliche Wendung zu geben. Die einzige Fabel, welche das gedruckte Werk dagegen voraus hat, ist die letzte des vierten Buchs, Abies et Arundo. Was aber die übrigen unerheblichen Zusätze der Handschrift anbelangt, so sind es größtentheils Worte ohne Sinn. Der eine folgt auf die 21ste Fabel des vierten Buchs, und ist als eine besondere Fabel überschrieben: De statua sua Aesopus ad cives. Es ist eine barbarische Abkürzung und Verstümmlung von dem Epilogus des zweyten Buches im Phäder:

Aesopo

Aesopo ingentem statuam posuere Attici *etc.*
Weil sie aber doch noch zu etwas gut ist, will ich sie abschreiben.

> Scripta et ingenium Aesopi ut agnoverunt quod multarum semitarum amplissimas faceret vias et pepercisset humilibus dum alligaverit multos qui erant summi atticorum, statuam posuerunt Aesopo, cui substatuti sunt c̄rculi, qm̄ artis vias ingenio intellexi, mox fabulas edidi. Ideó cives posuimus statuam, quod est alicuius laboris bona remuneratio: sic scientes sequi querellas.

Das sey zugleich eine Probe von der Treue, mit welcher **Gudius** den alten Codex behandelt hat. Die Abkürzungen, welche zweifelhaft waren, hat er mit allem Fleisse nachgemahlt, ohne sie auf das Ungewiße auszuschreiben. Und nun, wozu er noch gut ist dieser Wust! Er ist der unbekannte Belag einer sehr schönen Verbesserung, welche **Gudius** in jener Stelle des Phäder gemacht hat:

> Aesopo ingentem statuam posuere Attici.

Dieses ingentem statuam ist sehr unschicklich. Es wird doch gewiß keine kolossalische Statue gewesen seyn. Sie wird doch gewiß nicht grösser gewesen seyn, als sie die Athenienser andern verdienten Männern zu setzen pflegten. **Gudius** wollte also dafür gelesen wissen, Aesopi ingenio: und **Burmann** gab dieser Aenderung seinen völligen Beyfall. Crediderim Gudium, sagt er, quia *Aesopi* erat in MS. dexterrime conjecisse *Aesopi ingenio.* Aber in welchem Manuscripte hatte er dieses Aesopi gelesen? In den beiden, welche **Pithöus** und **Rigaltius** gebraucht hatten, gewiß nicht. Folglich war es, ohne Zweifel,

 dieser

dieser Codex Divionensis, auf den er sich bey Ausarbeitung seiner Noten berufen wollte. Denn in der That findet sich nicht allein hier Aesopi, sondern das völlige Ingenium Aesopi; wogegen das statuam ganz ohne Beywort stehet. — Der zweyte Zusatz unserer Handschrift ist, Magistro Ruso Aesopus, überschrieben. Und von diesem werde ich schicklicher an einer andern Stelle reden.

Wenn nun also der zu Ulm gedruckte Romulus, mit dem in dieser Handschrift von **Dijon** enthaltenen Romulus so genau übereinstimmet: was könnte noch hindern, ihn für eben so gut als den zu erklären, welchen uns Nilant geliefert hat? Die Handschrift von Dijon selbst müßte jünger und daher unsichrer seyn, als die, welche Nilant vor sich hatte. Daran aber zweifle ich sehr. Denn Nilant sagt von dem Alter der seinigen, die der Bibliothek zu Leiden gehörte, gar nichts: und ich schliesse daraus, daß es nicht beträchtlich gewesen. **Gudius** hingegen giebt der Handschrift von Dijon mehr als fünfhundert Jahre. Ex vetusto codice, bezeugt er auf dem Titel seine Abschrift, Divionensi monachorum sectæ Benedictinæ. Membranæ illæ quingentorum et amplius annorum forma prægrandi exhibebant Plinii Historiæ Nat. Libros XXXII, quibus premittebantur hi quatuor libelli fabularum sub nomine Romuli cujusdam, quem quisquis ille fuerit, nam nomen nobis confictum videtur, Phædri nostri et fabulas et verba maximam partem sublegisse, alias monebimus.

Doch was sage ich, nur eben so gut? Der alte Ulmer Romulus ist offenbar weit besser, als der Nilantsche;

und

und wir hätten diesen, ohne den geringsten Verlust entbehren können. Denn war die Leidner Handschrift auch nicht jünger, als die von Dijon: so war sie doch gewiß von einem weit elendern Abschreiber, der nicht allein vier Bücher in eines schmelzte, und alles daraus wegließ, was ihm nicht anstand, sondern auch den kurzsichtigen Mönch bey aller Gelegenheit zeigte. Und daß diese Mönchsspuren sich weder in der Handschrift von Dijon, noch in der alten gedruckten Ausgabe finden, erweckt für beide kein schlechtes Vorurtheil. Ein Exempel wird es zeigen, was ich unter diesen Mönchsspuren verstehe. Man nehme die siebende Fabel nach dem Nilant, welches die sechste im ersten Buche des Phädrus ist. „Ein Dieb machte Hochzeit, und Aesopus erzählte, in welches Schrecken einst die Frösche gerathen wären, als die Sonne heyrathen wollen.„ Dieses will auch Romulus nach seiner Art erzählen, und schickt die Moral voraus: a Natura nemo mutatur, sed de malo pejor nascitur. So lautet sie in dem alten Gedruckten: so lautet sie in dem Manuscripte von Dijon. Und wie bey dem Nilant? A natura nulla Creatura mutatur excepto Homine et Angelo: sed dictu sæpius de malo pejor nascitur. Die Moral ist freylich nicht wahr: aber ihr so nachhelfen, sie so berichtigen, das konnte nur der dümmste von allen Mönchen. Und so an mehrern Orten. Der bessere Romulus schrieb zu Anfange seines zweyten Buchs: Omne genus fabularum probatur contra homines. Quis enim malus nisi homo? Et quis bonus nisi homo? Nun höre man den Romulus des Nilant: Omne genus fabularum sine dubio directo tramite ad homines refertur; nemo

 enim

enim poteſt eſſe bonus malus, non niſi homo; de Deo enim et Angelis non eſt nobis ſermocinatio. Der beſſere Romulus zieht, aus der bekannten Fabel von der Matrone zu Epheſus, die Lehre: Caſta eſt illa mulier quæ importunum non patitur. Er hatte eben dieſe ſaubere Lehre in der vorhergehenden Fabel mit den Worten ausgedrückt: Fœmina nulla ſe importuno negabit. Ich mag dieſe Lehre auch nicht zu der meinen machen. Aber was meynet man, mit welcher andern Lehre ſie der Romulus des Nilant vertauſcht? Ammonet ſubſequens Fabula, quod habent homines mortui, quod timeant poſt mortem, et non quod doleant. Die Fabel von der Matrone zu Epheſus! — Wenn überhaupt die Fabeln des Romulus noch nicht wären gedruckt geweſen, ſo hätte Nilant mit den ſeinigen Dank verdient. Aber da ſie längſt gedruckt waren, weit vollſtändiger und unverfälſchter gedruckt waren: wäre es nicht beſſer geweſen, wenn er den alten Druck, mit den Lesarten ſeines Manuſcripts, wieder hätte auflegen laſſen? Er ſcheinet ſo etwas ſelbſt empfunden zu haben. Denn er bekennt nicht allein in den Noten zu ſeinem Romulus, daß der alte Romulus ſehr oft gedrungener, ſchicklicher und lateiniſcher ſey: ſondern weil ſein Romulus auch nur 45 Fabeln hat, der Ulmer Romulus aber 80, ſo fügte er aus dieſem noch einen Anhang hinzu, mit folgender Vorerinnerung. Sequentes Fabulæ reperiuntur quoque apud editum Romulum, cujus ne quid deſideretur, et quia nonnullæ Phædri phraſes diſerte exhibet, eas in poſtremo agmine collocavi. Aber auch ſo kommen wir nicht ohne Schaden davon. Denn da, wie geſagt, ſein Romulus nur 45 Fabeln hat, und in

diesem Anhange nur noch 15 aus dem alten Romulus nachgehohlet werden: so fehlen zu der vollen Zahl, welcher dieser hat, noch ganzer 20. Ich will sie nach unserm Manuscripte nahmhaft machen, diese 20 Fabeln; und da ich den Unterschied, der sich zwischen diesem und dem alten Drucke findet, genau genug angegeben habe: so wird man sie ohne Mühe auch in diesem finden, wenn er etwa einem meiner Leser zur Hand seyn sollte. Zugleich will ich dabey anmerken, welche davon im Phädrus vorkommen; damit man nicht glaube, wenn keine daselbst vorkäme, daß sie der Kriticus folglich doch nicht vermissen würde, weil er den einzigen Gebrauch nicht davon machen könne, der sich von diesen alten armseligen Dingen noch machen lasse. Hier sind sie.

Lib. I. Fab. 10. Homo et Colubra. (*Phæd. IV.* 18.)
- — 11. Asinus irridens Aprum. (*Phæd. I.* 29.)
Lib. II. — 7. Venator et Canis. (*Phæd. V.* 10.)
- — 10. Hoedus et Lupus.
- — 11. Pauper et Serpens.
- — 13. Calvus et Musca. (*Phæd. V.* 3.)
- — 14. Vulpis et Ciconia. (*Phæd. I.* 26.)
- — 16. Graculus superbus et Pavo. (*Phæd. I.* 3.)
- — 18. Formica et Musca. (*Phæd. IV.* 23.)
- — 19. Lupus et Vulpis, judice Simio. (*Phæd.* I. 10.)
- — 20. Mustela et Homo. (*Phæd. I.* 22.)
- — 21. Rana rupta et Bos. (*Phæd. I.* 24.)
Lib. III. — 6. Lupus, Vulpis et Pastor.
- — 12. Vipera et Lima. (*Phæd. IV.* 7.)
- — 18. Negotiator et Asellus.
- — 19. Cervus et Boves. (*Phæd. II.* 8.)

Lib. IV. Fab. 13. Cornix sitiens.
- — 14. Puer et Scorpius.
- — 18. Pulex et Camelus.
- — 21. Ovis et Cornix.

Ich sehe wohl, was man zur Entschuldigung des Nilant hier sagen kann. Von diesen 20 Fabeln, kann man sagen, sind nur zwey, welche ganz und gar bey ihm vermißt werden, nehmlich die 13te und 14te des vierten Buchs. Und dieses sind eben dieselben, welche, wie schon gedacht, selbst in dem alten Drucke mangeln. Die übrigen achtzehn hat er deswegen übergangen, und aus dem alten gedruckten Romulus nicht mit in den Anhang übergetragen, weil sie alle schon bey seinem Anonymus vorkommen.

Aber doch, antworte ich hierauf, nicht völlig so vorkommen, daß sie gänzlich vernachläßiget zu werden verdient hätten. Nicht zu gedenken, daß doch auch in seinem Romulus mehr als eine Fabel anzutreffen, die wir gleichfalls schon bey dem Anonymus gelesen hatten. Und was ist dieser Anonymus überhaupt viel anders, als ein schlechter verstümmelter Romulus? Ja ich würde sagen, er sey ganz und gar nichts anders, wenn er nicht allerdings noch verschiedene Fabeln enthielte, welche der vollständige aus vier Büchern bestehende Romulus nicht hat. Diese sind die 2, 6, 8, 19, 24, 25, 30, 31, 32, 34, 36, 53, 57, 58 und 67ste; worunter die 2, 31, 32 und 57ste, Fabeln des Phädrus sind. Was sich aus diesen dem Anonymus eigenen Fabeln schliessen läßt, will ich ein andermal anzeigen, wenn ich einen sonst wo be-

merkten Grund eben derselben Vermuthung beyzubringen Gelegenheit habe. Itzt bestehe ich nur darauf, daß besagter wenigen Fabeln ungeachtet, die sich in den vier Büchern des Romulus nicht finden, es doch noch immer das Beste gewesen wäre, wenn uns **Nilant** diesen ganzen Romulus, bloß mit einem Zusatze derselben vermehret, und, wie gesagt, mit den Lesarten seines Manuscripts bereichert, wiedergegeben hätte. Denn auf diese Weise hätten wir doch nun etwas Vollständiges, welches uns itzt fehlet, und um so mehr fehlet, je seltner der alte Ulmer Romulus sich gemacht hat.

Schon **Nilant** mußte ihn mit vieler Mühe auftreiben; und trieb ihn doch nur endlich in einem verstümmelten Exemplar auf. Er klagt an mehr als einer Stelle, daß ganze Blätter darinn ausgerissen; und wenn er sonach auch schon den Einfall bekommen hätte, zu thun, was ich für das Bessere halte, so würde er es nicht gekonnt haben. — Dieses bringt mich zu meinem zweyten Punkte, bey welchem die Hauptsache auf der nähern Kenntniß des alten Buches selbst, das Nilant hatte und nicht hatte, beruhen wird.

II. Ich will hier beweisen, daß **Rimicius** nie das allergeringste mit dem Romulus zu schaffen gehabt; daß er weder Romulus ist, noch den Romulus auch nur herausgegeben.

Daß **Rimicius** und **Romulus** zwey ganz verschiedene Personen sind, die Jahrhunderte auseinander gelebt haben, hat schon **Nilant** erwiesen, und ohne Mühe erweisen können, da **Rimicius** das, wovon er ohnstreitig

der Urheber ist, einem Kardinale **Antonius Cerdanus** zugeeignet hat, der 1459 gestorben; die Fabeln des Romulus hingegen in Handschriften vorkommen, die offenbar vier bis fünfhundert Jahre älter sind. Wer sonst **Rimicius** gewesen, und was es für Streitigkeiten über seinen Namen setzt, davon kann man den Kardinal **Quirini** in seiner Einleitung zu den Briefen des **Franciscus Barbarus** (*), vornehmlich aber in seinem Schreiben an **Schelhornen** beym **Freytag**, (**), nachlesen. Mir kömmt es hier nicht sowohl auf seine Person, als auf das an, was er wirklich geschrieben, und was er nicht geschrieben.

Rimicius hat das Leben des Aesopus, und Fabeln des Aesopus aus dem Griechischen übersetzt. Das ist unwidersprechlich. Ob er den Druck dieser Uebersetzung selbst erlebt habe, getraue ich mir nicht zu sagen; da, wie schon gemeldet, der Kardinal welchem er sie zugeeignet, bereits 1459 gestorben. Aber gedruckt wurde sie doch; und zwar schon 1476 zu Mayland. **Fabricius** hat nur eine spätere Ausgabe von 1480 gekannt; aber jene frühere hat Quirini selbst vor sich gehabt, und in dem angeführten Briefe beschrieben. Ich finde sie in unserer Bibliothek nicht; **Quirini** sagt auch nicht, was sie für Fabeln enthalte, als welches zu seiner Absicht nicht erforderlich war: eine Stelle jedoch aus einer sogenannten Anacephalaeosis totius operis, welche er ganz beybringt, würde allein mich dieses Punktes wegen ausser aller Ungewißheit setzen. **Rimicius** sagt nehmlich: Quod vero longe plures (*fabulas*)

(*) Diatr. præli. Part. I. cap. 4. §. 7.

(**) Tomo III. Apparat. litter. Append.

bulas) Aesopus confecerit hinc vel maxime conjectari licet; nam in describendo fabulas cum sequatur ordinem Alphabeti, in his hæ deficiunt literæ &c. Und dieser Umstand von der alphabetischen Ordnung, welcher in den Fabeln des Romulus auf keine Weise merklich ist, würde, meyne ich, schon allein gnugsam beweisen, daß es nicht diese sind, sondern daß es die gewöhnlichen griechischen Fabeln des Aesopus seyn müssen, so wie wir sie itzt haben: wenn mich auch nicht der Augenschein anderweits davon überzeugt hätte. Denn es ist mehr als eine spätere Ausgabe von den Fabeln des Aesopus vorhanden, worinn sie vorkommen, die Rimicius übersetzt hat; und unter seinem Namen, mit seiner Vorrede vorkommen. Ich will statt aller nur die Sammlung des **Dorpius** nennen, wovon ich einen Frankfurter Druck von 1587 in 8 vor mir habe. In diesem folgen die Fabeln des **Rimicius** unmittelbar auf die, welche **Laurentius Valla** schon vor ihm übersetzt hatte, und gehen von der 373ten bis auf die 472te. Es sind deren also gerade hundert, die ich anfangs lediglich von den ältern 149. Aesopischen Fabeln zu seyn glaubte, welche wir die **Plaundeischen** zu nennen pflegen. Denn ich urtheilte so: die übrigen 148 Aesopischen Fabeln hat **Nevelet** erst 1610 zuerst herausgegeben, und er nennt sie ausdrücklich nunquam hactenus editas. Wie kann also eine von denen unter den Fabeln des Rimicius sich finden, die bereits 1476 sollen gedruckt seyn, und die ich hier wirklich wenigstens von 1587 vor mir habe? Allein ich sahe mich, zu meiner nicht geringen Befremdung, betrogen, als ich unter den hundert Fabeln des Rimicius mehr denn dreißig

zählte,

zählte, welche allein unter den Neveletschen vorkommen. Das nunquam hactenus editæ des **Nevelet**, muß also nur von dem Griechischen Texte gelten. Wenn es auch noch von diesem gilt! Doch davon anderswo.

Wenn **Rimicius** nicht der erste war, der die griechischen Fabeln des Aesopus durch seine Uebersetzung in Europa bekannt machte; indem ihm nicht allein, wie schon berührt, **Laurentius Valla** mit einigen, sondern auch **Omnibonus** (*), ohne Zweifel mit mehrern, darinn zuvorgekommen: so war er doch der erste, wie es scheint, durch den sie nach Deutschland kamen. Nicht daß man in Deutschland von gar keinen Aesopischen Fabeln gewußt hätte; man las die mehrgedachten Fabeln des Romulus, unter dessen Namen auch die elegieschen Fabeln des Anonymus beym Nevelet im Gange waren; man las die Fabeln des **Avianus**, des **Cyrillus**, des **Adelfonsus**, und anderer. Nur die eigentlichen Aesopischen Fabeln des Aesopus, wie sie, wenn auch nicht von ihm selbst, seinen Zeiten doch um so viel näher, wo nicht in seiner, doch in einer Sprache aufgezeichnet worden, in der er die meisten

(*) Die ich nur noch aus einer Stelle des Kardinal Quirini kenne. Ea Omniboni versio, quam manuscriptam habuit Naudæus teste Labbeo Biblioth. nova MSS, vetustior utique ea Rimicii, Mediolani publicata ab Antonio Zaroto Parmensi anno MCCCCLXXVI. licet Rimicius in Prooemio ad Antonium tituli S. Chrysogoni Presbyterum Cardinalem, ita de suo labore loquatur, ut primus ipse Aesopum e Græcia in Latium convexisse videatur. *Diatribe Prælim. ad Fr. Barbari Epistolas. pag.* 108.

meisten und glücklichsten Nachahmer gehabt, waren, bis gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts unsern Vätern völlig unbekannt, und kamen, so wie aus Griechenland nach Italien, also aus Italien nach Deutschland.

Und, wie gesagt, aller Wahrscheinlichkeit nach, zuerst in der Uebersetzung des Rimicius; aus welcher auch sofort diejenigen Fabeln, die ganz neu waren, wovon sich nichts ähnliches bey jenen barbarischen Nacherzählern fand, ihnen beygefügt, und den allgemeinen Fabelbüchern einverleibet wurden.

Ein solch allgemeines Fabelbuch war denn auch das, welches **Nevelet** vor sich hatte, und welches in seiner Hand die Veranlassung zu den nachher so oft, und gleichwohl so ohne Grund, verwechselten Namen des **Romulus** und **Rimicius** wurde. Soll ich kurz sagen, wie es das wurde? Weil **Nevelet** ein junger Franzose war, der ganz gewiß kein Wort Deutsch verstand; und viel zu stolz, viel zu voreilig war, als daß er sich hätte lange erklären lassen, was er nicht verstand.

Nevelet sagt, wie oben schon angeführt worden, daß dieses alte Fabelbuch zu Ulm gedruckt gewesen, und daß es die Fabeln des Aesopus, des Avianus und seines Anonymus, lateinisch und deutsch enthalten. An einer andern Stelle, nehmlich in den Noten über seinen Anonymus, bey der 21sten Fabel, wo sich in dem alten Werke ein zweytes Buch anfängt, fügt er mit ausdrücklichen Worten hinzu, daß er **Rimicius** heisse, welcher sowohl die prosaische lateinische Uebersetzung dieser, als auch die deutsche

deutsche Uebersetzung der nehmlichen und übrigen Fabeln gemacht habe. **Rimicius**, ein Italiäner, eine deutsche Uebersetzung!

Ich bin sehr gewiß, daß ich schlechterdings das nehmliche Buch vor mir habe, welches **Neveler** vor sich hatte; nicht bloß ein nur ähnliches, wie **Nilant**: und man soll nun gleich hören, wie viel Antheil Rimicius daran hat, und ob er auch nur für den blossen Herausgeber, wie **Nilant** meynte, mit irgend einer Wahrscheinlichkeit könne gehalten werden.

Das Buch ist in klein Folio; und mit dem Orte des Druckes hat es seine Richtigkeit. Es ist zu Ulm, und zwar bey Johann Zeinern gedruckt. **Geendet säliglich von Johanne Zeiner zu Vlm**: stehet am Ende, ohne Jahrzahl. Doch wir wissen, daß **Johann Zeiner** zu Ulm von 1473 bis 1484 gedruckt hat; und wenn es wahr ist, daß die erste Ausgabe des Rimicius von 1476 ist, so kann dieses sein Werk, in welchem allerdings von des Rimicius Arbeit verschiednes vorkömmt, nicht vor 76, aber auch nicht nach 84 gedruckt seyn. Näher ist das Jahr des Druckes schwerlich zu bestimmen: und wozu? — Die Stärke beträgt 270 Blätter: anders kann ich sie nicht angeben, weil Seitenzahlen und Signaturen fehlen. — Bey den übrigen typographischen Kleinigkeiten will ich mich nicht aufhalten; weil sie hier ohne Nutzen sind, und ohnedem sich ähnliche Zeinersche Drucke noch genug finden. Ich komme auf den Innhalt, den ich, Stück vor Stück, mit aller Genauigkeit angeben will.

Nach dem ersten Blatte, auf welchem ein ziemlich grosser Aesopus in Holzschnitt, mit allerley kleinen Beywerken zu sehen, hebet das zweyte, ohne alle Aufschrift, die sich auf das Ganze bezöge, sogleich mit den Worten an: Vita Esopi fabulatoris clarissimi e greco latina per Rimicium facta ad reuerendissimum patrem dnm Anthonium tituli sancti Chrysogoni presbiterum Cardinalem. Aber anstatt daß nunmehr wirklich dieses Leben folgen sollte, so folget vorher ein Vorbericht des deutschen Uebersetzers, wovon dieses der Anfang ist: „Das leben des „hochberümten fabeldichters Esopi, uß krichi„scher zungen in latin, durch Rimicium gemacht, „an den hochwirdigen vatter, herren Anthonium „des titels sancti Chrysogoni priestern cardinaln, „und fürbas dasselb leben Esopi mit synen fabeln, „die etwan romulus von athenis synen sun Thi„berio, uß krichischer zungen in latin gebracht, „hett gesendet, und mer ettlich der fabeln Aviani, „auch Doligami, Aldefonsy und schimpfreden „poggy, und andrer, ietliche mitt ieren titel ob „verzaichnet, uß latin, von Doctore hainrico stain„höwel schlecht und verstentlich getutschet nit „wort uß wort, sondern sin uß sin, um merer „lütrung wegen deß textes oft mit wenig zuge„legten oder abgebrochnen worten gezogen, ze „lob und ere dem Durchlüchtigisten fürsten und „herren herren Sigmunden, herzogen zu öster„rich, etliche ergezlikait dar uß zu enpfahen, die „och nutzlich ist, wa sie verstentlich werdent ge„lesen u. s. w. Ist es nun wahr oder nicht, was ich ge-

 sagt

sagt habe, daß **Neveler** nur ein wenig Deutsch hätte verstehen dürfen, um uns eine Verwirrung zu ersparen, welcher in den angeführten Worten auf alle Weise vorgebauet ist? Nichts kann deutlicher als der Inhalt; nichts ausdrücklicher als der Uebersetzer angegeben seyn. Nicht ein Italiäner, nicht **Rimicius** ist der Urheber dieser deutschen Uebersetzung: sondern **Heinrich Steinhöwel.** Nicht vom **Rimicius** wird gesagt, daß er die Fabeln des Aesopus übersetzt habe: sondern vom **Romulus.** Dem **Rimicius** wird lediglich nichts zugeschrieben, als die Uebersetzung von dem Leben des Aesopus.

Was indeß **Neveler** aus diesem deutschen Vorberichte nicht lernen konnte, wie konnte er es aus dem Buche selbst nicht lernen? Er muß nicht die geringste Neugierde gehabt haben, es ganz nach der Ordnung durchzublättern. Denn nur weiter.

Auch auf jenen Vorbericht folget nicht sogleich das Leben des Aesopus, sondern zuvor noch eine kurze deutsche Anweisung, was und wie vielerley die Fabel sey. Und sodann das Leben: erst lateinisch; hernach deutsch. Es ist kein anderes, als das, welches man dem Planudes zuschreibt; nur von vorne herein, und vielleicht auch an andern Stellen, um etwas verkürzt. Der lateinische Text läuft hinter einander fort: der deutsche aber ist, bey den darinn vorkommenden Histörchen und Mährchen, durch Holzschnitte reichlich unterbrochen. Beide sind mit dem sechzigsten Blatte zu Ende.

Hierauf die Fabeln selbst: und zwar vors erste die vier Bücher der alten vorlängst bekannten Fabeln des Aesopus

sopus, vom Romulus übersetzt: die nehmlichen, wie sie angezeigtermaassen der Codex Divionensis enthält. Und auch nur hier hätte **Nevelet** in der Vorrede des ersten Buchs lesen dürfen: Ego Romulus transtuli de græco sermone in latinum; um jedem das Seine zuzueignen. Was sonst an diesen vier Bücher Fabeln hier merkwürdig ist, ist dieses: daß ihnen, ausser der deutschen Uebersetzung des **Steinhöwel**, auch die elegieschen Fabeln des alten Anonymus, so weit sie reichen, untergeordnet sind. Sie reichen aber nur bis auf das vierte Buch, ob sie schon überhaupt, aus den prosaischen Fabeln des **Romulus** genommen und entstanden zu seyn, die offenbarsten Spuren haben. Denn es sey nun, daß das vierte Buch von ihnen verloren gegangen, oder daß es nie zur Wirklichkeit gekommen: so ist doch das, daß dieser Anonymus nichts als der versificirte Romulus ursprünglich sey, nicht allein aus der Folge der Fabeln klar und deutlich, welche bey beiden die nehmliche ist, sondern auch aus der Uebereinstimmung der Fabeln selbst, und besonders aus dem Vorberichte der 21sten. Denn warum hat diese 21ste Fabel bey dem Anonymus anders einen besondern Eingang, von dem Nutzen der Fabel überhaupt, als weil sie die erste des zweyten Buches bey dem Romulus war, und an so eine Stelle dergleichen allgemeine Betrachtungen wohl gehören? Daher ist es denn auch gekommen, daß, wie ich schon erwähnt habe, die Arbeit des Anonymus für die eigene Arbeit des Romulus gegolten, und sowohl in Manuscripten, als in gedruckten Büchern des erstern elegiesche Fabeln, den Namen des letztern führen. Ich will von gedruckten Büchern voritzt nur die alte Ausgabe zu

Deventer, unter dem Titel Esopus moralisatus, nennen; wovon ich einen Abdruck, sowohl von 1490 als von 1502, vor mir habe. Von dieser Ausgabe war **Christ** ungewiß, ob sie den Avianus oder den Romulus enthalte, weil er sie nicht gesehen (*). Sie enthält weder den einen, noch den andern: sondern den Anonymus; das ist, wenn man will, einen Romulus zwar, aber den versificirten.

Doch damit ich nicht zu weit aus dem Gleise komme. **Romulus** mit seinem Versificator, gehet in unserm alten Buche von dem 60sten Blatte bis auf das 147ste; wo es zu Ende desselben heißt: Finis quarti libri Esopi viri ingeniosi, nec plures ejus libri inveniuntur, multe tamen ejus fabule reperte sunt, quarum plurime sequuntur, ut in processu videbitur. Und hieraus sehen wir, was man den eigentlichen Aesopus damals nannte: nichts als die vier Bücher des **Romulus**; höchstens noch den elegieschen Anonymus, wie aus der Ausgabe von Deventer erhellet, und wovon wir die Ursache wissen. Was man sonst von Aesopischen Fabeln hier und da zerstreuet fand, fügte man allenfalls dem Aesopus bey; ließ es aber dahin gestellet seyn, ob sie dem Aesopus wirklich gehörten, oder nicht.

Die ältesten von dieser Art folgen nun, vom 147sten Blatte bis zum 187sten, an der Zahl **siebzehn**; ebenfalls lateinisch und deutsch. Nach der 17ten stehen die Worte: Finite sunt extravagantes antique, ascripte esopo, nescio

(*) Pseudoavianus fuerit, an Romulus, qui Daventriæ editus proditur a. c. n. 1490 hoc elegantiæ magistralis titulo, *Aesopus moralisatus cum bono comento*, mihi quidem adhuc incompertum est. *Prol. de Phædro. p.* 57.

scio si vere vel ficte. Der Zweifel hat nur allzuviel Grund. Denn unter den siebzehn sind kaum zwey oder drey, die mit sonst bekannten Fabeln des Aesopus etwas ähnliches haben. Die übrigen alle werden nicht allein sonst nirgends dem Aesopus beygelegt, sondern sind auch, welches die Hauptsache ist, so wenig in dem Geschmacke des Aesopus, von so abentheuerlicher gothischer Erfindung, daß sie auch nicht einmal Aesopisch heissen können; geschweige daß sie von dem Aesopus selbst seyn sollten. Ich will damit nicht sagen, daß ihnen alle Anmuth abgehet: sondern nur, daß sie nicht die Anmuth haben, welche man an alten und griechischen Erfindungen gewohnt ist. Sie stechen daher auch nicht wenig mit denen ab, die nun kommen, und welche wirklich aus dem Griechischen, und zwar vom **Rimicius** übersetzt sind.

Denn, wie ich schon gesagt habe, kurz vorher, als **Zeiner** dieses Werk ausgehen ließ, war die obgemeldte Uebersetzung des **Rimicius** von dem Leben und hundert Fabeln des Aesopus, zu Mayland gedruckt worden. Da sie nun auch diesseits den Alpen bekannt wurde, und nicht allein das Leben des Aesopus etwas ganz neues war, sondern sich auch unter den hundert Fabeln verschiedene befanden, die eben diesen Werth der Neuheit hatten: was Wunder, daß man sowohl mit diesen, als mit jenem, die gewöhnlichen Fabelbücher in Deutschland zu vermehren eilte? Nicht, meyne ich, mit allen den hundert Fabeln; denn was war das nöthig, da die meisten schon bekannt waren, und in der alten Uebersetzung des Romulus gelesen wurden? Sondern nur einzig und allein mit denen aus ihnen, die **Romulus** nicht hatte. Was ich da sa-

ge, ist keine blosse Vermuthung; sondern gerade eben das, was Zeiner, oder Stainhöwel, oder wer sonst unsere Ulmer Ausgabe besorgte, in der That und Wahrheit gethan hat; ja, nicht ohne ausdrückliche Meldung gethan hat. Denn es heißt nicht allein zu Anfange sothaner Fabeln des Rimicius, Sequuntur alique esopi fabule nove translationis rimicy: sondern auch, noch bestimmter und deutlicher, am Ende: Finis fabularum Esopi a rimitio nove translationis fabularum esopi grecarum auctore extracte: que a romulo in suis quatuor liberis non continentur.

Und was wollen wir nun mehr? Ist es noch zweifelhaft, was dem Romulus, und was dem Rimicius gehöret? Ist es noch möglich, daß Rimicius, wie Nilant vermuthete, auch nur der Herausgeber des Ulmer Romulus kann gewesen seyn? Wird vom Rimicius nicht als von einer dritten Person gesprochen? Wird auf seine Uebersetzung, die so bedeutend die neue heißt, nicht gnugsam als auf ein besonders Werk gewiesen, das von dem gegenwärtigen völlig unterschieden? aus welchem sich das gegenwärtige bloß bereichert habe? Wie wäre Rimicius aus Italien nach Ulm gekommen, um daselbst bey Zeinern ein Fabelbuch zu besorgen, in welchem er aus seiner eigenen Arbeit einen kümmerlichen Auszug mache?

Noch dazu einen sehr kümmerlichen. Denn von allen den hundert Fabeln haben nicht mehr, als siebzehn Platz gefunden. Nehmlich die 2, 3, 5, 7, 10, 15, 18, 21, 40, 43, 53, 68, 70, 74 90, 97 und 100ste, nach der Ordnung des Rimicius; welches in der Sam-

lung

lung des **Dorpius** die 374, 375, 377, 379, 382, 387, 390, 393, 412, 415, 425, 440, 442, 446, 462, 469 und 472ste sind. Es ist keine darunter, welche wir nicht vorlängst Griechisch hätten; so wie sich auch unter den andern zurückgebliebenen **drey und achtzig** keine dergleichen findet. Daß es auch wirkliche Uebersetzungen aus diesem vorhandenen Griechischen sind; daß **Rimicius** nicht bloß, wie **Romulus**, vorgegeben, aus dem Griechischen zu übersetzen, in der That aber alte lateinische vercificirt vorhandene Fabeln in Prosa aufgelöset habe, welches sich unter andern **Cannegieter** von ihm eingebildet (*): davon hat mich die angestellte Vergleichung überzeugt. Denn daß er in dem und jenem Ausdrucke von unserm üblichen Texte, wie wir diesen Theils nach dem **Aldus** beybehalten, Theils von dem **Neveler** überkommen haben, gleichwohl abgehet; auch wohl hier und da den ganzen Faden der Erzählung anders führet,

(*) Certe ut ipse Perottus versus elegiacos in jambos mutavit, ita alii eas in sermonem prorsum converterunt. Inter quos est Rimicius, Hadrianus Barlandus, Guilielmus Hermannus, aliter Guilielmus Gaudanus dictus. *Dissert. de ætate et stilo Flavii Aviani, cap.* 15. Unter diese gehört **Rimicius** schlechterdings nicht. Er ist wahrer Uebersetzer aus einer Sprache in die andere: nicht bloß aus einer Art des Vortrages in die andere. Aber man merket wohl, daß auch **Cannegieter** noch den Rimicius für den Romulus genommen; ohngeachtet desjenigen, was er deßfalls vom **Nilant** bereits konnte gelernet haben, und was er aus eben derselben Quelle, die **Nilant** gebraucht hatte, mit ein wenig mehr Aufmerksamkeit auch noch besser hätte wissen können.

das beweiset nur, daß er nicht völlig den nehmlichen Text, sondern einen vor sich gehabt, der dann und wann noch wohl besser war (**). Seine Latinität selbst bewahrt ihn aber auch schon vor diesem Argwohne; denn ich will den sehen, der aus seinen Worten nur einen einzigen Vers zusammenstoppeln kann, der des Phädrus würdig wäre. —

Ich kann nun den Rest des alten Ulmer Drucks mit ein Paar Worten abfertigen. Denn alles, was er noch ent-

(**) Daß es dergleichen Texte gegeben, und in verschiedenen Handschriften noch geben müsse, hat man immer gemuthmasset. Besonders in solchen Handschriften, welche für älter zu erkennen, als **Planudes**, dem man den gewöhnlichen Text zuzuschreiben pflegt. Eine solche Handschrift fand **Montfaucon** in einer Bibliothek zu Florenz, und war Willens, nach ihr sowohl das Leben als die Fabeln des Aesopus, aufs neue heraus zu geben. Aber es ist unterblieben. Eine solche Handschrift findet sich auch in Deutschland, in der Bibliothek der Stadt Augspurg, auf die schon seit 1741 **Jo. Michael Heusinger** die Gelehrten aufmerksam gemacht haben sollte. Sein Zeugniß und seine Versicherung, hätte ich gemeynet, müßte diesen Schatz an das Licht zu bringen, ohnfehlbar veranlassen. Aber auch das ist nicht geschehen. Vielleicht weil es sich nicht der Mühe verlohnte? Es verlohnt sich ihrer recht sehr; wie ich ganz gewiß weiß. Denn endlich bin ich so glücklich gewesen, eine Abschrift von besagtem Augspurgischen Codex zu erhalten, aus der ich sehe, daß er alle meine Erwartung übertrift. Diese Abschrift ist von der Hand der Madame **Reiske**, die sich damit um die Griechische Litteratur unendlich verdienter wird gemacht haben, als eine Madame **Dacier** mit allen französischen Uebersetzungen, wenn man künftig einmal den Aesop einzig so lesen wird, wie man ihn ohne ihr Zuthun vielleicht noch lange nicht, vielleicht auch wohl nie gelesen hätte.

enthält, siebzehn Fabeln des Avianus, und drey und zwanzig Fabeln oder vielmehr Histörchen aus dem Adelfonsus, Deligamus und Poggius, insgesamt mit deutschen Uebersetzungen, das kann zu meiner gegenwärtigen Untersuchung nun weiter nichts dienen. Was fehlte auch noch, um diese nicht völlig geendet zu haben?

Denn da eine Handschrift, die schon **Gudius** für älter als fünfhundert Jahr erkannte, die Fabeln des **Romulus** enthält, und zwar die nehmlichen Fabeln des Romulus, die bereits im funfzehnten Seculo zu Ulm gedruckt worden; dieser Ulmer Druck aber ganz gewiß nicht vom **Rimicius** besorgt worden, auch Rimicius weiter keinen Theil daran hat, als daß man seine Uebersetzung von dem Leben und einigen Fabeln des Aesopus darinn aufgenommen: so ist es ja wohl nunmehr so ausgemacht, als nur immer etwas dieser Art ausgemacht seyn kann, daß nicht allein Romulus und Rimicius zwey ganz verschiedne Personen sind, sondern daß auch Rimicius nie an den Romulus die geringste Hand gelegt, wenigstens zuverläßig nicht an den Romulus, mit welchem ihn **Neveler** ganz verwechselte, oder für dessen Herausgeber ihn **Nilant** angenommen. Eines ist eben so falsch als das andere: und ich muß es nochmals und nochmals wiederhohlen, daß die ganze Verwirrung nichts zum Grunde hat, als den unwissenden Leichtsinn eines jungen Franzosen, der einem Buche, das er weder kannte, noch sich die Mühe nehmen wollte, kennen zu lernen, den ersten den besten Namen beylegte, der ihm darinn aufstieß.

Warum aber **Nilant** nicht ganz hinter die Wahrheit gekommen, davon war, habe ich vorläufig gesagt.

 dieses

dieses die Ursache, daß er das alte Buch des **Neveler** hatte, und auch nicht hatte. Dieses muß ich noch erklären.

Wie **Neveler** schon angezeigt, und ich mehr als einmal bemerken lassen, so ist das Ulmer Fabelbuch durchaus mit einer deutschen Uebersetzung versehen, welche nicht, wie es izt üblich, auf der andern Seite dem Texte gegenüber stehet, sondern stückweise, Fabel nach Fabel, eingeschaltet ist. Nun sind bey so einem Buche, das Grundsprache und Uebersetzung enthält, noch zwey Veränderungen möglich, die ein Drucker oder Verleger nicht leicht unterlassen wird zu machen, wenn er von der allgemeinen Brauchbarkeit des Buches, selbst überzeugt ist. Er kann, ausser beiden zusammen, die Grundsprache allein; er kann die Uebersetzung allein abdrucken lassen und verkauffen: so hat er drey Bücher statt Einem.

Daß dieses nun hier **Johann Zeiner** auch wirklich gethan, weiß ich Theils ganz gewiß, Theils kann ich es mit aller Zuverläßigkeit schliessen.

Daß er die Uebersetzung allein drucken lassen, weiß ich gewiß: denn ich habe sie vor mir. Sie ist ebenfalls in klein Folio, 119 Blätter stark, ohne das Register **Uber die gemeinen puncten der materi diß buchlis.** Unter den **gemeinen Punkten**, werden die loci communes, die Sittenlehren der Fabeln verstanden: und dieses Register findet sich auch bey jener Hauptausgabe, und nur deutsch. Der Holzschnitt mit dem Aesopus fängt auch hier an; aber anstatt daß hierauf dort nur die Aufschrift der vom Rimicius übersetzten Lebensbeschreibung des Aesopus folgt, so folgt hier eine allgemeine Aufschrift des

ganzen

ganzen Werkes. Nehmlich diese: **Hie hebt sich an das buch und leben des hochberümten fabeldichters Esopi auß kryegischer zungen in latein gemacht. Auch ertlich ander fabeln als Aviani. auch Doligami Adelfonsi. und ertlicher schimpff-reden Pogii. auch die histori Sigesmunde der tochter des fürsten Tancredi. und des jünglings Gwistardi.** Ob nun aber gleich diese ganze Uebersetzung von Wort zu Wort die Steinhöwelsche ist, wie sie in jener doppelten Ausgabe zu lesen: so ist doch dieser Druck davon nicht der bloß zusammengeschobene Druck aus jener; sondern es ist ein späterer Druck aus schlechtrer Schrift und auf schlechteres Papier, auch mit gröbern und stumpfern, obgleich in Ansehung der Zeichnung völlig ähnlichen Holzschnitten, ohne Anzeige, wo und wenn er veranstaltet worden. Daß indeß vor ihm schon ein besserer vorhanden gewesen, urtheile ich daher, weil **Christ** einen gebraucht, von dem er Lettern und Papier so gut gefunden, daß er ihn für eine Schefferſche Arbeit zu Maynz halten dürfen. Dieses war ohn Zweifel der erste Zeinersche, wie er mit Weglassung des Lateinischen, auf das nehmliche Papier zusammengerückt und nachgeschossen worden. **Christ** selbst kannte sonach den Lateinischen Text auch gar nicht, muß ihn auch gänzlich nicht vermuthet haben, weil er ihn sonst gewiß bey seinen und nicht seinen, alten und nicht alten Fabeln brauchen zu können, sich alle Mühe würde gegeben haben. Die Geschichte der **Sigismunde** anbelangend, welche, der Aufschrift nach, der einzeln Uebersetzung beygefügt seyn soll: so finde ich sie in unserm Exemplar nicht. Aber wohl finde ich sie hinter

der

der lateinischdeutschen Ausgabe: nicht zwar als ein Stück derselben; sondern nur augenscheinlich aus eben der Schrift und auf eben solches Papier, folglich bey eben dem Zeiner zu Ulm, auf zehn Blättern abgedruckt. Ich denke, daß es eine Uebersetzung aus dem Boccaz ist, die ebenfalls **Steinhöweln** zum Verfasser hat.

So wie nun diese eine Hälfte ganz gewiß besonders abgedruckt worden, so wird es höchst wahrscheinlicher Weise auch mit der andern geschehen seyn. Denn eben ein Exemplar des blossen lateinischen Textes war es ohnstreitig, was **Nilant** von **Burmannen** geliehen bekam, und in Ermangelung des Neveletschen Buches an dessen Statt sicher brauchen zu können glaubte. Es war alles darinn, was **Nevelet** angegeben; ausser der deutschen Uebersetzung. Da es aber sehr übel erhalten war, und die letzten Bogen völlig daran fehlten: so konnte **Nilant** für sein Theil von dem Orte und dem Jahre, wenn und wo es gedruckt worden, nichts zuverläßiges wissen; welches denn vielleicht mit Ursache war, daß er noch immer einem Italiäner so viel Theil daran ließ. Dazu kam, daß er selbst einige eingestreute Nachrichten von den Urhebern der Fabeln in diesem seinem bloß lateinischen Drucke anders las, als sie in dem lateinischdeutschen zu lesen sind. So las er unter andern, zum Schlusse der siebzehn Fabeln nach der Uebersetzung des **Rimicius**, dort die Worte: Registrum fabularum predictarum Esopi quas Rimicius transtulit; welche hier, angeführtermaassen, ganz anders lauten, und so lauten, daß er sie selbst sicherlich nicht von dem Herausgeber würde verstanden haben. Aus diesen veränderten Schlußformeln ist aber denn wiederum klar,

daß

daß auch der ganz lateinische Druck nicht unmittelbar aus unserer ursprünglichen lateinischdeutschen Ausgabe durch die blosse Zusammenrückung genommen, sondern nachher aufs neue aus ihr abgesetzet worden. So zerrissen und verstümmelt indeß das Burmannische Exemplar davon auch gewesen: so eine wichtige Rolle hat es gleichwohl in den Händen der Kritik gespielet. Denn nicht allein hat es **Nilant** zu seinem Romulus gebraucht; sondern auch **Cannegieter** zum **Avianus**, von dem es ebenfalls viele Jahre später hieß, daß er nun erst im Drucke erscheine, nachdem ein grosser Theil von ihm vorlängst schon dort mit abgedruckt gewesen. Ich schliesse daraus auf den um so viel grössern Werth unseres originalen und so vollständig erhaltenen Exemplars, und darf mich nicht reuen lassen, so viel Worte davon gemacht zu haben.

Noch komme ich mit wenigen auf den Romulus wieder zurück; um mir selbst Rechenschaft zu geben, was denn nun diese ganze Untersuchung eigentlich nütze. Wozu hilft es, ob wir die Kahlmäuserey wissen, oder ob wir sie nicht wissen, daß Romulus Romulus gewesen, und Rimicius nie etwas mit dem Romulus zu thun gehabt? — Alles wohl überlegt, denke ich doch, daß ich nicht so ganz für die leidige Neubegierde gearbeitet habe. Denn man kann den Romulus in einem doppelten Lichte betrachten; als eine magere Kuh für sich, und als eine magere Kuh, nachdem sie eine fette verschlungen, die man gern wieder aus ihr heraus haben möchte. Ich will sagen, man kann in ihm entweder den blossen Romulus, einen blossen Schriftsteller des eisernen Zeitalters, oder die verschmolzenen

Trüm-

Trümmer eines Schriftstellers aus dem güldenen Zeitalter, eines Phädrus, oder wie er sonst geheissen, sehen und finden wollen. In dem einen Falle sowohl als in dem andern, ist vor allen Dingen nöthig zu wissen, wo er in seiner möglichsten Lauterkeit noch anzutreffen. Besonders wenn er einmal da ist; wenn ihn die Gelehrten in einer schlechtern Gestalt nicht gleichgültig aufgenommen haben: warum soll man ihn nicht in seiner bessern bekannt machen dürfen?

Ja, wenn es wahr ist, was **Burmann** sagt, daß nach dem **Gudius** sich niemand um den Phäder verdienter gemacht habe, als **Nilant**, eben durch die Ausgabe seines **Romulus**, und der übrigen alten Fabeln: wäre es nicht noch Zeit, mit dem Nilant dieses Verdienst wenigstens zu theilen? (*) Sollte es sich nicht noch der Mühe lohnen, was man von dem **Nilant** mit so vielem Danke in der Verstümmelung angenommen, in seiner Vollständigkeit aufs neue ans Licht zu bringen? Die eigentlichen Manuscripte des Phädrus, wenn es deren gegeben, haben sich, wie es scheinet, gänzlich aus der Welt verloren. Denn wenn sie noch irgendwo vorhanden wären, so würden sie sich damals, als **Christ** ihr Daseyn in Zweifel zog, gewiß gemeldet haben. Ich meyne, in Frankreich, wo sie wahrscheinlicher Weise stecken müßten, und

(*) *Jo. Fr. Nilantius*, cujus ego industriam et laborem antiquis fabulis impensum, qui post Gudii notas in fabulis edendis laborarunt, diligentiæ præferre non dubito, utilissimo instituto in unum Fasciculum conjecisse fabulas Aesopias, sive e Rimicio, sive e Romulo, sive a quocumque elaboratas. *l. c. f.*

und wo Christs Widerspruch genugsam bekannt geworden, würde sich leicht ein Gelehrter gefunden haben, der es mit ein Paar Worten angezeigt hätte, wo die augenscheinliche Widerlegung des deutschen Professors zu finden sey. In ihrer bis itzt noch völligen Ermanglung also, können und müssen die alten Fabeln des Romulus allein die Stelle der Handschriften vertreten. Nach ihnen allein kann bis itzt noch jede kühnere Muthmassung über den Text des Phädrus geprüfet, und zu Folge dieser Prüfung gebilliget oder verworfen werden. Da nun ohnedem der Phädrus von Zeit zu Zeit, zum Gebrauche der Schulen, wieder gedruckt wird: wie, wenn man eine solche Ausgabe einmal, statt aller Anmerkungen, mit ihnen allein vermehrte? Nehmlich mit ihnen, so wie sie in der Handschrift von **Dijon**, und in dem alten **Ulmer** Drucke, weit vollständiger und weit besser als bey dem **Nilant**, enthalten sind.

Folgende Vergleichungstafel, die ich zum Schlusse noch mittheile, wird es mit Einem Blicke übersehn lassen, daß die Sache nichts weniger als überflüßig, oder wohl gar schon so gut als geschehen sey. In der ersten Reihe stehen die Fabeln des Romulus nach dem Manuscripte; welches, die wenigen angegebenen Verschiedenheiten abgerechnet, auch die Ordnung der alten gedruckten Ausgabe ist. In der zweyten Reihe sind die Fabeln des Phädrus angegeben, die in den ihnen entsprechenden Fabeln des Romulus begraben liegen; sowohl die, welche wir noch wirklich haben oder zu haben glauben, als auch die, welche **Burmann** daraus wieder herzustellen versucht hat. Die Fabel des Romulus, die in dieser Reihe ausfällt,

ist

ist für den aufbehalten, der einen ähnlichen Versuch wagen will. In der dritten Reihe sieht man, wie sich der Romulus des **Nilant** zu dem alten vollständigen Romulus verhält; welche Fabeln desselben dort vorkommen, und welche nicht. Aus der vierten Reihe endlich erhellet, was in dem Anonymus des Nilant von den Fabeln des Romulus zu finden; und ich wiederhohle hier nochmals, daß dieser Anonymus selbst nichts anders als ein Romulus gewesen, indem er nicht bloß größten Theils die nehmlichen Fabeln, sondern auch diese nehmlichen Fabeln, mit den nehmlichen Worten, und nur dann und wann interpolirter und unlateinischer als Romulus, erzehlet. Verschiedene von den Fabeln des Romulus, wird man sehen, fallen in allen drey Reihen weg; und das sind denn die, welche das Manuscript, oder der alte Ulmer Druck ganz eigen hat; in welchen man aber gleichwohl eben so gut noch einen Phädrus wieder finden kann, als man ihn in den andern wiedergefunden zu haben glaubt.

Romulus Divionensis.	Phædrus.	Romulus Nilanti.	Anonymus Nilanti.
Libr. I. 1. -	III. 12. - -	1 - - -	
- - - 2. -	I. 1. - -	2 - - -	
- - - 3. -	App. Bur. 6.	3 - - -	
- - - 4. -		4 - - -	
- - - 5. -	I. 4. - - -	5 - - -	
- - - 6. -	I. 5. - - -	6 - - -	
- - - 7. -	I. 6. - - -	7 - - -	
- - - 8. -	I. 8. - - -	8 - - -	
- - - 9. -	I. 19. - -	9 - - -	
- - - 10. -	IV. 18. - -	— - - -	11.
- - - 11. -	I. 29. - -	— - - -	12.
- - - 12. -	App. Bur. 9.	10 - - -	
- - - 13. -	II. 6. - -	12 - - -	
- - - 14. -	I. 13. - -	13 - - -	

Romulus Divionensis.	Phæder.	Romulus Nilanti.	Anonymus Nilanti.
- - - 15. -	I. 21. - -	14 - - -	
- - - 16. -	App. Bur. 10.	15 - - -	
- - - 17. -	App. Bur. 4.	16 - - -	
- - - 18. -	App. Bur. 1.	— - - -	
- - - 19. -	App. Bur. 12.	17 - - -	
***			
Libr. II. 1. -	I. 2. - - -	18 - - -	
- - - 2. -	I. 31. - -	19 - - -	
- - - 3. -	I. 23. - -	20 - - -	
- - - 4. -	- - - -	21 - - -	
- - - 5. -	IV. 22. - -	22 - - -	
- - - 6. -	III. 15. - -	23 - - -	
- - - 7. -	V. 10. - -	— - - -	62
- - - 8. -	I. 28. - -	11 - - -	
- - - 9. -	App. Bur. 2.	24 - - -	
- - - 10. -	App. Bur. 32.	— - - -	61
- - - 11. -	App. Bur. 33.	— - - -	65
- - - 12. -	I. 16. - -		
- - - 13. -	V. 3. - -	— - - -	66
- - - 14. -	I. 26. - -	— - - -	63
- - - 15. -	I. 7. - - -		
- - - 16. -	I. 3. - - -	— - - -	26
- - - 17. -	III. 6. - -		
- - - 18. -	IV. 23. - -	— - - -	27.
- - - 19. -	I. 10. - -	— - - -	28.
- - - 20. -	I. 22. - -	— - - -	29.
- - - 21. -	I. 24. - -	— - - -	33.
***			
Lib. III. 1. -	App. Bur. 15.	25. - - -	
- - - 2. -	- - - -	26. - - -	
- - - 3. -	App. Bur. 17.	— - - -	37.
- - - 4. -	App. Bur. 18.	27. - - -	
- - - 5. -	App. Bur. 19.	28. - - -	
- - - 6. -	App Bur. 20.	— - - -	40.
- - - 7. -	I. 12. - -	29. - - -	
- - - 8. -	- - - -	— - - -	
- - - 9. -	- - - -	30. - - -	
- - - 10. -	- - - -	31. - - -	

Romulus Divionensis.	Phædrus.	Romulus Nilanti.	Anonymus Nilanti.
- - - 11. -	- - - - -	— - - - -	
- - - 12. -	IV. 7. - -	— - - - -	42.
- - - 13. -	App. Bur. 21.	32. - - -	
- - - 14. -	App. Bur. 5.	33. - - -	
- - - 15. -	III. 7. - -	34. - - -	
- - - 16. -	- - - - -	35. - - -	
- - - 17. -	App. Bur. 22.	36. - - -	
- - - 18. -	- - - - -	— - - - -	47.
- - - 19. -	II. 8. - -	— - - - -	48.
- - - 20. -	IV. 12. - -	37. - - -	
***			
Lib. IV. 1. -	IV. 2. - -	— - - - -	
- - - 2. -	IV. 1. - -	— - - - -	
- - - 3. -	App. Bur. 23.	38. - - -	
- - - 4. -	III. 18. - -	39. - - -	
- - - 5. -	III. 2. - -	— - - - -	
- - - 6. -	- - - - -	40. - - -	
- - - 7. -	- - - - -	— - - - -	
- - - 8. -	App. Bur. 24.	41. - - -	
- - - 9. -	IV. 3. - -	— - - - -	
- - - 10. -	I. 11. - -	42. - - -	
- - - 11. -	- - - - -	— - - - -	
- - - 12. -	App. Bur. 30.	43. - - -	
- - - 13. -	- - - - -	— - - - -	
- - - 14. -	- - - - -	— - - - -	
- - - 15. -	- - - - -	— - - - -	
- - - 16. -	- - - - -	— - - - -	
- - - 17. -	App. Bur. 25.	44. - - -	
- - - 18. -	App. Bur. 31.	— - - - -	60.
- - - 19. -	App. Bur. 28.	45. - - -	
- - - 20. -	- - - - -	— - - - -	
- - - 21. -	App. Bur. 27.	— - - - -	55.

Wenn ich nächstens einmal ein anderes Manuscript bekannt mache, auf das **Gudius** ebenfalls sich in seinen Noten über den Phädrus beziehet, will ich diese nehmliche Tafel auf den Phädrus einrichten, und es vielleicht wagen, eine Vermuthung mitzutheilen, die durch diese Tafeln auf eine besondere Art bestärket wird.

III. Von

III.

Von dem Schickard-Marchtalerschen Tarich Beni Adam.

Wie ich fast immer in unsrer Bibliothek fand, was ich suchte: so fand ich auch oft, was ich nicht suchte, und was ich mir nimmermehr hätte einfallen lassen, in ihr zu suchen. Hiervon ein Beyspiel, mit dessen Bekanntmachung ich Dank zu verdienen hoffe.

Aus der Aufschrift werden diejenigen meiner Leser, welche die Geschichte des Orients etwas näher kennen, leicht errathen, daß ich von dem Türkischen Manuscripte reden will, aus welchem **Wilhelm Schickard** seine Series Regum Persiæ ab *Ardschir-Babekan* usque ad *Iazdigerdem* a Caliphis expulsum, herausgegeben. Das Buch des Schickard ist zu Tübingen 1628 in Quart gedruckt, und hat sich schon längst höchst selten gemacht (*). Die englischen Verfasser der allgemeinen Weltgeschichte preisen es sehr an; und wer es nicht selbst gesehen, wird es vielleicht aus dieser Anpreisung kennen (**).

Die Quelle nun dieses nützlichen Werkes, aus welcher **Schickard** noch lange nicht alle das Gute geschöpft, was sich daraus schöpfen läßt, ist sie noch vorhanden? und wo ist sie vorhanden? Wo soll der Gelehrte sie suchen, den der Durst nach ihr triebe? Eben da, wo sie ehedem war? oder wo sonst?

Wir wissen aus dem Schickardschen Buche, daß diese Quelle ein ungeheures Türkisches Stammregister war,

(*) Diese Seltenheit bezeugt die Biblioth. Salth. n. 645.

(**) Im IX Theile der deut. Uebers. S. 654. in der Anmerk.

in Form einer Rolle, welches **Veit Marchtaler**, ein Rathsherr zu Ulm, in Ungarn ehedem, nehmlich 1592, als **Filleck** den Türken wieder abgenommen wurde, bey Plünderung einer Moschee, erbeutet hatte. **Marchtaler** war lange um einen Mann verlegen gewesen, der ihm das Verständniß über diese seine Beute näher eröffnen, und wenn es sich der Mühe lohne, einen gemeinnützigen Gebrauch davon machen könne: als er, fünf und dreyßig Jahre darauf, an **Schickarden** damit kam, welcher Professor der Orientalischen Sprachen zu Tübingen war.

Schickard konnte Arabisch genug, um ein Türkisches Manuscript von dieser Art so eben zu lesen. Er fand, daß es eine Genealogie der Othmannischen Kayser sey, die durch alle die berühmtesten Geschlechter des Orients bis auf den Adam hinaufgeführet worden; und glaubte in dieser ununterbrochenen Folge besonders siebzehn Hauptfamilien zu unterscheiden, die ich hier nöthig finde, mit seinen eignen Worten anzuführen. Autographum illud mea divisione *septendecim* continet *familias*, quorum nudissimas in hoc vestibulo summas enarrabo. — 1. Prima est, *Antediluvianorum*, a parente generis humani Adamo usque ad ejus reparatorem Noam. 2. Altera *Patriarcharum*, a Semo ad Mosen usque. Et hæ ambæ cum Bibliis nostris (quod in Ethnico mireris) non male congruunt. 3. Tertia Regum *Adsarbiganiæ*, qui Assyriacam postea Monarchiam pepererunt, inde a Kajomarratho (quem parum abest, ut Nimrodum esse credam) ad Zabum usque, qui omnino Sardanapalus videtur: quamvis intermedia serie, aqua mihi crebro hæreat, ob historiæ

historiæ defectum, ex tanta vetustate. 4. Quarta *Persarum priscorum*, qui etiam Græcis innotuerunt, quanquam aliis plerumque nominibus indigitentur; ubi similiter non omnia sunt sana. 5. Quinta *Salvatoris nostri*, ab Abrahamo, per Davidem, ad Iesum virginis Mariæ filium: cui tamen alieni quidam immiscentur, ut infra prolixe docui. 6. Sexta *Regum Persiæ posteriorum*, ab Ardschiro ad Iazdigerdem; quos ex professo nunc recenseo, iisque finio librum præsentem. Quæ vero deinceps consequuntur, sunt hæ duodecim: scilicet. 7. Septima *Muhammedis* et agnatorum, qui genus hic palam ducunt a Keidar Ismaëlis filio: tantum abest ut ex Hagar ancilla se natos esse negent, quod imperiti quidam tradidere. Habetque Pseudopropheta inter proximos avos Cudaium, Abdomenaphum, Haschimum, et Abdolmutalibum, sat celebres Arabiæ reges: e quorum postremo, per filium Abytalib, etiam Haly nepos descendit, Muhammedi patruelis, ut omnino errent, qui ex obscuris parentibus natum dicunt. 8. Octava *Ommiadum*, e quibus nobis etiam oritur ipse Othmanus Calipha, secus quam existimat vulgo. 9. Nona, Pontificum *Abbasidarum* catena, quæ in libro Iuchasin fol. 152. XXXV articulis constare dicitur, et ibidem ad Mustaëzimum usque deducitur, nobis hic ideo pauciores habet, quia postremi solo titulo Domini erant, sine tamen jurisdictione: unde non domo tantum se continebant, in publico, extra solennitatem Ramadhan haud visi, sed et manibus ipsi suis aliquid laborabant, ex voto sibi voluntarie indicto, ut solitudinis ac longi temporis tædia fallerent; quod R. Benjamin de sui ævi Ca-

siphia Mostazio testatur, fol. 16. fecisse Storeas, et sigillo suo signatas, in foro publico vendi curasse, magnatibus aulæ suæ, adeo nempe degenerarunt a pristino splendore. 10. Decima *Samanæorum*, qui gubernacula tenuerunt in regione Maor-annahar sive trans Oxiana: deducti a Samano gentis authore, usque ad Abul-charith filium Nuchi, quem Chan-Ilech Rex Turkestaniæ, capta metropoli Buchara, exoculavit. 11. Undecima *Puianorum*, qui e Iazdigerdis Persæ seris nepotibus enati, Bugdadense imperium arripuerunt, et per annos fere 130 obtinuerunt continue, assumptis Addolæ (*) cognomentis et avita regni gloria, postliminio quasi reducta. 12. Duodecima *Sebutakinorum*, Indicæ originis, puta Mahmudi, Masudi, Abusaidi &c. qui Balchæ sedem figentes, Chorasan divexarunt, atque cum sequentibus Salgukiis multa gesserunt bella. 13. *Chowarazmiorum*, Abu-schogæ, Abu-mutaphari, Abul-phatachi et successorum. 14. *Salgukiorum*, inter quos clariores erant Togrulbek, Albarselan, Melich-schach et Suleiman, quorum notitia etiam ad Latinos pervenit, sed obscura, et nominibus corruptissimis. 15. *Mahanensium*, in Turkestan, inde a Bulchascho Iapeti filio, usque ad Ertogrul Othmanni parentem, quorum plurimos etiam habet Iuchasin, sed non omnes, ut vix uspiam alibi adeo diligenter consignatos existimem, ne in Arabum quidam libris. 16. *Ginkizæorum* Tatariæ Principum: ut Okotai, Tuli, Halacho, Abakai &c. omnium quos volumen istud habet, meo judicio, potentissimi, qui velut

(*) So ist dieses Wort beym Schickard gedruckt, muß aber ohne Zweifel Abdallæ heissen.

velut inundatione universam fere Asiam submerserunt. Denique 17. *Othmanidarum*, Turciæ Sultanorum, sed usque ad Moradem f. Selimi tantum, cujus tempore hoc Exemplar descriptum fuit. —

Wie man in dieser Stelle am geschwindesten den ganzen Innhalt des Manuscripts übersehen kann: so läßt sich auch nach ihr am kürzesten anzeigen, wie weit **Schickard** es genüßet hat, und was und wie viel er eines andern Fleisse noch darinn übrig gelassen.

Da **Schickard** nicht eine blosse kahle Uebersetzung davon zu liefern, sondern vielmehr einen Commentar darüber zu schreiben sich entschloß, in welchem er diese ursprünglich morgenländischen Nachrichten mit denen vergleichen wollte, die uns von den Griechen und Römern, oder auch dem und jenem Rabbinen, überliefert worden: so fand er, daß es nicht wohl möglich sey, auf einmal damit an das Licht zu treten. Er wollte also vors erste mit einem einzeln Stücke den Versuch machen, und hatte sich dazu, nach seiner Eintheilung den sechzehnten Abschnitt, das ist, den **Jenghiz Khan** und seine Nachfolger, ersehen. Constitui quidem primo, sind seine Worte, eam Genealogiæ partem publicare, quam gratiorem Lectori futuram credidi, nempe *Tataricam Ginkis-chani*, quod illa non tantum reliquis multo sit ignotior, sed et ob ejus Imperii magnitudinem, scitu omnino dignissima. Et in hunc usum jam omnia præparaveram, conquisitis undique authorum testimoniis, Hebræorum primo, qui meæ Professionis proprii sunt, deinceps Græci Pachymerii τῦ ἀνεκδότῦ, cujus exemplar pridem ex Augustana Bibliotheca descriptum, benevole communicarat mecum

V. CL. Dn. Matthias Berneggerus, Prof. Argent. unde multa eruderavi, quæ publice nondum, innotuisse scio.

Allein ich weiß nicht, welcher ungebetene Freund dem guten **Schickard** in den Kopf sezte, daß es ganz unschicklich seyn würde, wenn er sein Klöckchen eher zwölfe als zwey schlagen liesse, wie er sich sehr artig auszudrücken beliebte; das ist, wem er aller Zeitordnung zuwider die Tatarischen Regenten, die in der Geschlechtstafel die le[illegible] ohne einem wären, zu allererst vor so vielen älterern beschreiben wollte. Er besann sich also, ob er schon mit dem Drucke bereits wirklich einen Anfang hatte machen lassen, noch geschwind eines andern, und gab uns, anstatt jener in Europa der Zeit noch so völlig unbekannten Sieger, das, was wir auf dem Titel seines Buchs angezeigt finden, und bey weitem so unbekannt nicht war: ich meyne, die Persischen Könige der vierten Dynastie; das ist, diejenigen, welche auf die Arsaciden, oder Parthischen Beherrscher Persiens folgten, bis die Saracenen diesem Reiche ein Ende machten. Denn das Verzeichniß derselben, wie er es hier mittheilte, ist nur wenig von dem unterschieden, welches **Teixeira** bereits aus dem **Mirkond** bekannt gemacht hatte.

Indeß war auch das nicht zu verachten; und da **Schickard** ausser diesem sechsten Abschnitte jener siebzehn, auf den er sich umständlich einließ, auch die vorhergehenden fünfe mitnahm, und überall eine Menge Dinge beybrachte, die damals noch den ganzen Werth der Neuheit hatten: so war es wenigstens ein Anfang, der alle mögliche Aufmunterung verdiente. Auch den siebenten Abschnitt

schnitt wollte er damals gleich mit liefern: warum dieser aber zurück bleiben mußte, verdienet, daß wir es von ihm selbst vernehmen. Libuisset quidem hac vice provehi ulterius, et septimum Genealogiæ membrum attexere, quod Pseudoprophetæ natales contineat, multis utique memorabilibus refertos: at incremento libelli obstitit Vidua Typographi, ob causas domi notas, dum ad instantes nundinas, hoc tantum breve specimen præmittere destinavit, sciscitatum an sit emptores reperturum? Nam quæ me quidem melius sperare jussit materiæ peregrinitas, ea ipsam facit meticulosam: cum experimentis didicerit, rustica Kalendaria vendi multo numerosius, quam ipsas Ephemerides, unde illa desumuntur.

Die weise Frau Verlegerinn! — Aber warum über sie spotten? Hat sie nicht recht gehabt? — So scheinet es wenigstens. Denn sie hat es gar fein bey diesem Versuche gelassen. Es war 1628, als er, wie gesagt, erschien: und **Schickard** starb erst ganzer sieben Jahr nachher. Was hätte ihn abhalten können, wo nicht alle übrige eilf Abschnitte, wenigstens doch jene zwey nachzusenden, die er schon so gut als völlig ausgearbeitet haben mußte: wenn es nicht die Frau Verlegerinn gewesen wäre? die sich ohne Zweifel für die Ehre bedankte, eine großmüthige Beförderinn der Morgenländischen Historie zu heissen, und zu darben.

Nicht anders: **Marchtaler** und **Schickard** hatten den besten Willen vergebens. Durch den Kaltsinn ihrer Zeitverwandten ist von des erstern Handschrift, und von des letztern Arbeit darüber, nie mehr zum Vorschein gekom-

gekommen, als jene Series Regum Persiæ; worunter sicherlich Deutschlands Ehre noch weit mehr gelitten, als die Geschichtskunde. Denn es sey auch, daß wir das, was uns **Schickard** damals nicht anders als noch mit vielerley Mängeln geben konnte, nachher von andern vollständiger und besser erhalten haben: so waren doch diese andern lauter Franzosen oder Engländer; und unserm Vaterlande entging der Ruhm, auch hier die Bahn gebrochen zu haben.

Nur bey dem einzigen Abschnitte stehen zu bleiben, dessen uns Schickards Freund, durch seinen unzeitigen Rath, beraubte: wer wußte in Europa damals vom **Jenghiz Khan**, und seinen Nachfolgern? Einige alte Reisebeschreiber hatten ihrer kaum erwähnt; und **Schickard** war in Europa schlechterdings der erste, der uns aus morgenländischen Quellen etwas von ihnen melden konnte. **Pocok, Herbelot, de la Croix, Gaubil** hätten alle in seine Fußtapfen treten müssen, die sich so nun nicht träumen liessen, daß dieses ihres Weges schon längst ein Deutscher gegangen wäre. —

Wohin die Papiere des **Schickard** nach seinem Tode gekommen, weiß ich nicht. Eben so wenig weiß ich, ob die Abschrift, welche er, wie ich finde, von dem ganzen Türkischen Stammbaume genommen, noch irgendwo vorhanden. Aber, wie gesagt, weiß man doch auch nicht einmal, wie es mit dem Originale selbst weiter gegangen, und ob und wo dasselbe annoch anzutreffen? Die das meiste von ihm zu wissen glauben könnten, dürften es gerade da suchen, wo es gewiß nicht anzutreffen.

Marchtaler nehmlich, welcher für gut fand, das Schickardsche Werk in seinem Namen dem Kayser Ferdinand dem I. zuzueignen, versprach in der Zuschrift, das Türkische Original in die Kayserliche Bibliothek zu liefern, so bald als Schickard mit seiner Arbeit vollends zu Stande seyn würde, oder auch noch eher, im Fall es der Kayser zu sehen begierig seyn sollte. Autographum ipsum, sagt er, sub Aquilæ signis partum, ad ejusdem Aquilæ alas remittam, in Augustali Bibliotheca reponendum: quod vel tunc fiet, cum cætera erunt exposita Latine, vel nunc statim facere paratus sum, si Sa. Mts. Va. visendi desiderio ita jusserit. Wer sollte also nicht glauben, daß dieses wirklich geschehen? Wer sollte sich einbilden, daß ein Schatz, welcher der Kayserlichen Bibliothek hier so feyerlich angetragen wird, irgendwo anders zu suchen seyn sollte, als in ihr?

Und gleichwohl ist er es. Denn mit einem Worte: nicht Wien, sondern Wolfenbüttel besitzt ihn, diesen Schatz. Bey uns muß ihn der Gelehrte suchen, welcher Lust und Kräfte hat, Schickards Arbeit zu berichtigen oder fortzusetzen.

Ich bin gewiß, daß ich hiermit etwas anzeige, welches der Anzeige um so würdiger ist, je unbekannter es schlechterdings geblieben. Wenn selbst der Geschichtschreiber unsrer Bibliothek, **Burckhard**, etwas davon gewußt hat, so hat er doch nichts davon gemeldet. Und eben dieses gilt von allen andern, die entweder von den Seltenheiten der berühmtesten Bibliotheken überhaupt, oder der unsrigen insbesondere, mehr oder weniger geflissendlich, gehandelt haben. Als neuerer Zeit noch **Baumgarten**

den grossen Verlust beklagte, den die Geschichtskunde darunter gelitten, „daß die in der Aufschrift und Vorrede des Schickardschen Werks gemachte Hoffnung zur ähnlichen Erläuterung der übrigen Geschlechtstafeln unsrer Handschrift, nicht erfüllet worden„ (*): würde er wohl anzumerken unterlassen haben, wo allenfalls ein zweyter Schickard die Handschrift selbst gegenwärtig finden könne; wenn er es gewußt hätte?

Indeß kann es freylich nicht fehlen, daß gleichwohl einige Gelehrte einmal Wissenschaft davon gehabt haben. Ich selbst kann deren zwey nennen, wovon der eine sogar Gelegenheit gegeben, daß wenigstens ein Verdacht davon in das Publikum kommen können. Dieses ist **Hiob Ludolf**, der 1686 unsere Bibliothek in Augenschein nahm. Wenn **Junker**, in dessen Leben, (**) das Merkwürdigste, was ihm daselbst vorkam, nahmhaft macht; so heißt es unter andern: Præter hæc autem admiratus est tum tria exempla Alcorani, tum maxime ingens Volumen Arabicum, in quo continebatur Genealogia Adami usque ad Noachum, et a Noacho usque ad Christum et Muchammedem, hujusque filiam Fatinam, in qua Muchamedi genus esse desiit; a cujus tamen majoribus, successores ejus et collaterales, Arabumque Principes (*Sherif*) et Sultani, gentem suam derivant. Insignem usum præstare hunc Codicem iis posse persuasum sibi habuit Noster, qui Historiam Saracenicam Turcicamque et Arabicam tractare adgrediuntur. Es ist kein Zweifel,

(*) Im fünften Bande der Nachrichten von einer Hallischen Bibliothek. S. 305.

(**) Comment. de Vita Iobi Ludolfi. p. 149.

fel, daß hiermit unser Marchtalerisches Manuscript gemeynet sey. Ich habe aber auch nicht Unrecht, alles was **Ludolf**, oder vielmehr **Juncker** hier davon sagt, mehr für einen Verdacht, als für eine Nachricht zu erklären. Denn das Wichtigste fehlet dabey; nehmlich die Anzeige, daß, und von wem, und wie weit es bereits genutzet worden, als ohne welche es die Aufmerksamkeit ohnmöglich erregen konnte, die es verdienet. Daß man jedoch ja nicht glaube, daß **Ludolf** selbst alles dieses nicht gewußt habe. Er wußte es nur allzugut, wie ich gleich sagen will: und daß wir es nicht auch in seinem Leben lesen, beweiset höchstens, daß er es noch nicht damals gewußt, als er die flüchtige Notiz davon aufs Papier warf, die **Juncker** ohne Zweifel vor sich hatte.

Noch vor Jahr und Tag würde man, in unserer Bibliothek selbst, schlechterdings nicht haben sagen können, was für eine Arabische Genealogie es sey, die Ludolf ehedem daselbst solle gesehen haben; geschweige, daß man sie hätte vorzeigen können. Denn ich weiß nicht wie es gekommen, daß das Marchtalerische Manuscript in keinen einzigen von unsern Katalogen eingetragen, und selbst auf die sonderbarste Weise in einen Winkel verkramet worden, wo es unmöglich jemanden zu Gesichte kommen konnte. Ganz unvermuthet fand ich es in einem verschlossenen Kasten, zu welchem sich sogar der Schlüssel verloren hatte; so lange war er nicht eröfnet worden: und fand es daselbst, unter einem Prasse von ausgemerzten Kupfern und Charten. Mein ganzes Verdienst um diese Wiederauffindung aber, ist die Neugierde, die ich hatte, ei-

nen

nen längst bey Seite gesetzten Kasten zu durchstankern: zu alle dem übrigen brauchte ich glücklicher Weise nur Augen. Denn kaum hatte ich es in die Hände genommen, als ich auf der Rückseite des einen Endes der Rolle folgende Aufschrift las:

Anno Doi. MDXCIII. die 14. Decembris,
Erobert der hoch- und wolgeborne Herr, Herr
Christoff Freyher zu Teuffenbach, Mayerhoven u.
Dürrnholtz rc. Röm: Kay: May: KriegsRath
u. General der Oberhungarischen Lande rc.
die gewaltige Vöstung Filek, in Oberhungarn, so ob 50
Jaren in des Erbfeindes Händen geweßt,
Neben noch andern 12 Granitz- und Bergkhäusern.
Bey welcher Eroberung, in der Türkischen Schloß-
kirchen daselbst zu Filek, ist dieses Türkische Stam-
register, mit einem geschriebenen Pergament umb-
schlagen, allermassen solches allhier vor Augen,
neben anderer Kriegsbeutt bekommen, und
nacher Deutschland gebracht worden
durch
Veit Marchtalern,
Bürgern in Ulm.

Und kaum fing ich es an aufzuwickeln, als ich zwey deutsche geschriebene Bogen eingelegt fand, welche ein **Summarischer Bericht von dem Inhalt dieser Rolle, oder Türkischen Stamm-Registers** überschrieben waren, und die ich aus der Unterschrift, von **Hiob Ludolfs** eigner Hand zu seyn, erkennen mußte.

Als

Als **Ludolf** sich nach Frankfurt zur Ruhe begeben hatte, und daselbst einzig seinen Studien oblag, fiel ihm ohne Zweifel jene merkwürdige Arabische Genealogie wieder ein, die er vor einigen Jahren in Wolfenbüttel gesehen hatte. Er ward begierig, sie näher kennen zu lernen, und bat den Herzog **Anton Ulrich**, bey dem er sehr wohl angeschrieben war, um die Mittheilung derselben. Diese erfolgte; und bey Rücksendung, fügte er zur Dankbarkeit gedachten **Summarischen Bericht** bey.

Ich kann nicht anders urtheilen, als daß **Ludolf** bey dem ersten genauern Blicke, den er darauf warf, sich für betrogen erkannte. Er hatte, wie die Junkersche Stelle deutlich anzeigt, die Sprache des Manuscripts in der Eil (denn der Irrthum ist sonst, auch für einen völlig Unwissenden, sehr leicht zu vermeiden) für Arabisch angesehen: und sie war Türkisch. Jene verstand **Ludolf**, aber nicht diese. Er konnte also wenig mehr darinn lesen, als die eigenthümlichen Namen, aus welchen der Stammbaum bestehet. Die den meisten dieser Namen hingegen beygeschriebenen Nachrichten, wie auch ein ziemlich langer Eingang, waren ihm durchaus unverständlich. Daher es denn auch kömmt, daß sein **Summarischer Bericht** fast nichts mehr enthält, als was man aus Schickards obigem allgemeinen Inhalte eben so gut ersehen kann; widrigenfalls ich ihn ganz mitzutheilen nicht ermangeln würde.

Nur ein einziger Punkt ist ihm völlig eigen, der aber um so wichtiger ist. **Ludolf** nehmlich hatte den Türkischen Eingang abschreiben lassen, und ihn nach Wien an den kayserlichen Interpreten, **Meninsky**, geschickt, um sich dessen Erklärung zu erbitten. Ob ihm Meninsky

(der zweyte also, der um unser Manuscript gewußt) eine wörtliche Uebersetzung davon zukommen lassen; daran zweifle ich: indem alles was **Ludolf** von ihm daraus ersehen zu haben angiebt, sich nicht weiter als auf den Türkischen Verfasser erstreckt. Dieser nun hat **Joseph, Ben Abdul-Latiph** geheissen, und zu den Zeiten **Solimans**, des Sohnes und Nachfolgers **Selim** des I, gelebet; das ist gegen 1520 bis 66.

Es ist bedenklich, daß **Schickard** von ihm gar nichts gewußt, ja auch nicht einmal vorgebauet hat, damit wir uns wenigstens keinen falschen Begriff von ihm machen könnten. Denn da er ausdrücklich sagt, das Ende der Genealogie reiche bis auf den **Murad**, den Sohn **Selim** des II: so verleitet er uns zu glauben, daß der Verfasser auch unter diesem Kayser gelebt habe; da doch beyde diese Kayser, **Murad**, seines Namens der III, und **Solim** der II, bloß von einem spätern Abschreiber hinzugefüget worden. Das natürlichste, was hieraus folgt, wäre also wohl, daß **Schickard** selbst kein Türkisch verstanden; und das hat auch **Ludolf** mit dürren Worten daraus geschlossen. Ja er fügt hinzu, daß eben daher sich **Schickard** auch in etlichen Namen und Personen geirret habe. Dieses will sich nun freylich mit dem so recht nicht reimen, was **Brucker**, Schickards neuester Lobredner, in dem Ehrentempel der Deutschen Gelehrsamkeit (*), von ihm versichert; "er sey in den Orientalischen Sprachen, ob er gleich sein eigener Lehrmeister seyn müssen, dennoch so weit gekommen, daß er in dem Rabbinischen, Chaldäischen, Syrischen, Persischen, **Türkischen** und Arabischen, seines gleichen nicht gehabt". Doch wie

(*) Fünftes Zehend S. 186.

wie es gemeiniglich zu geschehen pflegt, daß unter den Lobrednern der letzte die Saiten immer am höchsten spannet: so ist es auch hier gegangen. Denn **Zach. Schäffer**, den Brucker treulicher hätte nachsprechen sollen, sagt bloß, daß Schickard in seinen letzten Jahren sich alles Ernstes bestrebt hätte, ut tot linguis Persicam quoque, et Turcicam et alias Orienti usurpatas adjungeret (*).

Und das wäre denn auch wohl, sollte ich meynen, das glaublichste. — Aber wie, wenn nun eben dieser Umstand, daß Schickard nicht Türkisch genug verstanden, denn auch mit Ursache wäre, warum wir um den Rest seiner Arbeit gekommen? Der Tod übereilte vielleicht den guten Mann, als er noch erst recht Türkisch lernte. — Unter dieser Möglichkeit, müßte ich denn freylich wohl einen Theil meines obigen Ausfalles, gegen den Kaltsinn seiner Zeitverwandten, zurückenehmen. Aber darum das geringste darinn ändern oder mildern? wozu sollte ich das? Was meinem werthen Vaterlande hier zu viel gesagt ist, verdienet es in hundert andern Fällen, zehnfach zu hören; und wird es sicherlich einmal hören. Nur einen von diesen hundert Fällen hier im Vorbeygehen zu nennen, weil er mit dem Schickardschen die nächste Aehnlichkeit hat. — Man denke an **Abulfeda** und **Reiske**! An diesen einzigen Mann, der allein, bey der kleinsten Unterstützung, in diesem Felde der Gelehrsamkeit, auf einmal Engländer und Franzosen eben so weit würde hinter sich gelassen haben, als diese vor den Deutschen nun noch voraus sind! An diesen einzigen Mann, der nur auch noch aufgemuntert zu werden braucht, um sich von einer eben so undankbaren Anbauung eines andern Feldes, wieder in dieses zu wenden.

(*) Memor. et Eulogi. *Wilh. Schickardi.* Tub. 1636. 4. p. 12.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Ludolf preiset unser Manuscript, nicht allein in jener Stelle des Junkers, sondern auch in dem Summarischen Berichte ungemein an. „Es verdienet, sagt er, von einem „der wohl Türkisch könnte, ganz verdolmetschet zu werden.„ Nun ist es wahr, dieses sagte **Ludolf** gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts. Was damals seine gute Richtigkeit hatte, dürfte leicht, siebzig Jahre später, wenigstens nicht mehr für voll gelten. Wir wissen von der Geschichte der morgenländischen Völker itzt unendlich mehr, als **Ludolf** wissen konnte; und es wäre kein Wunder, wenn bey so vielen Orientalischen Quellen, die neuerer Zeit nach Frankreich und England gekommen, eine einzelne in Deutschland, die so lange kein Mensch mehr besucht hat, völlig unbrauchbar geworden wäre.

Unbrauchbarer, will ich zugeben: aber völlig unbrauchbar, sollte ich doch nicht denken.— **Schickard** hat, die deutsche Wahrheit zu sagen, nur eben den ungesunden Schaum oben abgeschöpft; nur eben das, was Hr. **Reiske** in dem Abulfeda mit Verachtung übergieng. Denn was er uns von den ersten **sechs** Geschlechtern daraus mitgetheilet, ist entweder höchst unstatthaft, oder wir brauchen es nicht erst von einem Türken zu lernen. Was er uns von dem **siebenden**, dem Geschlechte des Muhammeds, daraus mittheilen wollte, dürfte itzt wohl auch nicht weiter als zur Bestätigung des dienen, was wir aus eigentlichen Arabischen Quellen, durch **Gagnier, Sale, Reiske** und andere, seitdem sehr zuverläßig erfahren haben. Eben dieses dürfte von dem **achten** und **neunten**, den Geschlechtsfolgen der Kalifen beider Häuser, gelten: desgleichen, wie schon erinnert, von dem **sechzehnten**; des **siebzehnten** gar nicht

zu

zu gedenken, als von welchem wir aus einem dürren Stammbaume wohl schwerlich mehr lernen dürften, als man selbst zu Schickards Zeiten bereits aus dem **Leunclavius** wußte, oder wir itzt, noch richtiger und vollständiger aus dem **Kantemir** und andern, wissen können. Allein nun sind noch die sechs Geschlechter, vom 10ten bis 15ten übrig; derjenigen kleinern Regenten nehmlich, die sich nach und nach in Persien und Indien von den Kalifen abgerissen hatten, und unabhängige Herren geworden waren. Und deren Geschlechtsfolgen, glaube ich, würden dem Liebhaber der Geschichte sehr willkommen seyn; ob auch sie schon größten Theils beym **Herbelot** zu finden. Denn den Nachrichten des Herbelots fehlet vornehmlich der Synchronismus, welcher aus unserer Genealogie sich ohne Zweifel sehr deutlich ergeben würde. Einiges dürfte denn auch wohl, so gut als völlig neu seyn: was wir z. E. von den Seljuken daraus lernen würden. Denn wie ich aus den wenigen Namen urtheile, die **Schickard** von diesem Geschlechte anführet, so sind es sowohl die **Seljuken von Iran**, als die von **Rum**. Die Geschichte der letztern aber, welche wegen ihres genauen Zusammenhanges mit der Byzantinischen Geschichte, vornehmlich aufgekläret zu werden verdiente, ist noch in der äussersten Verwirrung, und in dem wenigen, was **Herbelot** aus Persischen Geschichtschreibern davon anführet, sind eine Menge Widersprüche, die er selbst eingestehet. **Abulfeda** aber, wenn ich eine Stelle des Herrn **Reiske** recht verstehe, hat diese occidentalische Seljuken ganz und gar mit Stillschweigen übergangen. Noch dürfte sich auch bey den Regenten von **Khouarezem**, in unsrer Genealogie manches finden, daß von dem abgehet, was wir bis itzt von ihnen wissen; indem unter den neun Sultanen

dieser Dynastie, die **Herbelot** beybringet, keiner von denen ist, die **Schickard** nahmhaft macht.

Doch von allen diesen kann nur derjenige mit Zuverläßigkeit urtheilen, der sich, mit genugsamer Kenntniß der Sprache, an unser Manuscript zu wagen im Stande ist. Daß ich, für mein Theil, eben so wenig Türkisch verstehe, als nur einer von meinen Lesern, wird man mir hoffentlich auf mein Wort glauben. Ich habe blos als Bibliothekar gesprochen, dem es erlaubt ist, von Werken zu sprechen, die er nicht verstehet.

Ich schliesse mit einer Anmerkung, die ebenfalls blos bibliothekarisch ist. – Wenn **Hottinger**, in seiner Historia Orientali, von der Genealogie des Muhammeds handelt, so sagt er, daß ihm eine dreyfache vorgekommen. Die eine sey genommen ex Msc. quodam, quo parario D. *Marchtalero* usus est D. *Schikhardus*; die zweyte habe **Christ. Ravius** beygebracht; und die dritte schreibe sich her, ab Authore *Taarich Adam*, de quo videatur *Thesaur. Phil. p.* 62. Ich schlage dieses zweyte Werk eben desselben Verfassers nach, und finde folgendes: *Taarich Adam*, id est, *genealogia Adami*, scriptum antiquissimum et inter Arabes, sine dubio, celeberrimum, quod in Hungaria ante hoc repertum, non ita pridem à D. Marchtalero, Ulmensi, Amplissimo urbis hujus consuli D. *Salomoni Hirzelio* oblatum, et commentario a me illustratum est. Das ist sonderbar. Wie? so war denn dieser **Taarich Adam**, welchen **Hirzel** von **Marchtalern** bekam, nicht eben der, welchen **Schickard** von ihm bekommen hatte? Oder war er eben der, warum führet ihn **Hottinger** als einen verschiednen an? Und war er eben der, wie können wir ihn hier in **Wolfenbüttel** haben, da ihn ein Bürgermeister zu Zürich von Marchtalern selbst soll bekommen haben? Sollen wir annehmen, daß **Marchtaler** zwey ähnliche Manuscripte in Ungarn erbeutet, da er doch nur des einen gegen den Kayser Ferdinand gedenket? Oder bekam **Hirzel** nur eine Abschrift des einzigen von ihm, die **Hottinger** mit einem Commentar erläuterte, ohne zu merken, daß es eben dasselbe Werk sey, welches **Schickard** gebraucht habe? Wer wird uns aus dieser Verwirrung helfen?

IV. Die

IV.

Die Nachtigall.

Uebers. Berlinisches neuste Litter. Wochenschr.
1774. S. 21.
Erlang. [illegible] neueste hist. Schriften [illegible]
4. S. 295 u. f.
Deutsches Museum vom J. 1779. d. Jan. S. 61 u. ff.
Dez. S. 458. 562.
Michaelis Magazin IV. 164.

Ich blätterte in **Heydenreichs Leipzigischen Chronike**, und da ich eben nichts wichtiges suchte, so zog unter dem Jahre 1567 folgende Stelle meine Augen auf sich.

„Anno 1567 **den** 13ten **Januarii, hat der „Scharff Richter zu Leipzig auffm Markt „ein Buch, die Nachtigal genant, darinnen „die** Judicia **und Gerichte mit Schmehwor- „ten hart angegriffen worden, öffentlich „verbrannt, und die, so sie feil gehabt, aus- „gepaucket.**

Wer seiner Neugierde öfters nachgehangen, den reißt sie bey dem kleinsten Anlasse mit fort. Und so sahe ich mich auch hier gar bald mitten in der ernstlichsten Nachforschung, was denn eigentlich dieses verbrannte Buch, die **Nachtigall** genannt, für ein Buch gewesen sey?

Gleich anfangs besann ich mich, daß **Vogel** der vermehrte und fortgesetzte **Heydenreich** ist. **Vogels Leipzigisches Geschichtbuch** also war das erste, was ich zu Rathe zog; in der festen Hoffnung, meine Neugierde sofort befriediget zu finden. Aber ich betrog mich: **Vogel** wiederhohlt die nehmlichen Worte des **Heydenreichs**, ohne die geringste nähere Aufklärung.

Ein verbranntes Buch ist gemeiniglich ein seltenes Buch. Ich vermuthete demnach, in den bekannten Ver-

zeichnissen solcher Bücher, meine **Nachtigall** gewiß anzutreffen: und schlug sie nach, eines nach dem andern. Aber wiederum vergebens. Selbst **Andreas Westphal**, der eine eigene Dissertation von den Büchern geschrieben, die auf Befehl der Obrigkeit verbrannt worden; selbst **Schelhorn**, der diese Arbeit des **Westphal** durch viele Zusätze erweitert hat, (*) liessen mich unbelehrt von sich. Sie wissen alle von keiner **Nachtigall**; von keinem Buche, das 1567 zu Leipzig von dem Scharfrichter öffentlich verbrannt worden.

Nachdem ich hierauf auch **Müllers** Annales, und andere Sächsische Geschichtschreiber, nicht ohne Zeitverlust, eben so unnützlich nachgelesen hatte: mußte ich auf den Gedanken gerathen, daß das, was ich so begierig sey zu wissen, am Ende auch wohl nichts weiter, als ein elendes Pasquill irgend einer Privatperson, irgend einen Rechtshandel betreffend, gewesen sey, an welchem der Rath zu Leipzig eine solche Rache zu nehmen für gut befunden. Selbst die Worte des **Heydenreich** "daß die Judicia und Gerichte darinnen mit Schmehworten hart angegriffen worden", schienen nichts wichtigeres, nichts was sich mehr auf das Allgemeine bezöge, anzeigen zu sollen.

Ich wollte sonach eben wieder eine von den Jagden beschliessen, von denen ich so oft nicht reicher, aber müder zurückgekommen: als ich mich auf einmal besann, wo ich itzt sey. Warum suche ich in Büchern nach einem Buche, das Troz dem Scharfrichter von Leipzig, hier wohl noch selbst

(*) Amoenit. liter. T. VIII. & IX.

selbst verhanden ist? Ich will das Buch suchen; nicht blos Nachrichten von dem Buche.

Und so fand ich gar bald, was ich suchte. Zwar nicht völlig so, wie ich es suchte, aber doch auch nicht viel schlechter. Ich fand es nehmlich nicht so, wie es verbrannt worden; nicht gedruckt: sondern ich fand unter unsern Manuscripten Abschriften davon, und deren nicht weniger als drey.

Auch sah ich nun meine Mühe mehr als belohnt. Denn weit gefehlt, daß ich endlich ein so geringfügiges Werk in Händen hatte, als ich vermuthen zu müssen glaubte: so war es vielmehr eine Schrift, welche sehr wichtige Händel, nicht einer einzeln Stadt, nicht einer blossen Provinz, sondern des gesammten Reiches betrifft. Kurz; die Nachtigall singt nichts geringeres, als ein Lied über die damaligen **Grumbachischen** Unruhen. — Vielleicht hätte ein andrer dieses sogleich errathen, dem es aufgefallen wäre, daß jene Stelle bey dem **Heydenreich** und **Vogel** unter lauter Nachrichten von diesen Unruhen und von den Anstalten stehet, welche der Churfürst zu Sachsen zur Belagerung der Stadt Gotha, zu Ende des sechsundsechzigsten, und zu Anfange des siebenundsechzigsten Jahres, eben machte. Doch besser ist wissen, als rathen.

Da ich den Inhalt meiner aufgefundenen Schrift nunmehr kannte, so war es natürlich, daß ich ihr auch da nachspürte, wo ihrer, zu Folge desselben, entweder gelegentlich oder geflissendlich hätte Erwähnung geschehen

können.

können. Allein ich habe deren zur Zeit noch nicht die allergeringste, weder in den gleichzeitigen Wechselschriften beyder Partheyen, noch bey den nachherigen Geschichtschreibern besagter Unruhen, finden können. Wie denn auch **Kreysig**, welcher in seiner **historischen Bibliothek von Obersachsen** ein eignes Kapitel den Schriften gewidmet hat, welche die Grumbachschen Händel betreffen (*), darunter keiner **Nachtigall** gedenkt.

Dieses alles, meyne ich, beweiset so ziemlich, welch eine Seltenheit unsere Bibliothek an den Abschriften derselben besitzet. Eine Seltenheit, die allein schon werth ist, daß ich es wage, aus einer Nachtigall einen Phönix zu machen, der aus seiner Asche jünger und schöner wieder hervorsteiget.

Hoffentlich bin ich der Meynung nicht allein, daß es auf alle Weise erlaubt ist, ein von Obrigkeits wegen, auch aus den triftigsten Gründen, verbranntes Buch wieder herzustellen. Denn ein solches Verbrennen hat die Absicht nicht, das Buch gänzlich zu vernichten: es soll diese Absicht nicht haben; es kann sie nicht haben. Es soll und kann allein ein öffentlicher Beweis der obrigkeitlichen Mißbilligung, eine Art von Strafe gegen den Uhrheber seyn. Was Einmal gedruckt ist, gehört der ganzen Welt auf ewige Zeiten. Niemand hat das Recht, es zu vertilgen. Wenn er es thut, beleidiget er die Welt unendlich mehr, als sie der Verfasser des vertilgten Buches, von welcher Art es auch immer sey, kann beleidiget haben. Er stürzet sie vorsetzlich in Ungewißheit und Zwei-

fel;

(*) Sect. II. cap. 21.

fel; er beraubt sie des einzigen Mittels, selbst zu sehen, selbst zu urtheilen; er verlangt, auf eine eben so vermessene als lächerliche Art, daß sie ihm blindlings glauben, ihn blindlings für einen eben so ehrlichen als einsichtsvollen Mann halten soll.

Die Grumbachschen Händel sind vorbey; auch in ihren unmerklichsten Folgen vorbey. Nur dem Gelehrten, der sich lange nachher ein Geschäfte daraus macht, Gründe und Gegengründe gegen einander abzuwägen, wenn beide nichts mehr fruchten, und nichts mehr schaden; nur dem Staatsmann, dem die Geschichte seine Schule ist, sind sie noch dann und wann gegenwärtig. Was dieser daraus lernen kann, weiß ich nicht, mag ich nicht wissen. Aber wie jenem oft dabey zu Muthe seyn muß, kann ich einigermaassen urtheilen.

Er wird weit entfernt seyn, sich zum Vertheidiger **Grumbachs** und seines Anhanges aufzuwerfen. Er ist von dem Verbrechen dieses Mannes überzeugt; er giebt es zu, daß die Strenge, mit der man gegen ihm verfahren, vielleicht damals nothwendig gewesen; er erkennet mit allem Wohlgefallen, daß diese Strenge wenigstens in ihren Wirkungen, zu Festsetzung der allgemeinen Sicherheit, zu gänzlicher Abstellung der gesetzwidrigen Selbsthülfe, sehr ersprießlich gewesen.

Aber wenn er dieses alles thut, wird er darum auch mit den Geschichtschreibern zufrieden seyn, die einen Mann, den eine damals sehr gewöhnliche Denkungsart zu Unthaten verleitete, die nichts weniger als die einzigen

von

von ihrer Art im Reiche waren, die diesen Mann, sage ich, zu dem abscheulichsten und unsinnigsten Bösewicht machen? die ihm alle Schandthaten, deren ihn seine Gegner bezüchtiget, als die erwiesensten Wahrheiten nachsagen? denen er Mörder und Straassenräuber ist? denen er eben so zuverlässig Zauberer und Teuffelsbanner seyn müßte, und sicherlich seyn würde, wenn sie es nicht für schimpflicher hielten, Alfanzereyen nachzuschreiben, als Verleumdungen?

Wenn diesen Gelehrten nun gar seine Nachforschungen auf die Spur einer Schrift bringen, die Grumbachs heftigster Feind, eben als er den Garaus mit ihm spielen wollte, verbrennen lassen; die folglich für Grumbachen muß gewesen; die er aber nirgends selbst auffinden kann: (Und eine solche Schrift ist unsere Nachtigall, wie man aus den Umständen schon wird geschlossen haben) was soll er denken? Ist er, bey der Untreue, bey dem Leichtsinn, mit welchem man auf das blosse Wort seiner Feinde, Anklagen auf Anklagen gegen ihn häuft, ohne die geringste Rücksicht auf seine Rechtfertigung zu nehmen, nicht befugt, das ärgste zu denken? zu argwohnen, wer weiß was für Dinge darinn enthalten gewesen, auf die man den Scharfrichter antworten lassen, weil sich sonst niemand sie zu beantworten getrauet?

Und dieses wäre die nähere, wichtigere Ursache, eine dergleichen Schrift wieder herzustellen. Denn ob sich schon der Gelehrte in seinem Argwohne irren würde; ob schon unsere Nachtigall nichts singt, was nicht damaliger Zeit mehr Vögel auf den Dächern sangen: so ist auch das

schon

schon ein Verdienst, wenn der Litterator, der ihm nur Materialien in die Hände liefern soll, durch den Verlust eines leidigen Bogens, einen solchen Argwohn sowohl ihm, als dem, den er trift, ersparet.

Denn daß ich die Schrift selbst nun etwas näher beschreibe, so ist sie ein kleines Gedicht von ohngefehr sechshundert Zeilen; und dieses Gedicht ist, seiner Einkleidung nach, die Apostrophe einer Nachtigall an das Haupt und die Glieder des Reiches, nach dem verschiedenen Interesse, das sie an der Grumbachschen Sache nahmen, oder hätten nehmen sollen. Der poetische Werth desselben ist klein. Es war die uralte Gewohnheit der Deutschen, ihre Geschichte in Lieder und Reime zu verfassen: und diese Gewohnheit hat sich sehr lange erhalten. Daß sie nunmehr gänzlich abgekommen, mag vielleicht für den Geschmack ganz gut seyn: aber für die historische Wahrheit ist es gewiß nicht gut. In diesen Liedern erschallte gemeiniglich die Stimme des Volks; und wann geschehene Dinge nicht mit dichterischen Fabeln darinn ausgeschmückt waren, so waren sie doch mit Empfindungen durchwebt, die man wirklich dabey gehabt hatte. Für solche Empfindungen giebt uns der heutige Geschichtschreiber kalte, aber wenn Gott will, sehr zuverläßige Beläge aus dem bedächtlichen Kabinete; und wir finden uns trefflich verbessert. —

Der Verfasser sagt auf dem Titel, daß er den wesentlichen Inhalt aus den Schriften Herzog **Johann Friedrich des Mittlern** gezogen habe. Ich sehe, daß er vornehmlich die **Antwort** damit gemeynet, welche dieser Herzog, **des Reichs abgesandten Botschaffen**,

ten, auf ihr Anbringen und Werbung, Wilhelmen von Grumbachs, Ernst von Mandelslo, und Wilhelmen von Steins halben, gegeben, und die 1566 auf 15 Bogen in Quart gedruckt ist, auch von Rudolphi seiner Gotha Diplomatica einverleibt worden (*). Da ich nun sowohl diese Antwort, als auch alle andere dahin schlagende Schriften, von beiden Theilen, mit allem Fleisse durchlesen mußte, um von dem wahren Werthe meiner Nachtigall urtheilen zu können: so hatte ich bereits die merkwürdigsten Parallelstellen in ihnen ausgezeichnet, und war Willens, sie, wie es kommen würde, zur Erläuterung, oder Bestärkung, oder Widerlegung, der schwachen Stimme des guten Vogels unterzulegen. Doch bey näherer Erwägung fand ich für gut, demjenigen in nichts vorzugreiffen, der es einmal wagen dürfte und wollte, die Grumbachschen Händel in allem ihrem Umfange, mit Freymüthigkeit und Einsicht in die damalige deutsche Staatsverfassung, zu beschreiben. Mir genüge, diesem Manne, dem ich den Geist eines Salustius oder St. Real siebenfältig wünsche, eine Kleinigkeit zur Hand geschafft zu haben, die er ungern vermissen würde, und die ich ohne weitere Vorrede hier mittheile.

(*) Theil II. S. 62 – 92.

Nach-

Nachtigal:

das ist,

Aus **Johann Friedrichs des Mittlern**, Herzogs zu Sachssen, publicirten Schriften, vom Ursprunge, Anfang und ganzen Proceß der Wirzburgischen und Grumbachischen Handlungen, ein kurzer Bericht und Auszug. Mit einer nützlichen und christlichen Vermahnung an die Röm. Kays. Mayt. Chur- und Fürsten, auch andere Stände des H. R. Reichs, antreffende die jetzige trübselige Belagerung der gewaltigen Festung Grimmenstein, und weitberühmten Stadt Gotha.

Gedruckt im Jahr Christi
MDLXVII.

Dieweil ihr schlaffet in der Nacht,
Und Trübsal euch bekümmert macht,
Komm ich, genannt die Nachtigall,
O Fürsten gut, in diesem Thal,
Zu singen euch ein schön Gesang,
Zu wecken euch mit meinem Klang,
Dieweil der Früling kompt herbey.
Bitt, wollet meine Melodey
Gütlich in Gnaden hören an,
Der Büchssen Knall abschaffen lahn,
Gute Freunde mit einander seyn,
Und euch wohl bey der Sonnen Schein
Vertragen mit einander all,
Auf daß verhüt werd großr Unfall,
Den Eulen nit mehr hören zu,
Die euch gemachet solch Unruh.

Poeten solch Gewohnheit han,
Wann sie zu dichten fangen an,
Daß sie viel Götter allermeist
Anruffen, umb ein guten Geist,
Daß ihre Reym mit Süßigkeit
Gezieret seyn, und wol gekleydt.
Ich weiß nit mehr denn einen Gott,
Den ruff ich an nach seinem Gebott,
Daß ich euch all vermahnen mag,
Anzeigen vieler Herzen Klag,
Vom grossen Handel reden wol,
Weß jeder sich verhalten soll;
Doch daß ich euch nicht lang auffhalt,
Ist die Sach kürzlich so gestallt:
Grumbach der hat viel Guth und Land,
Das behielt ein Stifft gern in seiner Hand,
Daher entspringt der erste Neydt,
Der gemachet hat so manchen Streitt.
Marggraff **Albrecht**, der streitbar Mann,
Den von **Wirtzburg** wolt greiffen an:
Grumbach Marggräffscher Diener war,
Wie ihm vergrimmt der Pfaffen Schaar.
Der Bischoff trauet ihm nit im Streit,
Begerte Fried und Einigkeit.
Hie thet Grumbach ein große Treuw
Dem Stifft Wirtzburg und ganzem Gebeuw,
Richtet auff Fried und Einigkeit,
Macht daß geschah dem Stifft kein Leydt,
Verhindert selbst den Ueberfall,
Leyhet ihm Geltt in großer Zahl;
Viel Treuw hat Grumbach mehr gethan,
Am Stifft Wirtzburg, der ehrlich Mann.
Denn da der Graff von **Beuren** bracht
Viel Reuter, und ein große Macht,

Hat Grumbach Fleiß gewendet an,
Daß er dem Stifft kein Schaden gethan.
Beym Kayser auch erhalten hat,
Daß er viel Reuter schicken that,
Welche den Stifft beschützet han,
Daß ihm kein Ueberlast gethan.
Nun höret zu mit welchem Lohn
Die Pfaffen ihn bezahlet hon.
Da **Moritz** und **Albertus** beyd
Hielten zusammen einen Streitt,
Marggraff **Albrecht** verlor die Schlacht,
Derhalben ihn der Stifft veracht,
Wolt sein Zusag nicht halten mehr,
Dieweil Albrecht geschwechet sehr,
Wil ihm nunmehr kein Schuld gestahn.
Grumbach wolt sein Bezahlung han,
Der Bischoff ihm wolt zahlen nicht,
Verachtet truzlich all Gericht,
Beraubet auch sein Land und Leut,
Vermeynet, er hätt ein gute Beutt.
Grumbach der ruffet an das Recht,
Der Stifft der macht viel Spiegelgefecht,
Der Kayser selber redet an
Den Bischoff, daß er soll verstahn,
Mit Grumbach kommen überein,
Sagt, daß die Sach nit wär so kleyn.
Der Bischoff bleibt auff seiner Bahn,
Helt Grumbach vor ein schlechten Mann.
Nicht lang hernach der Bischoff ward
Mit einer Kugel getroffen hart,
Daran Grumbach unschuldig sich
Bekennet frey und öffentlich.
Mit solcher Protestation,
Daß ihm der Schuß mehr Leydt gethan,

Denn eim andern in dieser Welt,
Wie er solchs auff sein Eyd erhellt.
Grumbach zeucht in fremde Land,
Sein Tugend machet weit bekandt,
Und dienet den drey Lilien schon,
Welch führet die französisch Kron.
Mit Reuttern stark er wiederkehrt,
Die Pfaffen gewißlich hart verfehrt.
Man gibt ihm viel der guten Wort,
Daß er nit also fehret fort.
Grumbach sich überreden läßt,
Folgt ihrem Rath, und thut das best.
Er meynt, sie würdens machen fein,
Sein Land ihm wiedergeben ein,
Gütlich die Sach ohn alle Wehr,
Zu Frieden stund auch sein Beger.
Da er die Reutter gelassen ab
Kein Pfaff ihm gute Wort mehr gab.
Ferdinandus doch das beste that,
Den Pfaffen gab ein guten Rath,
Gütlich Verträg zu nehmen an.
Die Pfaffen wolten nit daran,
Des grossen Vogels hätten sie
Erwehret sich, sprachen sie fry,
Was sie dann mit eim Edelmann
Sollten Vertrag jezt nemen an?
Mit Gedultt Grumbach so lange harrt,
Bis er schier gar zum Bettler ward,
Mit treiben kunt ein lang Proceß,
Den kayserlichen Rechten gemeß,
Dem Adel zeigt sein Bettelstab
Sprach sie an umb ein Reutergab.
Wirzburg, die weit berümte Stadt,
Er glücklich eingenommen hat,

Doch

Doch hat er nit gefordert das sein,
Verschreibung genommen nur allein,
Die Pfaffen lassen leben all,
Kein Burger plündert dazumal.
Der Pfaffen Kelch und Meßgewandt,
Damit sie treiben ihren Thandt,
Hat er da nit gerühret an,
Sondern sie noch bewahren lan.
Des Bischoffs Hoff und Canzeley
Für Raub er thet erretten frey:
Allein mit Siegel, Brieff und Eydt
Nam er auf dißmal sein Bescheydt,
Die auch der Bischoff hat hernach
Versiegelt, und die ganze Sach
Bewilliget, ungezwungen zwar,
Wie solches allen offenbahr.
Hett Grumbach sich daselbst bezahlt,
Und geübt allda sein Gewalt,
Den Pfaffen genommen all ihr Gutt,
Gebrochen ihren stolzen Muth.
So hett er sie bezahlet frey,
Wär bewahrt für ihrer Buberey.
Solchs hat er aber nit gethan,
Hat jedem da das sein gelahn,
Daß er in Fried die Güter sein
Sein Kindern möchte geben ein.
Aber gewißlich er war zu gutt.
Die Pfaffen trib der Uebermuth,
Denn sie hernach ihr Brieff und Eydt
Mördlich gebrochen ohn Bescheydt,
Sein Weib geplündert Land und Gutt,
Dazu ein grossen Uebermuth
An seinem Sohn getrieben han,
Conrad Grumbach, wolts recht verstahn.

Daß sie ihm han ein kleines Kindt
Männlichs Geschlechts, ermordet geschwindt,
Von Mutterleib getrieben zwar
Als Mörder, solchs ist offenbar,
Getrieben ihn von Land und Gut,
Gedurstet sehr nach seinem Blutt,
In seinem Namen thun greiffen an
Den Apt von **Benz** und den Kauffman,
Daß er zu keiner Gnade mehr
Ferner möcht kommen, auch sein Ehr
Durch famoß Bücher sehr geschendt,
Die kommen sind in vieler Hendt.
So han sie auch **Wilhelm von Stein**
Sein Häuser abgebrennet reyn,
Junker **Ernsten von Mandeßloh**
Sein Früchten auf dem Feld zu Stroh
Gemachet frey, nit leyden wollt,
Daß man dieselb einsammeln solt.
Da Grumbach so geengstigt sehr,
Johann Friedrich der mittler Herr
Betrachtet sein Ritterliche That,
Deren er gar viel erzeiget hat,
Auch ehren thun sein Alter schwer,
Wie uns gebeutt die Göttlich Lehr,
Sein Trübsal auch gesehen an,
Wie er verfolgt von jederman,
Sich seiner so erbarmen thut,
Und nimpt ihn auff in sicher Hut,
Verheißt ihm Schutz und frey Geleydt,
Daß ihm zufügt niemands kein Leyd,
Und thät solchs mit des Kaysers Rath,
Damit es ihm nicht brächt in Schad
Damit nit ferner wurd berührt
Das Römisch Reich, bis wurde verhört,

Im Römischen Reich vor allen Stendt,
Und jedem da sein Recht erkendt.
Solchs hat **Ferdinand** gelassen zu,
Doch daß Grumbach in Rast und Ruh
Sein Leben führt, und jedermann
Auch rasten ließ, wie er denn than.
Das merket wohl ihr Edelleut,
Die ihr Grumbach umbringet heut.
Ist diß der Lohn und billig Ehr
Für Ritterliche Kriegeswehr?
Denkt doch ihr Fürsten alle gut,
Daurt euch nicht das Sächsisch Blutt?
Johann Friedrich der dapfer Heldt
Sein Leben also frömmlich stelt
Umb Gottes Wort in große Gefahr,
Der Chur darum beraubet war,
Sein Söhnen ließ ein kleines Landt:
Denkt ist es nit ein große Schandt,
Wenn ihr die nun bekriegen wollt,
Die ihr billich erretten sollt!
Fürwar der Grafe **von Serein**
Für Gott wird ewer Kläger seyn,
Den ihr den Türken jämmerlich
Habt morden lassen all zugleich,
Und habt ihm keine Hülff gethan,
Habt dennoch das Volk schätzen lahn,
Den Türken wollen freßen gar,
Ihm ziehen ab sein Haut und Haar,
Die Kriegsleut auch bezahlt nit all,
Dadurch sie kommen in Unfall,
Waßer getrunken für den Wein,
Daß ihrer viel gestorben seyn.
Was denkt ihr doch, ihr Fürsten gutt,
Bekriegt ihr nicht ewer eigen Blutt,

Und wendet für des Reiches Acht,
Und schendet ewer eigen Macht,
Verlaßt das arme Niederlandt,
Damit der Bapst sein Spott und Schand
Zu üben hat in seinem Sinn,
Bedenkts, was ist doch ewer Gewinn?
Sein dieß die Türken, die ihr wollt
Erwürgen, durch des Reiches Sold?
Muß darum auch der Zoll am Rhein
Gesteygert und gemehret seyn?
Viel meynen, daß des Türken Steur
Soll seyn ein newes Fegefeur.
Ist Grumbach nicht ein alter Mann
Der für Alter kaum gehen kann:
Wenn ihr nun lange führet Krieg,
Was Ehr bringt euch dann solcher Sieg?
Er begeret doch nur Rast und Friedt,
Warzu soll denn dieser elend Streit?
Soll Grumbach seine Gütter lahn
Den Pfaffen, und selbst betteln gahn?
Weh euch, ihr falschen Zungen zwar,
Die ihr jetzt bringet in die Haar
Die blutsverwandten Fürsten gut,
Und stürzet so unschuldig Blutt!
Die armen Bauern müssen dran,
In schanzen sich erschiessen lahn,
Ihr freßt und sauffet bey dem Feur,
Gedenket nit, daß Christus theur
Das Menschlich Blut erlöset hat,
Weh euch, der großen Missethat!
Der Arme seufzt, und spricht Ach, Ach!
Und häuffet über euch Gottes Rach.

O Kayser Maximilian,
Gott zier dein Kayserliche Kron,

Der

Der Bapst stecket voll giftig List,
Des Reiches Fried zuwider ist:
Durch Einigkeit der Fürsten Macht
Zunimbt, solches der Bapst betracht,
Hierauf ist er beflißen gar,
Daß er euch nur bringt in die Haar,
Vermalmet so eur Bein und Mark,
Daß ihr ihm werdet nit zu stark,
Läst sich anbetten, wie ein Gott,
Tritt euch mit Füssen, wie ein Krott.
Viel Kayser hat er abgesetzt,
Die Türken wider sie gehetzt.
Da du empfiengst die güldene Cron,
Hast du das Evangelion
Zu schützen vielen zugesagt.
Denk ob es Gott auch wohl behagt,
Wenn jetzt die Hur von Babylon
Befürdert werd durch deine Cron.
Der Höchste sitzt in seinem Thron,
Und hat vorlängst gezehlet schon
Die Tag und Stund des Scepters dein,
Die Zeit die ist hier kurz und klein.
Grumbach ein treuer Diener war
Dem **Carolo**, wie offenbar:
Der von **Wirtzburg** keiner Parthey
In Treuwen ist gestanden bey.
Dein Vater auch erlaubet hat
Johann Friedrich mit reiffen Rath;
Den von Grumbach zu geben Schutz:
Darum hat er mit keinem Trutz
Veracht dein kayserliche Cron,
Des merk, o **Maximilian**.
So hast du auch gelassen zu
Johan Friedrichen, daß er in Ruh

Den von Grumbach behalten hat:
Wenn du solchs ein Missethat
Erkennen wiltt, bin ich zu schlecht,
Und kan es preysen nit für Recht.
Ein Fuchs hie muß begraben seyn,
Des fürchten beyde groß und kleyn,
Viel sorgen, daß Grumbach allein
In diesem Kriege sey ein Schein,
O Kayser **Maximilian**,
Niemand Gott widerstreben kan.
Die Augspurgisch Confeßion
Gestellet hat der **Melanthon**,
Derselbig hat bekennet frey,
Im Nachtmal heut welche Parthey
Die Wahrheit baß verstanden hat,
Eh denn er seinen Geist aufgab.
So man jetzt sagt die Wahrheit frey,
So ist es eitel Schwermerey.
Jetzt unter der Confeßion
Viel Lugen seyn bedecket schon.
Das heilig Evangelion
Das ist die best Confeßion.
Kayser **Carolus**, der gütig war,
Vom Bapst ward verführet gar,
Der machet ihm ein groß Ungunst,
Dieweil er durch des Bapstes Kunst
Zertrennet hat der Christen Bundt,
Gott und seinem Worte widerstund,
Verhert das Teutsche Land sogar,
Dem er mit Eyd verbunden war,
Da er sich rustet zu der Wehr,
Und ihm kein Fürst getrauet mehr.
Erstlich der Römisch Bösewicht
Auflöset alle Eidespflicht,

Ein Fürst wider den andern ficht,
Groß Jammer da ward zugericht,
Daß in dem ganzen Teutschen Landt
Geschah schrecklicher Mord und Brandt,
Die Reichstedt kamen umb groß Geltt,
Die Fürsten fing man in dem Feldt
Durch listige Betriegerey,
Der Landgraff gut kam auch herbey,
Die Festung brach man ab zu hand,
Das Geschütz ward geführet aus dem Land,
Das Interim das falsch Gedicht
Wollt Magdeburg bewilligen nicht,
Der Bapst erfand ein solchen Rath,
Daß Magdeburg die schöne Statt
Von ihren Freunden belagert ward,
Umbringet und geengstet hart.
Was hat Carolus gewonnen dar,
Da er wieder bekrieget war,
Da Magdeburg kam in Vertag,
Sag, wer war der da unten lag?
Da **Moritz** stolzlich gewinnt die Clauß,
Die gefangenen Fürsten bringt zu hauß,
Da Carolus thet passiren lahn
Die Augspurgisch Confeßion,
Was gab ihm doch der Bapst für Lohn,
Da er lang hett das Best gethan?
Sein eigen Reich bekrieget sehr,
Dadurch geschendt sein eigen Ehr,
Da er unglückhaftig von Metz
Mit Spott abzogen ist zuletz,
Gab ihm der Bapst nicht solchen Rath,
Daß er den Scepter von ihm that,
Hieß ihn ein Kappen ziehen an,
Als hette er ganz Uebel gethan,

Daß

Daß er die Fürsten geben frey,
Und nit mit grosser Tyranney
Das Bapstthumb aufgerichtet gar,
Durch tausend Mord und manch Gefahr.
Solchs wollstu, **Maximilian**,
Bitt ich in Gnaden auch verstahn,
Die all zu Gnaden nehmen an,
Die deiner Kayserlichen Cron
Ein Fußfall thun demûthiglich,
Dein Augen zeigen gnâdiglich,
Gedenk, daß Gott der Hôchst allein
Dir auch vergibt die Sûnde dein.

Churfûrst Auguste, denk daran,
Ein Beyspiel dich erinnern kan.
Albertus das Marggrâfisch Blutt,
Dazu Moritz dein Bruder gutt,
Zusammen waren gehetzet auch,
Von Buchsen ward ein großer Rauch,
Das Fûrstlich und das Adel Blutt,
Noch heut das Erdreich ferben thut.
Wâr dir jetzt treuw dein Prâdicant,
Sprâch er, es wâr ein grosse Schand,
Daß du so alt jetzt worden bist,
Und nicht merkest der Pfaffen List.
Denn Grumbachs unverdiente Acht,
Hastu erstlich selber veracht,
Dem Grumbach Dienst gebotten an,
Jhn gehalten fûr ein frommen Man.
Auch hat **Staupitz**, der Diener dein,
Grumbach zugefûhrt zwey Fâhnelein
Sehr starker wohlgerûster Knecht,
Da er mit gutem Fug und Recht
Wirtzburg die weitberûmbte Stadt
On blutig Schwerd erobert hat.

So

So sagt dir auch dein Conscienz
Ohn Zweifel ein sehr gut Sentenz,
Daß der alt Churfürst mit seiner That
Noch Chur, noch Ehr verwirket hat.
Die Rede flihet auch mancherley,
Daß **Moritz** durch Verrätherey
Die Chur bekommen, und mit Fug,
Johann Friedrich dieselbig trug.
Hat dir Gott günnet nun die Ehr,
So sollt du prangen nit zu sehr,
Vertilgen nit dein eignes Blutt,
Von dem du hast dein Ehr und Gut.
Es ist doch ja der Vetter dein,
Den du und noch ein Pfaff allein,
Um seine Treuw und milde That
Umbringest mit deim eignen Schadt.
Kein Chronik solches preysen wirdt,
Darzu kein frommer Seelenhirt.
Denk, daß du auch bist Staub und Erd,
Dein Leben hie nicht ewig werdt.
Wiltu gehalten seyn vor keck,
So zihe hin, und gewin **Siget**,
Welches der Türk genommen ein,
Dardurch wird auch der Name dein
Berühmet seyn und weit bekandt,
Im Teutschen und im Welschen Landt.
Das Reich zwingt mich, ist deine Sag.
Du hast aber eine strenge Klag
Zu Augsburg im vergangnen Jahr
Herfür gebracht, ist offenbahr.
Der falschen Urgicht Instrument
Hastu gesandt in Pergament
Dem Kayser, und noch andern mehr,
Dein Freund hierdurch geschendet sehr.

Auch auff eines Menschen Mund allein
Muß Grumbach überzeugt seyn.
Der von **Wirtzburg** und von **Braunschweig**
Mit dir, seyn nicht das ganze Reich.
Ein Pfaff die Acht hat impetrirt,
Und wer dieselbig exequirt,
Der schendet seine eigen Ehr,
Hofirt den Pfaffen allzusehr.
Hettstu Grumbach nit klaget an,
Wer hingelegt der alte Span,
Auch ausgesühnet wer die Acht,
Die jetzund bösen Handel macht.

Wilhelme, denk an Bruder dein,
Denn wenn der wird verdorben seyn,
Was wird doch endlich seyn dein Lohn?
Wirst du nicht haben Spott und Hohn?
Dein Herz wird sich bekümmern sehr,
Daß du nit solchs betrachtet ehr.
Was hat dein Bruder dir gethan,
Daß du mit Pfaffen spannest an,
Verderbst dein eigen Gut und Landt?
Bedenk die Brüderische Bandt.

Pfalzgraf am Rhein, die Töchter dein
Jetzunder sehr betrübet seyn.
Zwo Schwestern, die zween Brüder han,
Ach Gott in großer Trauwer stahn.
Der Mutter muß solchs seyn ein Pein,
Dem Vater auch gewiß nicht kleyn.
Der Teufel hetts auch gern gemacht,
Daß man dich in des Reiches Acht
Gethan hett, ist ihm herzlich leydt
Daß dir geworden gut Bescheydt.

Wie gern wollt er dich fressen gar,
Mit Leib, mit Seel, mit Haut, mit Haar.

Joachime, deine Fürbitt,
Von **Brandenbutg**, hat geholffen nit.
O Brandenburgisch Edelleut,
Ewer Frombheit wird gefordert heut.
Des frommen **Casimiri** Knecht,
Welcher doch hat gut Fug und Recht,
Der vierzig Jahr sein Diener war,
Wird geengstet von der Pfaffen Schaar.
Marggraff Albrecht, den guten Heldt,
Da **Moritz** durch ein Kugel gefellt,
Hat **Grumbach** nit verlassen thun,
Darum wird er gehasset nun.

Churfürst von Maynz, ein alt Geschicht
Wirt geben dir ein guten Bericht.
Als **Dieterich** auch Bischoff war
Zu Maynz, den Bapst strafft offenbahr,
Daß er nur sucht der Teutschen Geltt,
Wend vor, der Türk der leg im Feldt.
Drumb Mayntz die weitberühmbte Statt,
Ein andrer Pfaff anzündet hat,
Und da ihm geöffnet war die Pfort,
Viel Bürger jämmerlich ermordt,
Die andern hat er trieben auß,
Die Statt plündert von Hauß zu Hauß.
Noch ward da nit erkannt die Acht.
Dasselbig, bitt ich, wol betracht.
Churfürst zu Maynz, wollst werden gleich
Den frommen Bischoff Dietereich.

Churfürst von Cöllen, denk daran,
Wie dein Vetter, Bischoff Herman,

Von Pfaffen abgesetzet war,
All seiner Ehr beraubet gar:
Noch ist ihm solchs ein grosse Ehr,
Welche wird sterben nimmermehr.
An dich ist nun mein christlich Bitt,
Dein frommen Vetter schende nit.

Churfürst von Trier, dich hat dahin
Der Todt, welcher dein groß Gewinn,
Dein Seele jetzt bewahret Gott,
Errettet sie aus aller Noth.
Dein Lieb zu der Geometrey,
Dein Landtafel wird melden frey.
Gott geb, daß der Nachfolger dein,
Ein frommer Bischoff müsse seyn.

Landgraf Philip, manchs graues Haar
Hat dir gemacht der Pfaffen Schaar.
Fürwahr wenn du der Pfaffen Rott
Jetzt machen würdest gar zu Spott,
Wird preisen dich nach deinem Todt
Ein jedermann, und loben Gott.
Ein schelmisch Pfaff verkehret **einig**
Veränderts **n** und macht **ewig**.
Wenn solch ehrlose Verrätherey
Soll ungerochen bleiben frey,
Wird sich gewiß an fürstlichen Blutt
Vergreiffen oft der viereckt Hut.

Hertzog von Wirtenberg und Teck,
Für deine Thür ein Riegel steck.
Wenn Gotha wird geschleiffet seyn,
Und Philippus gelassen ein,
So steht in Gefahr der Nachpaur dein,
Ich meyn den Pfaltzgraff an den Rhein.

Solchs

Solchs laß dir seyn ein treuwen Rath,
Merk zeitlich drauf, und nit zu spat.

Sibylla, die fromb Herzogin
Von Clev, ja war die Schwester dein,
O Prinz von Clev, die hat geporn
Johan Friedrich, der jetzt den Zorn
Der Pfaffen tragen muß allein,
Die Sach laß dir befohlen seyn.
Die Noth ist jetzt vorhanden hart,
Nit einer auf den andern wart.

Euch **Reichstätt**, bitt ich, thut gemach,
Bedenket vor gar wol die Sach,
Des Geldes habt ihr nit zu viel,
Verschütt es nit zu diesem Spiel.

Ihr **von Wirtzburg**, denkt wol daran,
Was Spiel ihr habt gefangen an.
Ihr habt gebrochen Brief und Eydt,
Gestifftet Jammer und groß Leydt,
Geistliche Leute wollt ihr seyn,
Darumb folgt auch der Lehre fein
Geistlicher Schrift, und merket wol,
Wie jedermann vergeben soll
Seim Nechsten alle seine Schuld,
Daß ihr behaltet Gottes Huld.
Grumbach ist euwer Lehenman,
Hat ewern Stifft viel Treuw gethan,
Weil er euch treuwlich dienet hat
Mit seiner Ritterlichen That,
Ob er gleich irgends Unrecht than,
So will er sich doch weisen lahn,
Horatio ein Missethat
Vergeben ward ohn allen Schad

Der Rechten, weil er Ritterlich
Wider die Feinde gehalten sich.

O Kayser Maximilian,
Bitt wollest die Sach recht verstahn.
Fürwahr die Festung Grimmenstein
Ist deiner Hoheit viel zu kleyn,
Kein Ehr kan bringen dir der Krieg,
Ob gleich in deiner Hand der Sieg.
Wiltu, daß deine guldne Kron
Ein ewig Rhum und Lob soll han,
So rech den Grafen **von Serein**,
Nit unterdruck die Diener dein,
Die dir mit Leib und auch mit Blutt
Zu dienen geneigt, auch all ihr Gutt
Zu streken han gebotten ahn
Für deine kayserliche Kron.
Verhör gnugsam beyde Parthey,
Laß alle Stände richten frey,
Churfürstliche Bitte nicht veracht,
Von den du hast die hohe Macht.
Johann Friedrich, dein Diener gut,
Zum Rechten sich erbitten thut.
Nichts anders von dem Römschen Hirt
In diesem Krieg gesuchet wirdt,
Denn daß das Sächsisch Blutt geschendt,
Und er mocht waschen seine Händt
Wol in der Niederländer Blutt,
Darnach ihn hefftig dursten thut.
Ich bin ein geringes Vögelein,
Mein Gesang ist kurz, mein Zeit ist klein,
Nembt diese Melodey vor gut,
Der liebe Gott euch all behut.

Die drey Abschriften, aus welchen ich dieses mittheile, sind völlig übereinstimmend; ausser den zufälligen Verschiedenheiten der Orthographie, indem jeder Kopist der seinigen gefolgt, und einigen andern Kleinigkeiten, die den Bau des Verses betreffen. In diesen habe ich mich bald an die eine, bald an die andere gehalten; weil auf genauere Uebereinstimmung hier nichts ankömmt.

Hinter der einen Abschrift folgen noch etwa ein Hundert gereimte Zeilen, mit der Ueberschrift: **Wie es mit Gotha ergangen ist.** Aber sie enthalten nichts, was nicht schon bekannt wäre: und sind von dem Verfasser der **Nachtigall** gewiß nicht.

Hinter der andern Abschrift stehet noch ein Verzeichniß des Vorraths, welcher auf dem Schlosse Grimmenstein bey der Einnahme gefunden worden; desgleichen ein Lied, von D. **Joh. Major**. Jenes ist noch viel unglaublicher, als das ähnliche, welches beym **Rudolphi** vorkömmt: und man kann leicht ermessen, was man mit diesem vorgeblichen ungeheuren Vorrathe hat sagen wollen. Das Lied von D. **Major** ist überschrieben, In D. Pol. Leyserum, und fängt an:

O Nachtigall, du und dein Gesang
Seit über die Vögel alle:
Gott hat dir geben ein hellen Klang,
Zu loben ihn mit Schalle u. s. w.

Allein man würde sich sehr irren, wenn man diese **Nachtigall** für die unsrige halten wollte. Es ist eine ganz andere; und der Abschreiber hätte sie nicht mit in dieses

Gebauer sperren sollen. Die Händel, die **Johann Major** mit **Polyc. Leysern** zu Wittenberg hatte, sind bekannt; und dahin gehöret dieses Lied. **Major** verstehet unter seiner Nachtigall vielleicht den **Melanchthon**; wie dieses der Abschreiber durch die am Rande beygefügte Buchstaben f. φ. μ. anzeigen wollen: vielleicht aber auch einen andern von Melanchthons Geist und Denkungsart, weil Melanchthon selbst längst todt war; vielleicht auch gar sich selbst. Diese Nachtigall preiset er, in Entgegensetzung eines leidigen Guckucks,

Der leydige Guckug fleugt umher
Und guckt in alle Winkel,

womit er den umherreisenden D. **Jacob Andreä** ansticht; und in Entgegensetzung eines Finken,

Fürwahr der Fink ist Geyers Art,
Fromb Vöglein wil er fressen,

womit er seinen eignen Widersacher und Verfolger, benannten **Leyser**, meynet. Diesem Finken prophezeyet er, daß er doch noch endlich werde **im Hanff behangen** bleiben, und schließt:

Und der, der dieses Liedlein sang,
Der hat ir mehr gesungen,
Er ist ein Schwan, du hörsts am Klang,
Du hettst in gern verdrungen.
Noch leit er nicht, er lebt und singt,
Er will sein Feder spitzen,
Für Freund in im sein Herz auffspringt,
An dir sich zu ernützen.

Er will dir schreiben an dein Grab,
Welchs dann seyn wird ein Dohne:

Hie

Hie zappelt der vermessne Schwab,
Und hat ein Strick zu Lohne,
Für sein Blutdurst, Betrug und Tandt,
Er hat darnach gerungen,
Die Nachtigall hat noch iren Standt,
Sie bleibt wohl unverdrungen.

Das ganze Lied ist nicht schlecht, und kann zu der Zeit gefallen haben, als man die Personen vor sich hatte, auf die es anspielte. Es muß gegen 1586 gemacht seyn.

Zwanzig Jahre vorher, würde **Major** unsrer **Nachtigall** ein ganz anderes Lied gesungen haben. Denn damals zog er mit seiner lateinischen Poesie gegen **Grumbachen** sehr bitter zu Felde; ohne Zweifel, sich bey dem Churfürsten **Augustus** damit einzuschmeicheln, der eben im Begriff war, mit andern Waffen gegen ihn loszubrechen. Ich habe dieses zuerst aus einem ungedruckten lateinischen Gedichte gelernet, welches sich unter den Manuscripten unserer Bibliothek befindet, und den Titel führet: Spongia ad tollendas virulentas criminationes, quibus deformare conatur nomen et famam magnanimi Herois *Wilhelmi a Grumbach, Johannes Major*, Poeta maledicus; Incerti cujusdam. Ich will nicht sagen, daß dieser Schwamm alle Flecken von Grumbachs gutem Namen abwischt: aber doch gewiß manche; wenn es schon nur diejenigen wären, welche sich auch ohne Schwamm abblasen lassen.

Ich füge noch Eines hinzu. Ich darf kühnlich sagen, daß fast alle Geschichtschreiber, in Erzählung der Grumbachschen Händel, dem **Hubertus Languetus**

blindlings folgen. Aber **Hubertus Languetus** war ein vertrauter Diener des Churfürsten **Augustus**; welcher leider in dieser Sache, Parthey und Richter spielte. Noch mehr: ich weiß, daß die Ursache, warum **Augustus** den **Languetus** an den König von Frankreich abschickte, vornehmlich **Grumbach** war. Die Instruction, welche der Churfürst seinem Gesandten ertheilte, ist abschriftlich in unsrer Bibliothek; und würde kein unebener Zusatz zu den Epistolis secretis Huberti Langueti seyn, die **Ludewig** herausgegeben. Denn die ersten dieser geheimen Briefe, sind von dieser nehmlichen Gesandschaft vom **Languetus** an seinen Herrn erlassen.

V.

Paulus Silentiarius

auf die Pythischen Bäder.

Ich ward durch einen Freund veranlasset, einen griechischen Codex von Vorübungen und Reden des **Libanius**, in die Hand zu nehmen. Er gehöret unter die **Gudischen** Manuscripte, und stehet in dem gedruckten Verzeichnisse derselben, welches der übrigen Bibliothek dieses Gelehrten beygefüget worden (*), auf der 538ten Seite, Nummer 59. Er heißt allda Codex membranaceus, perantiquus, optimæque notæ. Allein er ist weder membranaceus noch perantiquus; ob schon das dritte ihm beygelegte Prädicat dem ohngeachtet wahr ist, wie es sich hoffentlich einmal anderswo zeigen wird.

Nach gedachtem gedruckten Verzeichnisse sowohl, als nach unserm geschriebenen, soll dieser Codex weiter nichts als Vorübungen und Reden des **Libanius** enthalten. Bey dem Umblättern ward ich aber gewahr, daß er noch verschiedene andere Dinge enthält, unter welchen wir die Gemälde des **Philostratus**, Stellen aus dem **Antoninus** und eine ziemliche Anzahl Epigramme, sofort in die Augen fielen, die alle von der nehmlichen Hand, welche den Libanius geschrieben hat, zum Theil ohne alle Aufschrift, beygefüget worden.

Dieser leztern, der Epigrammen, erinnerte ich mich wieder, als mir vor einiger Zeit die Nachricht ward, daß ein Gelehrter zu Strasburg eine neue Ausgabe der Antho-

(*) Bibliotheca *Marq. Gudii*, Kilonii 1706.

thologie besorge; und ich glaubte, eine müßige Stunde nicht besser anwenden zu können, als wenn ich nachsähe, ob ich etwas darunter fände, welches bey dieser Gelegenheit mitgetheilet zu werden verdiene.

Itzt will ich anfangen, von meinen Bemerkungen Rechenschaft zu geben. Denn ich glaube doch, daß meine Neugierde nicht so ganz vergebens gewesen. Aber ich fange von etwas an, welches zur **Anthologie** gewissermassen gehöret, und auch nicht gehöret. —

Mitten unter den Epigrammen nehmlich, die ich bis dahin noch alle in der Anthologie des **Planudes** gefunden hatte, aus welcher sie, nicht ohne Ordnung und Wahl, sondern gänzlich nach der Folge der Bücher und Kapitel, ich dürfte wohl sagen, mit Geschmack ausgezogen sind; — mitten unter ihnen, stieß ich auf eines von den Stücken, welche sich nicht in den sieben Büchern, in welche Planudes seine Sammlung getheilet, sondern in dem Anhange derselben finden, mit welchem **Aldus Manutius** die Anthologie zu vermehren angefangen. Nehmlich auf ΠΑΥΛΟΥ ΣΙΛΕΝΤΙΑΡΙΟΥ εἰς τὰ ἐν Πυθίοις θερμὰ, ἡμιάμβια δίμετρα καταληκτικά.

Nun ist nicht unbekannt, daß dieses Gedicht des **Paulus Silentiarius** auf die Pythischen Bäder, ganz sonderbare Schicksale gehabt hat. Dieses, sage ich, ist nicht unbekannt; die Sache überhaupt genommen. In seinem völligen Zusammenhange aber dürften es auch wohl Gelehrte nicht wissen, die mit der griechischen Litteratur sonst noch so bekannt sind; indem es sehr schwer ist, alle dazu erforderliche Hülfsmittel bey der Hand zu haben.

Und

Und nur weil ich glaube, daß ich gegenwärtig deren mehrere vor mir habe, als vielleicht noch jemand gehabt, halte ich es der Mühe werth, eine umständliche Nachricht davon zu ertheilen.

Aldus, wie gesagt, war es, der hinter eine von seinen Ausgaben der Anthologie, das Gedicht des **Paulus Silentiarius** zuerst drucken ließ. In welcher derselben zuerst, kann ich mit Gewißheit nicht angeben. **Clericus** sagt, in der von 1519: (*) allein von diesem Jahre giebt es keine. Ich würde geneigt seyn zu glauben, daß es nicht eher, als in der von 1521 geschehen sey; weil auf dem Titel derselben ausdrücklich gemeldet wird, daß dieses Griechische Florilegium nun erst castigatius, multisque adauctum adjectis epigrammatibus erscheine. Doch ein anderweitiger Umstand (und zwar dieser, daß 1519 das Gedicht des Paulus dem Aldus bereits anderswo nachgedruckt worden) beweiset, daß es sich wenigstens schon in seiner Ausgabe der Anthologie von 1517 müsse befunden haben; wo es nicht gar bereits in der ersten von 1503 erschienen war. Dem sey indeß, wie ihm wolle: die Hauptsache kömmt auf die Art und Weise an, wie es Aldus zuerst drucken lassen; und diese ist zuverlässig so gewesen, wie ich sie in der Ausgabe von 1521 vor mir sehe. Da nehmlich die Zeilen desselben das Anakreontische Sylbenmaaß haben, und folglich nur sehr kurz sind: so ließ er es, zu Ersparung des Raumes, in gespaltenen Columnen, zwey Zeilen neben einander, abdrucken; und zwar solchergestalt, daß in der ersten Spalte alle ungerade, in der andern Spalte hingegen alle gerade Zeilen

zu

(*) Biblioth. choisie, Tom. VII. p. 207.

zu stehen kamen, und man daher nicht Spalte nach Spalte, sondern beyde Spalten queer durch, in jeder eine Zeile um die andere, lesen sollte und mußte.

So natürlich nun dieses war, besonders da keine Linie die Spalten trennte; so ganz wenig Griechisch man auch nur wissen durfte, um sich in der Ordnung nicht zu irren: so allgemein war dennoch der Anstoß, den man in allen andern Druckereyen, welche die Anthologie nach dem Aldus lieferten, daran nahm. Die Erben des **Philipp Junta** waren die ersten, die in ihrer Ausgabe von 1519, den lächerlichsten Fehler begingen, der nur immer daraus entstehen konnte. Denn da sie sich einbildeten, daß man eine ganze Spalte nach der andern lesen müsse, und wirklich lasen; dabey aber nicht genau eben so viele Zeilen auf eine Seite brachten, als bey dem Aldus waren: so kann man sich leicht vorstellen, welcher vortreffliche Wirrwarr in dem Ganzen daraus entstehen mußte. Ohngefehr eben derselbe entstand, als hierauf **Badius**, in seiner Anthologie von 1531, in dem nehmlichen Wahne, das Gedicht auf ungespaltenen Seiten, es sey nun nach einer Aldinischen, oder der Juntaschen Ausgabe, abdrucken ließ. Ja endlich ging es in der Druckerey des **Henricus Stephanus** selbst nicht besser, dessen Ausgabe der Anthologie von 1566 in diesem Punkte zu keinem geringern Schandflecke versehen war.

Daß er gleichwohl, dieser Schandfleck, an allen den drey gedachten Ausgaben, eine geraume Zeit ungerüget blieb, kam wohl vornehmlich daher, daß das Gedicht selbst, als die Geburt eines spätern Griechen, von den

Gelehrten

Gelehrten wenig gelesen ward, und die es noch etwa lasen, ohne Zweifel am liebsten eine Aldinische Ausgabe zur Hand nahmen, deren vierte 1551 erschienen war. Dieses muß wenigstens der Fall des **Claudius Ancantherus** gewesen seyn, welcher 1586 zu Venedig Pauli Silentiarii Hemiambia dimetra catalectica, in Thermas Pythias, latine facta Epico carmine, drucken ließ. Denn ob er schon den Griechischen Text nicht beygefüget: so erhellet doch aus seiner Uebersetzung, daß er den richtigen, welches damals noch der einzige Aldinische war, vor sich gehabt, indem er es wohl hätte sollen bleiben lassen, in einem von den versetzten überall den wahren Zusammenhang zu finden. Ja diese versetzten Texte müssen ihm gänzlich unbekannt gewesen seyn, weil er ihrer weder in der Vorrede noch in den Anmerkungen, die er seiner Uebersetzung beygefügt, gedenket, welches er wohl sonst schwerlich zu Anpreisung seiner Arbeit dürfte unterlassen haben.

Nur erst 1591 bezeigte **Bonaventura Vulcanius**, daß er auf das Uebel, wenigstens bey dem **Stephanus**, gestossen; und half ihm ab. Er ließ nehmlich das ganze Gedicht, nachdem er es in Ordnung gebracht, aufs neue drucken, und eignete es dem Stephanus selbst zu, der ihn eben mit seiner Musa Principum monitrice beschenkt hatte. Mitto tibi ἀντίδωρον, schrieb er seinem Freunde, Pauli Silentiarii carmen, quod in Anthologia Epigrammatum Græcorum pessime ab aliquo typographiæ tuæ ἐπισκόπῳ habitum, (neque enim adeo crassum ἁμάρτημα in religiosam tuam diligentiam cadere potest) a me restitutum, et brevibus aliquot notis Emanuelis, nisi fallor,

Chryso-

Chrysoloræ illustratum, tuo nomini inscripsi. Aus diesen Worten erhellet zweyerley. Vors erste, daß **Vulcanius** nicht gewußt, daß auch noch andere Ausgaben in gleicher Verdammniß sich befinden. Zweytens, daß er auch wohl kaum die Quelle des Uebels gekannt; weil er sonst sich allein die wiederhergestellte Ordnung schwerlich dürfte zugeschrieben haben.

Einige Jahre darauf, trat Fr. **Morell** in die Fußtapfen des Vulcanius. Ob wissentlich, oder nur zufälliger Weise, kann ich nicht sagen; weil ich seine Arbeit bloß aus dem **Mättaire** und **Fabricius** kenne. *Fredericus Morellus*, sagt der letztere, ordini genuino restitutum poëma edidit separatim, eodemque carminis genere reddidit, Paris. 1598. 8. folio, ut solet, fugitivo (*). Die Bibliothek hat verschiedene von solchen flüchtigen Blättern des **Morell**: aber dieses gerade nicht.

Und nun, wird man sagen, war denn auch wohl der Nachläßigkeit unwissender Correctoren genugsam abgeholfen, und allen weitern Irrungen sattsam vorgebauet. So sollte man freylich denken. Doch wie manches arbeiteten die Gelehrten damals schlechterdings vergebens, als ihnen noch eine Gemächlichkeit abging, deren Wohlthat itziger Zeit, wegen einiger zufälligen schlimmen Folgen, von vielen schon wieder verkannt wird.

Denn als die **Wechelschen** Erben 1600 ihre Ausgabe der Anthologie, die brauchbarste unstreitig, die wir noch bis itzt haben, veranstalten liessen, so war es für den Gelehrten, der sie besorgte, gerade als ob niemals ein **Vulca-**

(*) Bibl. Gr. Libr. III. c. 28. p. 327.

Vulcanius und Morellus in der Welt gewesen wären; wenigstens, als ob sie nie in dem Felde gearbeitet hätten, das er sich neu anzubauen gebrauchen ließ. Er gab das Gedicht des **Paulus Silentiarius** vollkommen in der Unordnung wieder abzudrucken, wie er es bey dem Stephanus gefunden hatte; ohne sich im geringsten zu bekümmern, ob es einen Verstand gäbe, oder nicht. — Doch, um was bekümmert sich ein Herausgeber, der dem Buchhändler seine Dienste vermiethet, ohne sich zu nennen? Weit befremdender ist das, was nun folgt.

Nach funfzig Jahren ohngefehr, war das, was **Vulcanius** und **Morellus** für das Gedicht des **Paulus Silentiarius** gethan hatten, so völlig vergessen; war was Morellus ins besondere dafür gethan hatte, selbst in Frankreich so völlig vergessen: daß zwey der größten französischen Gelehrten das nehmliche Gedicht noch für ein wahres Räthsel ansahen, dessen Auflösung der eine nur eben zu errathen wagte. **Bochart** und **Huet** waren diese Männer; deren letzter die Sache so gar für werth hielt, sie, als keine von den geringsten seiner litterarischen Thaten, der eignen Lebensbeschreibung einzuverleiben.

Ich muß die ganze Stelle aus seinem Commentario de rebus ad se pertinentibus anführen. (*) Per illud tempus, das ist, gegen 1654, schedulam misit ad me Bochartus, qua rogabat, si mihi esset ad manum Anthologiæ exemplar aliquod, in quo reperiretur carmen Pauli Silentiarii de Thermis Pythicis, id ad se mitte-

(*) Libr. III. p. 144.

mitterem, deque illo carmine quid ſentirem, ac præſertim quid eſſe putarem Περσικὴν πιττάκην, cujus illic ſit mentio: ſe quidem pro πιττάκη, quæ vox ignorabilis eſſet, legendum cenſere πακτηκή. Mihi certe viſa eſt primo conſpectu maxima ineſſe carmini huic rerum omnium perturbatio; neque ullum inde excipi poſſe ſenſum ſperavi. Nec aliter cenſuit Bochartus; cui tamen re attentius deinde explorata ſignificavi deprehendiſſe me, exceptos fuiſſe carminis hujus verſiculos ex veteri codice, in quo propter brevitatem ita eſſent deſcripti, ut in ſingulis pagellis binas conſtituerent columnas; ſed eo ordine, ut inter legendum primo prioris columnæ verſui primus alterius columnæ verſus eſſet ſubnectendus; ſecundo prioris ſecundus alterius; et ſic porro in conſequentibus; at aliter factum ab incauto et imperito Librario, qui nulla habita ſenſuum ratione, totam priorem deſcripſit columnam, et totam deinde alteram, atque idem peccatum eſſe in ſequentibus pagellis; unde enata eſſet iſta verſuum et ſenſuum confuſio, que facile ſanari poſſet, ſi reſtituto legitimo ordine ſuas ſedes ſingula repeterent: in vocabulo autem πιττάκη nihil mutandum; nomen quippe id eſſe regionis Pſittacenes, quæ et Pittace, et Sittace, et Pſittace dicebatur. Eben dieſes, wenn ich nicht irre, oder doch ungefehr eben dieſes, wiederhohlte **Huetius** in ſeinen Anmerkungen über die Anthologie, die ich gegenwärtig nicht nachſehen kann. Und was ſoll man dazu ſagen? Ich komme auf meine obige Anmerkung zurück: wären zu der Zeit des **Vulcanius** und **Morellus** ſchon gelehrte Anzeigen und Tagebücher im Gebrauche geweſen, ſo wären

ren ihre Sachen, so klein sie waren, ohnstreitig bekannter geworden, und länger bekannt geblieben. So aber wurden sie gedruckt, und kamen aus den Läden, um in den Bibliotheken vergraben zu werden; und niemand konnte sie anders, als durch den eignen Gebrauch, kennen lernen. Dergleichen kann itziger Zeit schwerlich mehr auch dem mittelmäßigsten Gelehrten begegnen, was hier einem **Bochart** und **Huet** begegnete.

Ja eben dieses muß vorher auch dem **Grotius** begegnet seyn. Auch Grotius muß sich in das verschobene Gedicht nicht zu finden gewußt haben; auch ihm muß die Arbeit des Vulcanius und Morellus nie zu Gesichte gekommen seyn: denn er hatte in seinem Exemplare der Anthologie das mißgehandelte Gedicht nicht allein unübersetzt gelassen; sondern gar, es gänzlich durchstrichen.

Dieses lerne ich vom **Clericus**, der 1705 vorhatte, die Anthologie mit der Uebersetzung des Grotius drucken zu lassen, und eben so wenig das Verdienst des Vulcanius und Morellus um das Gedicht des **Paulus Silentiarius** kannte. Denn er war gänzlich der Meynung, daß man die Entdeckung von Versetzung desselben in des Stephanus und andern Ausgaben, lediglich dem **Huetius** zu verdanken habe (*).

Daß dieses nicht sey, hat nun freylich schon **Fabricius** angemerkt, dessen unbegreiflichem Fleisse weder die zwey ältern eigentlichen Wiederhersteller (**), noch die noch ältere Metaphrasis, wie er sie blos nennet (***),

K ent-

(*) Bibl. choisf. T. VII. p. 209.
(**) Bibl. Gr. Lib. III. cap. 28. p. 699.
(***) Ibid. Lib. V. cap. 5. seu Vol. VI. p. 280.

entgangen waren. Sie waren ihm nicht entgangen, sage ich, nach ihren Titeln nicht: ob sie ihm aber selbst vorgekommen, daran muß ich mit Grunde zweifeln. Doch nehme ich den **Morellus** aus; von dem ich nicht urtheilen kann, weil ich ihn selbst nicht gesehen. Von den andern beiden sind seine Nachrichten nicht so genau, als er sie sonst wohl zu ertheilen pflegt, so oft er mit seinen eigenen Augen sehen können.

Von dem einen sagt er nehmlich: de Pauli Carmine *in Thermas Pythias* iam addere liceat, quod idem prodiit Venetiis cum Metaphrasi latina *Claudii Acantheri* a. 1586. Der Mann heißt nicht **Acantherus**, sondern **Ancantherus**: ein sonst überall sehr unbekannter Mann, von dem ich weiter nichts zu sagen weiß, als daß er zu Padua gelebt, ein Medicus gewesen, und mit unserm **Paulus Melissus** gute Freundschaft gehalten; wie ich aus einigen von den Gedichten sehe, die er seinem Werke beygefügt. Auch dürfte man aus dem blossen Worte Metaphrasis nicht so leicht abnehmen, daß es eine poetische Uebersetzung in Hexametern ist; so getreu und wörtlich, als eine dergleichen Uebersetzung ohngefehr seyn kann. Sie bestehet indeß doch nur aus 170 Zeilen, da das Original deren 190 hat, die aber freylich weit kürzer sind. Endlich sollte man aus den Worten des **Fabricius** schliessen, daß **Ancantherus** auch den Griechischen Text mit abdrucken lassen. Doch dieses ist nicht geschehen: wohl aber hat er nicht ganz unnütze Anmerkungen, die mehrentheils die Sachen, und nur einigemal die Worte betreffen, hinzugethan; und dann, ausser schon erwähnten Gedichten, noch eine Dissertation de Thermis.

Von

Von dem andern, dem **Vulcanius**, sagt Fabricius gleichfalls nicht ganz richtig: Silentiarii Poemation nitori suo restitutum Græce subjecit Gregorii Cyprii encomio maris Lugd. Bat. 1591. 8. Es ist zwar wahr, daß beide diese Stücke hinter einander stehen: aber das erste ist kein Anhang von dem zweyten; sondern beide sind Anhänge von einem dritten, nehmlich von dem Aristoteles de Mundo, wie ihn **Vulcanius** im gedachten Jahre in der Plantinschen Officin drucken lassen.

Wenn nun aus diesem allen mehr als zur Gnüge erhellet, daß die Hülfsmittel, deren ein neuer Herausgeber der Anthologie zu dem Gedichte des **Paulus Silentiarius** bedürfte, sehr selten und sehr zerstreuet sind; in unserer Bibliothek aber, wie gesagt, mehrere vielleicht davon vorräthig, als sonst irgendwo: so sollte ich meynen, daß es schon daher nicht überflüßig seyn dürfte, wenn ich mit Zuziehung derselben, aus dem Eingangs gedachten Manuscripte, das ganze Gedicht hier wieder abdrucken liesse; mit Anhängung der noch nie gedruckten Scholien, die sich dabey befinden, von was für einem Werthe diese nun auch immer seyn mögen.

Ich habe aber noch eine andere Ursache hierzu, welche unsere Bibliothek, oder die Gudischen Manuscripte, die man gegenwärtig in unserer Bibliothek sucht, besonders angehet. Nehmlich diese, daß **Fabricius** an dem obgedachten Orte, wo er den **Ancantherus** nachhohlet, auch noch diesen Zusatz macht: quod in Codice MS. Mediceo scamn. LV. num. 7. *cujus apographum fuit inter libros Gudianos*, inscriptio carminis auctorem innuit non Paulum qui imperante Iustiniano vixit, sed alterum longe junio-

rem Paulum Silentiarium clarum temporibus Constantini Porphyrogeniti. Ich will von dieser Meynung, den Verfasser betreffend, am Ende reden; und hier nur so viel anzeigen, daß sich besagte Abschrift unter unsern Gudischen Manuscripten nicht findet, auch nicht einmal in dem gedruckten Verzeichnisse derselben aufgeführet ist. Ein Abgang, der einem Gelehrten in Deutschland, welcher auf die Nachweisung des Fabricius gerechnet hätte, nicht angenehm zu vernehmen seyn dürfte! Und diesen allenfalls deßwegen schadlos zu halten, sey es mir um so viel mehr erlaubt, meinem Einfalle zu folgen.

Ich denke auch, daß es so ziemlich eine volle Schadloshaltung seyn soll. Denn allem Ansehen nach, ist unser Manuscript wenigstens eben so gut, als das zu Florenz, von welchem die Abschrift des **Gudius** genommen war, und welches wir nun aus dem **Bandinius** näher kennen, in dessen Catalogo Codicum Græcorum Bibliothecæ Laurentianæ, Tom II. p. 256. es noch unter eben der vom **Fabricius** bemerkten Nummer vorkömmt. Es heißt daselbst Codex Græcus chartaceus MS. in 4. min. Saec. XV. charactere ut plurimum minuto et evanido. Hiergegen nun unser Manuscript gehalten, so ist es von dem nehmlichen Formate, aber von durchaus gleicher, nicht allzu kleiner, leserlichen Schrift. Auch ist es zuverlässig älter; denn es ist aus dem vierzehnten Jahrhunderte, wie solches nicht allein der Augenschein glauben läßt, sondern auch die Jahrzahl 1364 bezeugt, die eine neuere Hand auf den Schnitt geschrieben, und die sich irgendwo in dem Codex selbst finden muß, wo ich sie aber noch nicht entdecken können. Etwas besonders ist hierbey noch dieses, daß in dem Florentinischen

rentinischen Manuscripte sich unser Gedicht gleichfalls, nicht allein unter Epigrammen aus der Anthologie des Planudes, sondern auch in Gesellschaft eben derselben Stellen des **Antoninus** findet, in deren ich es hier erblicke. Verschiedne von diesen Stellen hält **Bandinius** noch für unedirt, wenigstens hat er sie in seiner Ausgabe des Antoninus nicht gefunden. Ich verspare die genauere Anzeige hiervon, auf einandermal; und mercke von unserm Gedichte nur noch weiter an, daß auch die Scholien desselben, welche das Florentinische Manuscript hat, aus dem Anfange zu urtheilen, den **Bandinius** davon anführt, die nehmlichen sind, welche in unserm vorkommen. Sie sind, ein Paar Stellen ausgenommen, von ganz und gar keinem Belange. Da sie indeß auch noch in zwey bis drey andern Florentinischen Handschriften anzutreffen (*), woraus man auf ihre Wichtigkeit schliessen könnte, so würde man mir es vielleicht verdenken, wenn ich sie vernachlässigen wollte. Dergleichen Dinge muß man manchmal mit drucken lassen, um zu zeigen, daß sie ohne Schaden hätten ungedruckt bleiben können.

Es folgen nun also, erst das Gedicht, hierauf die Scholien, und dann einige Anmerkungen, die sich größtentheils auf die angenommenen Lesarten des Textes beziehen werden.

(*) Welche **Bandinius** T. II. p. 390. p. 464. und T. III. p. 110. anführt.

ΠΑΥΛΟΥ ΣΙΛΕΝΤΙΑΡΙΟΥ
ἐις τὰ ἐν πυθίοις θερμὰ
ἡμιάμβια δίμετρα καταληκτικά.

ΒΟΥΛΕΙ μαθεῖν, ἄνθρωπε,
Θερμῶν ἄτεχνον ῥεῦμα,
Πῶς καὶ πόθεν νοσȣ̃σι
Φανὲν πρόκειται πᾶσιν
Α'νάργυρον δώρημα,
Καὶ προσφιλὲς γάνυσμα;
Ε'γωγε τȣ̃το δείξω,
Ε'γὼ φέρων διδάξω,
Ο'σον σοφοὶ νοȣ̃σιν,
Ο'σον φύσις παιδεύει,
Καὶ πεῖρα συνδικάζει.
Πρόσχες· φράσων γὰρ ἥκω.
Ε'νερθε γῆς σήραγγας,
Εἶναι ςενὰς νοȣ̃σιν,
Υ'δωρ ἐκεῖθεν ἔνθεν
Α'ντιτρέχον πιλεῖσθαι,
Πιλȣ́μενον δὲ, θέρμην
Οὐ τὴν τυχοῦσαν πάσχειν.
Α'λλοι λέγȣσι τȣ̃το·
Μέταλλά που θειώδη
Γῆς ἐν μυχοῖς ὑπάρχειν.
Τὸ γειτονοῦν οὖν νᾶμα,
Θέρμης τυχὸν βιαίας
Κάτω μένειν οὐκ ἴσχον,
Α'νω τρέχει τῷ πλήθει.
Ποῖον δέχῃ; τὸ πρῶτον;

Α᾿λλ᾿ οὐ δέδεγμαι τοῦτο.
Τῷ δευτέρῳ σύμφημι.
Ο᾿δμὴ γὰρ ἔστιν, οἶδας,
Μυδῶσα, δυσπνοοῦσα,
Τρανὸν τε μαρτυροῦσα.
Οὕτως προῆλθε πᾶσι
Τὸ θερμόβλυστον ῥεῖθρον,
Ι῾πποκράτης ἄψυχος,
Τέχνης ἄνευ Γαληνὸς.
Πίστις δὲ τούτου, νῆσος
Τὸ πῦρ ἄνω φυσῶσα,
Πολλῷ βρέμον σὺν ἤχῳ,
Πολλῇ τε σὺν κινήσει.
Οἶδεν φέρειν τοιαῦτα,
Τιτανία Μηδίας,
Καὶ περσικὴ Πιττάκη
Καὶ Λυδία, πλουτοῦσα
Μεταλλόχρυσον γαῖαν.
Η῾ρακλέων στηλῶν δὲ
Πόῤῥω, πέφυκε πλεῖστα.
Ε᾿ν δ᾿ αὖγε Πιθηκούσαις
Καὶ Λιπάρᾳ τῇ νήσῳ,
Α᾿φεγγὲς ἐστὶν ἆσθμα,
Ο᾿ νυκτί περ παμφαῖνον,
Πέμπει λίθους θειώδεις,
Πολυψόφους, βροντώδεις,
Ο᾿ψει τὸ πᾶν δηλοῦντας.
Ε᾿στι δὲ μικρὰ ταῦτα
Πρὸς ἄλλα κρείττω μείζω.
Πηγὴ τελεῖ γὰρ λήθην·
Α᾿λλη μέθην ποιεῖ δὲ·
Α᾿λλη δ᾿ ἔλαιον βλύζει·
Α᾿λλη γάλα προτείνει,
Καί που τραχάζει νᾶμα,

Πτηνῶν ἄκος νοσούντων.
Καί που ποθοῦσιν οἶνον,
Μίσητρόν ἐςιν ὕδωρ.
Καί που μέσον θαλάσσης
Πίδαξ ἀναῤῥοιβδεῖται.
Καὶ χασμάτων ἐκπνεῖται
Προλεκτικόν που πνεῦμα.
Α"σφαλτον ἄλλη γῆ δὲ,
Πῶς ἐξάγει· τί τοῦτο;
Ω῏ θαυμάτων τὸ θαῦμα.
Πηγὴ ψόγῳ θολοῦται,
Αἰνεμένη δὲ λάμπει.
Α"λλοι λέγουσιν ἄλλην,
Κρυπτοὺς δόλους ἐλέγχειν.
Α"λλην καθαρτικὴν δὲ
Χυμῶν μόνων θρυλλοῦσιν.
Α"λλην δέμας κρατύνειν
Χαῦνον διϊσερεῦσιν.
Υ"δωρ πικρὸν τελεῖ δὲ
Φῶς ἡλίου καυσῶδες,
Ο῾ νὺξ γλυκαίνειν οἶδεν
Εἰς ἡδύληπτον ἕλξιν.
Ο῎λβος δὲ πηγῆς ἐςὶ,
Φύσιν κάτω τὴν κούφην,
Ο῾λκὴν δὲ τὴν βαρεῖαν
Α῎νω φέρων τὴν ἄχνην.
Α"λλος δὲ ῥοῦς μικρός σοι,
Ο῞ς σωμάτων τὰς θλάσεις,
Ο῾ςῶν τε τὰς κατάξεις
Σφίγγει, τρέφει, πιαίνει.
Θέλεις προσοίσω πλείω;
Ε῎ςιν λεγεσι νᾶμα,
Ο῞περ βαλὼν εἰς ἄγγος,
Εἰ νυξὶν αἰθριάζοις,

Κρυςαλ-

Κρυςαλλόπηκτον ἕυροις.
Ε῎ςιν λέγουσιν ἄλλο,
Ε᾽ξ ὃυ πιεῖν προκύψας,
Δῦνον βλέπει σε φεῦγον
Γῆς μητρὸς ὡς ἐν κόλποις.
Ε῎ςιν δὲ ῥοῦς, ὦ θαῦμα,
Ο῞ς ἐι δεδέξεταί τι,
Λίθον τελεῖ τὸ πρᾶγμα,
Ε᾽ν ἡμέραις οὐ πλείςαις.
Α῎λλην λέγουσι κρήνην,
Βραχὺ βρύουσαν ὕδωρ,
Η῞τις παρόντος ὄχλου
Πλείω δίδωσι ῥεῖθρα.
Α῎λλην δέ που πιςοῦνται,
Η῾ χείματος παρόντος
Α῎νικμός ἐςι πᾶσα,
Προχεῖ θέρους δὲ νᾶμα·
Α῎λλην ἀκούεις πάντως
Υ῞δωρ φέρειν νιτρῶδες,
Ω῾ς ῥυμμάτων μὴ δεῖσθαι
Λελουμένους ἐκεῖθι.
Θερμὰ προχεῖ δὲ λίμνη,
Ω῾ς μὴ πίνεσθαι ζώοις·
Ο῎ζει γὰρ ὥς τι πῦον,
Η῾ σῆψις ἄλλης ὕλης.
Ε᾽κεῖ λέγουσιν ἔιναι
Πολλὰς φυτῶν ἀιγείρους
Η῎λεκτρον ἐξαγούσας,
Τὸ χρυσόμορφον ἔιδος.
Τίκτει δὲ τοῦτο πρῶτον
Ω῾ς δάκρυον γλοιῶδες,
Ε῎πειτα δὲ πετροῦται.
Ω῏ τῦ ξένου μετάλλου.
Δεῦρο φράσω καὶ τἄλλα,

Φέρει τόπος τὶς λίμνην
Μικρὰν, λίαν κυκλώδη,
Πρὸς ἣν θέλων λουθῆναι,
Πεπλησμένην εὑρήσεις,
Ε῞ως δὲ πεντήκοντα
Λελουμένους καθαίρει.
Εἰ δ' αὖ τὶς αὐτῇ πλείους
Α῎νδρας φέρει λουθῆναι,
Ε῎ξω τρέχουσα ῥίπτει
Τοὺς ἀκρίτως τρυφῶντας.
Πέτρας καπνὸς δ' ἐξέρπει,
Κρύπτον ἔσω τὸ καῖον,
Ο῞περ σαφῶς ἀνάψεις
Ε῎λαιον εἴπερ στάξεις.
Α῎λλη δέ τις βραχεῖα,
Πῦρ ἐξέθαλψε πέτρα.
Ε῎ις ἣν ἔλαιον ῥαίνων
Πάντως σβέσεις τὸ φαῖνον.
Δέλτοι φέρουσιν ἄλλην,
Ω῞ρᾳ θέρους βαθείᾳ,
Πῦρ ἐξ ὀπῆς ἀνίσχειν,
Χειμῶνος ὕδωρ ῥεῖν δὲ.
Λίθους ἔχει δὲ ῥεῖθρον
Α῞πτοντας αἰεὶ δᾷδας,
Ο῞υς ῥιπίδι ψυχάζων,
Τὸν φλογμὸν ἐκπραΰνεις,
Εἰ δ' αἷμα ῥαίνων σπείσεις,
Τὸ πῦρ πλέον τυφοῦται.
Α῎λλης ὀπῆς ὠθεῖται,
Υ῞δωρ τε καὶ πῦρ μίγδην,
Καὶ τὴν φίλεχθρον μίξιν
Τετρακτύος πιστοῦται.
Οὕτω φύσεις ἀπείρους
Ο῾ δεσπότης ἁπάντων

Κτίζων, ἄγων, ἰθύνων,
Κιρνῶν, πλέκων, ὡς οἶδε,
Πρὸς θαῦμα καὶ λατρείαν
Φύσεις σαφῶς ἐγείρει.
Τοῦτον κάλει θεόν σου,
Τοῦτον φρεσὶ φαντάζου,
Μηδὲν τυπῶν πρὸς εἶδος,
Εἰ μὴ θέλεις γε πταίειν.
Ἄγνωςόν ἐςι πνεῦμα,
Ἄῤῥητόν ἐςι πρᾶγμα,
Ἄληκτόν ἐςι θαῦμα,
Ἀναρχοφωτόμυςον,
Ἀῤῥητολεπτόπνευςον,
Κόσμους φέρων καὶ βίους,
Ἐν πανσόφῳ χωρίῳ,
Ἐν ἐνδίκῳ προνοίᾳ.
Οὕτως τὰ μὲν κατεῖδον,
Τὰ δ᾽ αὖ βίβλοι βοῶσιν,
Τὰ δ᾽ αὖ ξυνῆξε πεῖρα.
Καὶ πίςις ἐςὶ πάντως
Τὰ δῆλα τῶν ἀδήλων,
Τὰ μικρὰ τῶν μεγίςων.
Τούτων σκοπῶν τὸ θαῦμα,
Οἶδα πλέον ποθήσεις,
Τὴν τρισσόφωτον φαῦσιν·
Ποθῶν δὲ, καὶ ζητήσεις·
Ζητῶν δὲ, καὶ θεώσεις
Μετουσίᾳ τὸ κρεῖττον.

ΣΧΟΛΙΑ.

2. Ἄτεχνον τὸ μὴ μετὰ τέχνης καὶ ἐνεργείας τινὸς γινόμενον καθ' ὃ λέγεται ἐνταῦθα· ᾧ ἐναντίον τὸ τεχνητόν. ἄτεχνον καὶ ὃ εἰργάσατο μέν τις, ἐ μὴν ἐντέχνως. ᾧ ἐναντίον τὸ ἔντεχνον. ἄτεχνος καὶ ὁ μὴ εἰδὼς τέχνην, ἢ ὁ εἰδὼς μὲν, ὀυ μὴν καλῶς· ᾧ ἐναντίον ὁ τεχνικός. καὶ ἄτεχνος ζωὴ παρὰ τῷ Θεολόγῳ Γρηγορίῳ ἡ χωρὶς τεχνῶν συνισαμένη.

12. Τὸ πρόσχες διὰ δὺο σσ ὤφειλε γράφεσθαι. ἐπεὶ δὲ κακόφωνον ἐγίνετο ἔτως, ἀποβάλλει τὸ ἓν σ. καὶ τὸ πρόσχημα διά ταῦτα ἀποβάλλει τὸ σ, ἀπὸ τῆς πρὸς προθέσεως καὶ τἒ σχῆμα συντιθέμενον, καὶ ὅσα τοιαῦτα.

13. Ὃ παρὰ τοῖς κοινοῖς κάτωθεν, τἔτο παρὰ τοῖς ποιηταῖς ἔνερθεν· δηλοῖ γὰρ κίνησιν ἀπὸ τῶν κάτω· ὡς ἐν τῷ, ὁ δ' ἀντιγέγωνεν ἔνερθεν, ἤγἐν κάτω· ἐνταῦθα δὲ ἀντὶ τἒ κάτω κεῖται καὶ ὑπὸ τὴν ἐπιφάνειαν.

49. Ἄσθμα ἡ ἀναπνοὴ· ἀὴρ ἔτος ὃν ἀναπνέομεν. ἄνεμος ἀήτης ποιητικῶς· καὶ αὖρα, ἀὴρ κινηθείς. διαφέρἐσι δὲ ἀλλήλων, τῷ τὴν μὲν αὖραν ἐπὶ τῶν ἐξ ὑγρἒ ἐκπνοῶν τάττεσθαι· τὸν δὲ ἄνεμον, ἐπὶ τῶν ἐν ἀέρι πνευμάτων· τὰ πνεύματα δὲ καὶ τἐς ἀήτας ἐπὶ παντὸς ἀέρος κινηθέντος.

50. Νυκτὶ παμφαῖνον, ἤγἐν κατὰ τὴν νύκτα· παμφαῖνον δὲ, ἤγἐν λάμπον. Τὸ πᾶν δὲ ἐν αὐτῷ ἐπίτασιν δηλοῖ τῆς λαμπρότητος.

63. Μίσητρον τὸ μῖσος ἐμποιἒν· φίλτρον δὲ τὸ φιλίαν ἐμποιἒν. κατὰ ταῦτα λέγεται καὶ θέλγητρον τὸ ἐμποιἒν τέρψιν· καὶ φόβητρον τὸ ἐμποιἒν φόβον καὶ ἕτερα.

76. Χυμοὶ τὰ ἐν τοῖς ζώοις σοιχεῖα· ἤγἐν τὸ αἷμα, τὸ φλέγμα καὶ τὰ λοιπά· ἀφ' ἒ εὔχυμος τροφὴ ἡ εἰς καθαρἐς χυμἐς μεταβαλλομένη, καὶ κακόχυμος τὸ ἐναντίον· καὶ χύσις, ἀφ'

ἀφ' οὗ ἔκχυσις, σύγχυσις, πρόχυσις, καὶ ὑπέρχυσις, ψιλά. Χοῖρος δὲ καὶ χοιρίδιον, καὶ χοιὰκ ὁ δεκέμβριος παρ' αἰγυπτίοις, καὶ χοιράδες πέτραι περὶ τὸν ἑλλήσποντον, ἃς ἐμυθεύοντο συνέρχεσθαι ἀλλήλαις καὶ εἴργειν τὰς ναῦς εἰσιέναι εἰς τὸν εὔξεινον πόντον, δίφθογγα.

76. Θρυλλοῦσιν ἀντὶ τοῦ ᾄδουσιν, ἤγουν φημίζουσι· τὸ γὰρ ᾄδειν ἐνίοτε μὲν τὸ ψάλλειν δηλοῖ· ἐνίοτε δὲ τὸ φημίζειν· οὐδέποτε δὲ τὸ ἁπλῶς λέγειν.

81. 126. Γλυκὺς καὶ ὅσα ἀπ' αὐτοῦ, γλυκίων, γλυκύτερος, γλυκύτατος· γλυκαίνω καὶ γλυκασμός· γλυκέρα ἑταίρα τις· γλυκέριος, ὄνομα κύριον, ψιλά. γλοιῶδες δὲ ἐπὶ τῶν παχέων ὑγρῶν καὶ κολλητικῶν, δίφθογγα.

85. Ὁλκὴ ὁ σταθμός· ἀπὸ τοῦ σταθμοῦ δὲ βαρύσταθμον τὸ βαρεῖαν ὁλκὴν ἔχον.

90. Σφίγγω· σφίγξ ἐπὶ θηλυκοῦ· ἦν δὲ αὕτη κατὰ τὸν τῶν ἑλλήνων μῦθον, τερατῶδες ζῶον ἀνθρωπόμορφον· σφιττὸς δῆμος ἐν ἀθήναις· καὶ σφίσιν ἀντὶ τοῦ αὐτοῖς ἢ αὐταῖς, ἐπὶ τῆς πρωτοτύπου ἀντωνυμίας, ῑ. Σφὴξ δὲ ἐπὶ ἀρσενικοῦ ζωΰφιόν τι μελίττῃ ἐμφερές· καὶ σφηκία ἡ συνθήκη τοῦ μέλιττος τῶν σφηκῶν· καὶ σφηκῶ τὸ δεσμεύω· καὶ σφηκία καὶ σφηκώδης, ὁ τὰ ἐπὶ τὴν ὀσφὺν λεπτός· καὶ σφῆσι ταῖς ἰδίαις· ἡ εὐθεῖα ἡ σφὴ καὶ σφὴν σφηνός· καὶ ἐσφηνωμένον δέρμα τὸ πεπυκνωμένον· καὶ σφηκίσκος τὸ εἰς ὀξὺ ἐξεσμένον ξύλον, η̄. Σφεῖς δὲ ἀντὶ τοῦ αὐτοὶ ἐπὶ τῆς εὐθείας τῶν πληθυντικῶν τῆς πρωτοτύπου ἀντωνυμίας, καὶ σφείων ἐπὶ γενικῆς ποιητικῶς ἀντὶ τοῦ σφῶν, ἀπὸ τοῦ σφέων κατὰ πλεονασμὸν τοῦ ῑ, δίφθογγον.

95. Κρύσταλλος τὸ πεπηγμένον ὕδωρ ὑπὸ ψύχους· κρύος τὸ ψῦχος· κρυμὸς τὸ αὐτό· κρυερὸς ὁ ψυχρός· κρύπτω, κρυπτὸν τὸ κεκρυμένον, κρυφίως, κρύφα ἀντὶ τοῦ κρυφίως, καὶ κρύβδην τὸ αὐτό, ψιλά. κροῖσος δὲ κύριον, ὃς ἦν βασιλεὺς τῶν λυδῶν, δίφθογγον.

65. 114. Ῥύσις

65. 114. Ῥῦσις ἡ χύσις· καὶ ῥύαξ ῥύακος, τὸ κοινῶς ῥυάκιον· καὶ ῥυμὸς ὁ τȣ͂ ἀρότρȣ ὃς καὶ ἱςοβοεὺς λέγεται, καὶ ὁ τῆς ἁμάξης, ἤγȣν τὸ ἐπὶ τὸν ζυγὸν τεῖνον· καὶ ῥυτῆρες αἱ ἡνίαι, ἤγȣν ἱμάντες τȣ͂ χαλινȣ͂· καὶ ῥύομαι τὸ λυτρȣ͂μαι, ἀφ᾽ ȣ͂ ῥύσιον τὸ λυτήριον· καὶ ῥύσσα τὰ μὴ τεταμένον ἔχοντα τὸ δέρμα καὶ λεῖον, ἀλλὰ τραχὺ καὶ ἀπολελυμένον δι᾽ ἔνδειαν σαρκῶν, ὡς πτύχας ποιεῖν, οἷον τὸ τῶν γεγηρακότων καὶ τῶν μεμαρασμένων καρπῶν· καὶ ῥύγχος ἐπὶ κυνὸς ὅπερ ἐπὶ τῶν ὀρνέων ῥάμφος, ἤγȣν τὸ ἄκρον τῆς ῥινὸς τȣ͂ κυνός· καὶ ῥύπτω τὸ καθαίρω, ἀφ᾽ ȣ͂ ῥύμματα τὰ καθάρματα· καὶ ῥύμη ὁ ςενωπός· καὶ ῥυπόω ῥυπῶ, καὶ ῥυπὸς καὶ ἐῤῥυπωμένα ἱμάτια, καὶ ἕτερα διὰ τȣ͂ ῡ ψιλοῦ γραφ. ῥοιὰ δὲ ὁ καρπὸς τῆς κοινῶς ῥοϊδέας, ἧς τὸ δένδρον ῥόα· καὶ ῥοῖζος ὁ ἦχος τȣ͂ πυρός, καὶ ῥοιζηδὸν τὸ μετὰ ῥοίζȣ· καὶ ῥοιβδεῖν καὶ ἀναῤῥοιβδεῖν τὸ μετὰ ἤχȣ ἀναπέμπειν τί, διφθόγγως.

120. Ἑκάβη, ἑκάτη δαιμόνιόν τι, ἕκτωρ, ἐκεῖ, ἑκών, ἑκυρὸς ὁ πενθερός, ἕκηλος ὁ ἥσυχος, καὶ ἑκὰς ἀντὶ τȣ͂ μακράν, ἀφ᾽ ȣ͂ τὸ ἀνέκαθεν ἀντὶ τȣ͂ ἄνωθεν, καὶ ἑκηβόλος ἀπόλλων ὁ τοξικὸς καὶ μακρόθεν πέμπων τὰ βέλη, καὶ ἑκάεργος, καὶ ἑκατηβόλος ὁ αὐτὸς καὶ ἑκατηβελέτης, καὶ ἑκάτερος, καὶ ἕκαςος, καὶ ἑκαςαχȣ͂ ἐπίῤῥημα ἀντὶ τȣ͂ ἐν ἑκάςῳ μέρει, καὶ ἑκατὸν καὶ ἔκτρωμα τὸ ἀμβλωθὲν βρέφος, καὶ ἐκμαγεῖον ἐπὶ τῶν κηρῶν τῶν τυπȣμένων τῷ δακτυλίῳ, καὶ ἀποματτομένων τὸν ἐν αὐτῷ χαρακτῆρα, καὶ ἀπὸ τȣ́τȣ ἐπὶ πάντων φυλαττόντων ἀπαράλλακτον εἰκόνα τȣ͂ ἀρχετύπȣ, καὶ ἐκμάσσω τὸ ἀποσπογγίζω, ψιλά. Αἶκνον δὲ τὸ δεῖπνον, καὶ αἰκάλλω τὸ θέλγω καὶ ἀπατῶ, ἀφ᾽ ȣ͂ αἰκάλη ἡ ἀπάτη, καὶ αἴκα ἀντὶ τȣ͂ ἐὰν δωρικῶς, ἀπὸ τȣ͂ ει συνδέσμȣ καὶ τȣ͂ κεν, ȣ͂τοι γὰρ τρέπȣσι τὸ ε εἰς αι, δίφθογγα.

121. Αἴγειρος· καὶ αἰγεὺς ἥρως παρ᾽ ἀθηναίοις· καὶ αἰγεῖον ἡρῷον αὐτȣ͂ ἐν ἀθήναις· καὶ αἰγηῒς ἀπὸ τȣ́τȣ φυλὴ ἐν ἀθήναις, ὅθεν οἱ φυλέται αἰγεῖδαι· καὶ αἰγανέα τὸ ἀκόντιον· καὶ αἶγες· καὶ αἰγὶς, αἰγίδος, τὸ δέρμα τῆς ἀμαλθείας, ὃ φασὶ σείων ὁ ζεὺς φοβερὸς ἐγίνετο· καὶ αἰγιαλία δῆμος ἐν ἀθήναις ὅθεν ὁ δημότης αἰγιαλεὺς, δίφθογγα. Ἐγὼ δὲ ἀντωνυμία καὶ ἐγείρω· καὶ

ἐγγύη

ἔγγυη καὶ ἐγγυῶμαι, ἀφ' ȣ͂ φερέγγυος ὁ ἀξιόρχȣως, καὶ ὑπέγγυον τὸ ὑπόχρεων, ψιλά.

127, Τὸ ω̅ μετὰ κλητικῆς, ȣ̓δέποτε ὀξύνεται· ἐι γὰρ καὶ ἔκπληξιν ὁ λόγος ἔχει καὶ θαῦμα· οἷον ῶ̃ ἡράκλεις, ὦ θαῦμα θαυμάτων· οὐ μόνον γὰρ τὸ ω̅ ἐν τȣ́τοις ἐμφαίνει τὴν ἔκπληξιν καὶ τὸ θαῦμα, ἀλλὰ μετὰ τῶν κλητικῶν· ὅτε δὲ ἐπάγεται γενικῇ, ἐξ ἀνάγκης ὀξύνεται· τότε γὰρ πάντως ἢ σχετλιαςικόν ἐςὶν· οἷον ὢ τῆς ἐμῆς ἀθλιότητος· ἢ θαυμαςικὸν, οἷον ὢ τȣ͂ ξένȣ μετάλλȣ, διὸ καὶ τὴν γενικὴν ἔχει ἐπαγομένην.

149. Τὸ ἀνίσχειν ἐπὶ τῆς ἀνατολῆς λέγεται τȣ͂ ἡλίȣ, καὶ ἐπὶ τῆς ἀναβλαςήσεως τῶν βοτανῶν, καὶ ἀπὸ τȣ́τȣ καὶ ἐπ' ἄλλων. ἀνέχω δὲ τὰς χεῖρας ἐπὶ ἐυχῆς καὶ ἀνέχω τὸ βαςάζω.

Anmerkungen.

Da ich in dem Texte des Gedichts vornehmlich unserm Manuscripte, aber doch nicht in allen und jeden Stücken, gefolgt bin: so muß ich hier anzeigen, wie und warum ich entweder dabey geblieben, oder davon abgegangen. Zugleich wird dieses der Ort seyn, wo ich die Glossen einschieben kann, welche **Vulcanius** aus seinem Manuscripte mitgetheilet, und die er, wie wir gesehen, von dem **Chrysoloras** zu seyn vermuthete. Sie sind zu dem Verständnisse des Gedichts mehr werth, als die ganzen vorstehenden Scholien. Von den Noten des **Ancantherus** will ich nur das mitnehmen, was er, zur Erklärung des Wortverstandes, etwa besonders aus seinem Manuscripte beygebracht hat. Wo er sich in die Sache einläßt, und entweder die wunderbaren Eigenschaften der von dem Dichter angeführten Quellen und Gewässer zu erklären sucht, oder die ähnlichen Nachrichten anderer Schriftsteller anführet, will ich ihm nicht folgen. Doch kann ich, in Ansehung des letztern Punkts, nicht unangemerkt lassen, daß ihm gerade diejenige Schrift, aus welcher **Paulus Silentiarius** das Meiste entlehnet,

entlehnet, nicht beygefallen. Ich meyne den **Aristoteles** περὶ θαυμασίων ἀκουσμάτων; ob er schon auf andere Werke des Aristoteles sich häufig beziehet. Ich werde einige Stellen daraus beybringen müssen.

Z. 5. Ἀνάργυρον] **Aldus** lieset αὐτάργυρον; und **Vulcanius** ἀντάργυρον: **Stephanus** aber, wie unser Manuscript, ἀνάργυρον: und dieses ist das erste Merkmahl, woraus erhellet, daß Stephanus einem andern Texte gefolgt ist, als dem Aldinischen, aus welchem die Versetzung des Gedichts entstanden; und diese Versetzung also, in seiner Druckerey vielmehr vorgefunden, als gemacht worden. Daß ἀνάργυρον den besten Sinn hier giebt, ist klar. Auch fand es **Ancantherus** in seinem Manuscripte. In manuscripto, cuius copiam mihi fecit Sodalitas canonicorum Lateranensium D. Ioannis cognomento Viridarii, optime de me meisque studiis promerita, legitur, ἀνάργυρον δώρημα: quod est, gratuitum munus, et hanc lectionem ut veram sum amplexus et secutus. In simili re Claudianus idem concepit ubi de Aponensibus aquis: *præsens numen, inempta salus.*

Z. 6. γάννυσμα] **Aldus, Stephanus, Vulcanius** schreiben alle γάνυσμα. Mit einem doppelten ν aber schreibet es unser Manuscript, und so wird das Verbum γάννυσθαι auch beym **Pollux** geschrieben, welchem indeß das Wort selbst gleichsam zum Trotze gemacht zu seyn scheinet. Denn wenn ich ihn recht verstehe, so sagt er ausdrücklich, daß von γάννυσθαι, so wie von einigen andern Zeitwörtern dieser Bedeutung, kein Substantivum Statt habe: θάλλειν, τέρπεσθαι, ἀπολάυειν, γεγηθέναι, τούτου δὲ τὸ πρᾶγμα οὐκ ἔστιν, ὥσπερ οὐδὲ τοῦ γάννυσθαι. (Lib. III, §. 97)

Z. 7. Ἔγωγε] **Vulcanius** hat blos ἐγὼ; durch einen Druckfehler.

Z. 19. 20. u. 21 fehlen in unserm Manuscripte gänzlich. Ich habe sie aus den gedruckten Texten hinzugefüget, weil sie schlechterdings nothwendig sind, wie aus der 26sten Zeile erhellet, wo der Dichter zweyer Meynungen gedenket, deren letztere er seines Theils vorziehe. Warum aber gerade drey Zeilen in unserm Manuscripte

nuscripte fehlen, ist dieses die Ursache, weil das ganze Gedicht in drey queerüber zu lesenden Columnen geschrieben ist.

Z. 26. Ποῖον δέχῃ;] Der Deutlichkeit wegen, mache ich auch hier ein Fragezeichen, ob es schon weder die gedruckten Ausgaben, noch das Manuscript für nöthig geachtet.

Z. 33. θερμόβλυστον] So lesen **Aldus**, **Vulcanius** und das Manuscript. **Stephanus** aber lieset θερμόβλυστρον. Und dieses nicht sowohl, meyne ich, durch einen blossen Schreibfehler, oder Druckfehler, als vielmehr durch die fehlerhafte Einschiebung des ρ, welche die gemeine Aussprache in mehr solchen Wörtern machte, und die **Phrynichus** in παλαιστρικὸς, anstatt παλαιστικὸς, tadelt.

Z. 34. ἄψυχος] τὸ θερμὸν λέγει Ἱπποκράτης ἄψυχος. **Vulc.**

Z. 35. τέχνης ἄνευ] καὶ Γαληνὸς χωρὶς τέχνης· ἐπεὶ ἄψυχον ὂν καὶ ἄτεχνον χάσεις ποιεῖ, ὥσπερ ὁ Ἱπποκράτης. **Vulcan.**

Z. ebend. νῆσος) **Ancantherus** verstehet unter dieser Insel vornehmlich und eigentlich, Sicilien.

Z. 40. Οἶδεν) τετέσι, εἴωθε. **Vulc.** Für das darauf folgende Φέρειν, lieset das Manuscript fälschlich Φέρει.

Z. 41. Τιτανία Μηδίας) So lesen, mit unserm Manuscripte, **Aldus**, **Ancantherus**, und **Vulcanius**. Nur daß der letztere in seiner Handschrift die Lesart Μηδείας, an den Rand geschrieben fand, welcher auch **Stephanus**, aber aus einer andern Quelle, gefolgt ist. Jenes ist unstreitig das rechte: denn **Medea** hat hier nichts zu thun; ob ich schon weiß, daß **Colchis**, das Vaterland der Medea, bey dem **Flaccus** (Lib. V. v. 464.) Titania tellus genennet wird, und auch bey dem **Apollonius** (Lib. IV. v. 131.) der Name Τιτηνὶς vorkömmt, den man im Fall der Noth hierherziehen könnte, wenn es schlechterdings Μηδείας heissen müßte. Aber unser Dichter meinet **Medien**, wie aus der Stelle des Aristoteles klar ist, die ich in der folgenden Anmerkung anführen muß. Τιτανία wird auch gewiß eben der Ort seyn sol-

 len,

len, welchen Aristoteles Ἀτιτανία nennet, und der an den **Apolloniatischen** Grenzen lag. Die Gegend **Apolloniatis** aber rechnet **Ptolemäus** zu Assyrien; und weder bey ihm, noch sonst bey einem alten Erdbeschreiber, kömmt dieses Τιτανία, oder Ἀτιτανία vor, von welchem Aristoteles meldet, daß in dasiger Gegend ein Felsen sey, dessen verborgenes Feuer ausbreche, sobald man Oel darauf schütte. Φασὶ δὲ καὶ περὶ Ατιτανίαν, πρὸς τοῖς ὁρίοις τῆς Απολλωνιάτιδος εἶναί τινα πέτραν, ἐξ ἧς τὸ μὲν ἀνιὸν πῦρ ȣ̓ φανερόν ἐςιν· ἐπειδὰν δὲ ἔλαιον ἐπιχυθῇ ἐπ᾽ αὐτὴν, ἐκφλογȣ͂ται. Der lateinische Uebersetzer des Buches des Aristoteles περὶ θαυ. Ἀκȣσ. woraus diese Stelle ist, hat für gut befunden, πρὸς τοῖς ὁρίοις hier durch juxta colles Apolloniatidis zu übersetzen. Uebrigens könnte es leicht seyn, daß unsers **Silentiarius** Τιτανία richtiger wäre, als des **Aristoteles** Ἀτιτανία; indem der Ort vielleicht von den **Titanen** seinen Namen bekommen, deren Wohnungen man unter dergleichen feuerreichen Gegenden zu seyn geglaubt.

Z. 42. περσικὴ Πιττάκη] Dieses ist die Stelle, über welche **Bochart** insbesondere den **Huetius** zu Rathe zog. **Huetius** hatte Recht, daß sie nicht geändert zu werden braucht, und daß Πιττάκη hier nichts anders ist, als die Gegend Σιττακηνὴ, oder Ψιττακινὴ, welche Ptolemäus gleichfalls noch zu Assyrien rechnet; andere aber zu Persien. Der Beweis hiervon ist der Ort des Aristoteles, welchen **Paulus** ausgeschrieben: Ἔςι δὲ καὶ ἐν Μηδίᾳ καὶ ἐν Ψιττακίνῃ τῆς Περσίδος πυρὰ καιόμενα, τὰ μὲν ἐν Μηδίᾳ, ὀλίγον, τὰ δὲ ἐν Ψιττακίνῃ, πολὺ, καὶ καθαρὸν τῇ φλογί.

Z. 43. Λυδία] Auch dieses sagt der Dichter nach dem Aristoteles: Λέγεται δὲ καὶ περὶ Λυδίαν ἀναφέρεσθαι πῦρ πάμπληθες, καὶ καίεσθαι ἐφ᾽ ἡμέρας ἑπτά. Aber ich bin sehr geneigt zu glauben, daß es dem ohngeachtet falsch ist, und daß für Λυδίαν bey dem Aristoteles Λυκίαν gelesen werden müsse. Denn in **Lydien** findet man, so viel ich weiß, keiner feuerspeyenden Berge gedacht: wohl aber in **Lycien**, wo der Berg **Chimära** und das **Hephästion** bekannt ist.

Z. 44. μεταλλόχρυσον] id est, μέταλλον χρυσȣ̃ν ἔχȣσαν. **Vulc.** In der Aldinischen Ausgabe befindet sich nach πλȣτȣ̃σα ein Komma, welches den Verstand sehr verdirbt. Es muß πλȣτ. vermittelst des unterverstandenen κατὰ, mit dem folgenden μεταλλ. γαι. verbunden werden: „reich an goldhaltiger Erde„.

Z. 45. Ἡρακλέων κ. τ. λ.] Ebenfalls nach dem Aristoteles: Λέγεται δὲ καὶ τὰ ἔξω ϛηλῶν Ἡρακλείων καίεσθαι, τὰ μὲν, διὰ παντὸς· τὰ δὲ, νύκτωρ μόνον, ὡς Ἄννωνος περίπλȣς ἱϛορεῖ. Namentlich erzählt **Hanno** jenes von der Gegend der **Thymiamaten**, und dieses von dem Berge **Theon Ochema**. Daß wegen dieser nehmlichen Citation des **Hanno**, **Dodwell** dem Aristoteles den Tractat περὶ θαυμ. ἀκȣσ. wo nicht gänzlich, doch zum Theile, abspricht, ist bekannt.

Z. 47. Πιθηκȣ́σαις] Aristoteles setzt diese Insel mit **Lipara** nicht völlig in gleichen Fall, wie hier geschieht. Denn er giebt ihr keine wirklich ausbrechende Flamme,

Z. 48. Λιπάρᾳ] wie der Insel Lipara. Καὶ τὸ ἐν τῇ Λιπάρᾳ, sagt er, in Fortsetzung der nächst vorhergehenden Stelle, ȣ̓ μὴν ἡμέρας, ἀλλὰ νυκτὸς μόνον. Εἶναι δὲ καὶ ἐν Πιθηκȣ́σαις φασὶ πυρῶδες μὲν καὶ θερμὸν ἐκτόπως, ȣ̓ μὴν καιόμενον.

Z. 48. Ἀφεγγὲς ἆσθμα] σκοτεινὸν ἀναφύσημα. **Vulc.** Ἆσθμα heisset hier nicht die Luft, welche ausgestossen wird, nicht die Ausstossung derselben; sondern der Schlund, wodurch sie ausgestossen wird. Und sonach, glaube ich, hätte es der Scholiast auch lieber durch ἀναφύσησις, als durch ἀναφύσημα erklären sollen. Denn auch ἀναφύσημα heißt nicht die Kluft, aus welcher der unterirdische Wind bricht, sondern dieser Wind selbst. Ἀναφύσημα δὲ γῆς, πνεῦμα ἄνω φερόμενον κατὰ τὴν ἐκ βύθȣ τινὸς ἢ ῥήγματος ἀνάδοσιν. sagt Aristoteles περὶ κόσμȣ. Oder wie es **Apuleius** ausdrücket: Anaphysemata Græci vocant eos spiritus, qui de fundo vel hiatibus terrae explosi, ad superna maris solent devenire.

Z. 51. θειώδεις] id est, θείȣ μετέχοντας. **Vulc.**

Z. 52. πολυψόφȣς, βροντώδεις] id est, πολυήχȣς βροντὰς ἀφιέντας. **Vulc.**

Z. 56. τελεῖ λήθην] ποιεῖ ἀπώλειαν μνήμης. **Vulc.**

Z. 57. μέθην] Wenn es seyn müßte, so liesse sich dieses μέθην nicht übel in μνήμην verwandeln, und mit geringer Versetzung der ganze Vers lesen: Ἄλλη δὲ ποιεῖ μνήμην. Wenigstens dürfte man auf das vorhergehende λήθην eher μνήμην als μέθην erwarten; besonders wenn man sich der Stelle des **Plinius** erinnerte: In Boeotia duo sunt fontes, quorum alter memoriam, alter oblivionem affert, inde nominibus inuentis. (Lib. XXX, c. 2.) Doch auch μέθην hat alles Recht hier zu stehen, indem ebenfalls Plinius, so wie mehrere, berauschender Quellen gedenken.

Z. 60. πε] πε τοπικόν. τροχάζει] τρέχει. **Vulc.**

Z. 61. πτηνῶν ἄκος] γραφ. πτηνὸν ἄκος, hoc est, ταχεῖα θεράπεια. **Vulc.** Doch diese Lesart ist nichts: ob sie gleich auch unser Manuscript hat, indem sowohl der Vers, als der Verstand πτηνῶν, das ist ὀρνέων, erfodern. Der Dichter dachte vielleicht an jenes ὕδατος συςρεμμάτιον in Sicilien, εἰς ὃ τὰ πεπνιγμένα τῶν ὀρνέων καὶ τῶν λοιπῶν ζώων, ὅταν ἀποβαφῇ, πάλιν ἀναβιοῖ; wie Aristoteles sagt.

Z. 63. μίσητρον] id est, μῖσος ἐμποιεῖν. **Vulc.** Eben diese Erklärung giebt auch unser Scholiast, und bestätiget sie aus der Analogie; welche Stelle ohne Zweifel noch das Beste in ihm ist. Denn, allen von ihm angeführten ähnlichen Worten ungeachtet, dürfte mancher Gelehrte das μίσητρον doch mißverstanden haben. Wenigstens sehe ich, daß dieses **Grutern** widerfahren, welcher in seinem Exemplare der Anthologie für μίσητρον an den Rand geschrieben hatte μισγητὸν; es sey nun aus dem Heidelbergischen Manuscripte, welches er verglich, oder aus blosser Vermuthung. Ich habe seine sämtlichen Randglossen aus der gütigen Mittheilung des Herrn **Reiske**. Was Gruter sonst noch unserm Gedichte beygeschrieben, ist eben so unstatthaft; ohne Zweifel, weil er es bey dem Stephanus, dessen Ausgabe er brauchte, in der Versetzung nicht verstand, und also auf gutes Glück nur rathen mußte.

Z. 64. μέσον θαλάσσης] malim μέσης, **Vulc.** Dieses, dünkt mich, ist noch etwas mehr gesagt, als **Ancantherus** zu

verstehen

verstehen scheint, wenn er es nur von süssen Quellen, nahe an dem Meere, nimmt, dergleichen er die zu Venedig anführt. Venetiis nemo nescit ad æstuaria in littore S. Nicolai esse puteum aquæ dulcis, unde nautæ profecturi commeatum parant. Den eigentlichern Sinn druckt **Plinius** aus: Vaporant (aquæ calidæ) et in mari ipso, quæ Licinii Crassi fuere: mediosque inter fluctus existit aliquid valetudini salutare. (Lib. XXX, c. 2.)

Z. 65. πίδαξ ἀναῤῥοιβδεῖται] τουτέστι, πηγὴ σὺν ἤχῳ ἀνέρχεται. **Vulc.** In unserm Manuscripte ist πιδαξ ein Properispomenon; und so hätte ich es nur immer mögen drucken lassen, da das ι der ersten Sylbe von Natur lang ist.

Z. 67. προλεκτικὸν] id est, προφητικόν. **Vul.**

Z. 71. ψόγῳ θολοῦται] δολοῦται lieset unser Manuscript; und so las auch das Manuscript des **Ancantherus**: in optimo Codice calamo exarato scriptum fuit θολοῦται, non δολοῦται, quae macula haesit hactenus in omnibus impressis. Auch sogar **Vulcanius** ließ noch δολοῦται drucken, ob er schon in seinem Manuscripte die Lesart ψόφῳ θολοῦται fand. Ψόφῳ ist falsch; es muß ψόγῳ heissen, wie aus dem entgegengesetzten αἰνουμένη des folgenden Verses zu schliessen. Aber θολοῦται ist recht, wie aus der nehmlichen Entgegensetzung des λάμπει erhellet. Indeß dürfte freylich wohl das ganze Wunder nicht anders Statt gefunden haben, als wenn der ψόγος mit ψόφῳ geschehen. Und so läge in der falschen Lesart wenigstens die Erklärung des Wunders.

Z. 72. αἰνουμένη] τουτέστι, ἐπαινουμένη. **Vulc.**

Z. 75. καθαρτικήν] id est, καθάρσεων ποιητικήν. **Vul.**

Z. 77. 78. Diese zwey Zeilen hat unser Manuscript mehr, als alle gedruckte Ausgaben. Nur **Vulcanius** fand sie ebenfalls in seinem Manuscripte, und theilte sie daraus nicht in dem Texte, sondern unter den Scholien mit. Ich habe mir kein Bedenken gemacht, sie in jene aufzunehmen. **Ancantherus** muß sie in seinem Manuscripte nicht gefunden haben, weil in seiner Uebersetzung keine Spur davon erscheinet, auch er ihrer in den Anmerkungen nicht

gedenkt. (Es ist hier noch eben Zeit, einen Druckerfehler in meinem eigenen Texte zu corrigiren: διϊστεροῦσιν muß heissen διϊστοροῦσιν.)

Z. 77. κρατύνειν] ἰσχυρὸν ποιεῖν. Vulc.

Z. 78. χαῦνον] παραλελυμένον· ἤτοι ἐκλελυμένον, ἐναντίον τῷ συνεστηκότι καὶ συνεσφιγμένῳ. Vulc. Aber Vulcanius accentuirt falsch χαυνόν.

Z. 83 - 86. Den Sinn dieser Zeilen hat man leicht weg. Der Dichter will nehmlich sagen, daß es eine Quelle gebe, in welcher alle leichte Körper zu Boden fallen, und alle schwere oben auf schwimmen. Allein wie τὴν κέφην, wenn es zu τὴν ἄχνην gehören soll, soweit davon getrennet worden; oder was τὴν ἄχνην wenn τὴν κέφην zu φύσιν gehören soll, hintennach für sich allein sagen könne: das kann ich auf keine Weise absehen. Wenn es der Vers erlaubte, würde ich ἄχνην an die Stelle des φύσιν, und φύσιν an die Stelle des ἄχνην setzen; so daß τὴν φύσιν so viel wäre, als κατὰ τὴν φύσιν; das ist, „eine Quelle, die ihrer Natur nach,„ u. s. w. Doch da φύσιν da nicht wohl stehen kann, wo ich es hinsetzen wollte: so denke ich, ist der Sache nicht anders zu helfen, als wenn man unter φύσιν τὴν κέφην jeden leichten Körper verstehet, τὴν ἄχνην aber in ὡς ἄχνην verwandelt, und es mit ὁλκὴν τὴν βαρεῖαν mit den schweren Körpern verbindet, die in diesem Wunderbrunnen, wie Spreu, oben auf schwimmen. — Was den Brunnen selbst anbelangt, der besagte doppelte Eigenschaften zugleich habe, so dürfte er wol nirgends, als in der Einbildung des Dichters zu finden gewesen seyn; indem alle die alten Schriftsteller, bey welchen er vorkommen könnte, und die sich doch auch kein Gewissen machen, ein unglaubliches Ding mehr hinzuschreiben, davon schweigen. Eine Quelle, oder sonst ein Wasser, das entweder die eine oder die andere Eigenschaft allein hat, ist etwas anders: und Ancantherus hat sehr weislich gethan, daß er sich in seinen Erklärungen auch nur hierauf eingelassen, und sich stillschweigend stellt, als ob der Dichter auch nicht im geringsten mehr sagen wollen.

Z. 84.

Z. 84. *κῦφην*] Unser Manuscript lieset *κρύφην*; ohne allen Verstand.

Z. 85. *ὁλκὴν*] *ὁλκὴ*, *ὁ σαθμός*. Vulc.

Z. 87. *μικρός σοι*] *ἐσὶ δηλονότι*. Vulc.

Z. 94. *εἰ νυξὶν*] Vulcanius lieset in seinem Texte vollkommen eben so. Aber in den Scholien lieset er *ἐν νυξὶν*, und erkläret es durch *ἐν ἀσκέπτῳ τόπῳ*. Ich verstehe dieses nicht, und glaube, daß es nicht *ἐν ἀσκέπτῳ* sondern *ἀσκέπῳ τόπῳ*, nicht **an einem ungesehenen Orte**, sondern **an einem unbedeckten Orte** heissen, und also das *αἰθριάζοις* erklären sollen.

Z. ebend. *αἰθριάζοις*] Unser Manuscript lieset falsch *αἰθριάλοις*.

Z. 97. *προκύψας*] *ἡ πρὸς ἐνταῦθα τὴν εἰς τὸ ἔμπροσθεν ὁρμὴν δηλοῖ*. Vul.

Z. 98. *Δῦνον βλέπει σε*] So lesen die gedruckten Ausgaben alle, und auch unser Manuscript; deswegen ich nichts ändern wollen. Indeß ist gewiß, daß *βλέπει* nicht Statt haben kann. In dem **Gruterschen** Exemplare war dafür an den Rand geschrieben *λείπει*. Doch ich meyne, daß es einer so starken Aenderung nicht einmal bedarf, und daß aller Anstoß gehoben ist, wenn man nur *βλέπεις* anstatt *βλέπει* lieset. Der Dichter will nehmlich sagen: wenn du dich nach ihm niederbückest, *δῦνον βλέπεις*, so siehest du daß es sich zurückgezogen, *σε φεῦγον γῆς μητρὸς ὡς ἐν κόλποις* und dich gleichsam in den Schoos der Mutter Erde fliehet. Es war natürlich, daß auch **Ancantherus** hier anstieß. Aber er suchte sich auf eine andere Art zu helfen, die ich mit seinen eigenen Worten anführen will, um dem Leser die Wahl zu lassen. Codex graecus impressus corruptus, ubi *σε* scriptum est, quod sententiam perspicue corrumpit: meo periculo legatur *ἕ* id est illum, aut se; vt sit sensus: ex quo fonte quisquis pronus biberit aspiciat se ab illo sub terras fugiente deseri.

Z. 104. *Ἄλλην λέγουσι, κ. τ. λ.*] Diese Quelle war in Sicilien, auf dem Wege nach Syracus. Es sind fast die Worte des Aristoteles; *ἐπὶ τῆς ὁδοῦ τῆς εἰς Συρακούσας κρήνη ἐσὶν ἐν λιμῶνι*

ὅτε μεγάλη, ὅτε ὕδωρ ἔχουσα πολὺ· συναπαντήσαντος δὲ εἰς τὸν τόπον ὄχλου πολλοῦ, παρέχεν ὕδωρ ἄφθονον.

Z. 108. πιστοῦνται] βεβαιοῦνται. **Vulc.** Aristoteles sagt das nehmliche von allen Brunnen zu **Mythepolis** an dem Ascanischen See. Περὶ τὴν Ασκανίαν λίμνην Μυθήπολίς ἐστι, κώμη ἀπέχουσα Κίου ὡς σταδίους ἑκατὸν εἴκοσι· ἐν ᾗ τοῦ χειμῶνος ἀναξηραίνεται πάντα τὰ φρέατα, ὥστε μὴ ἐνδέχεσθαι βάψαι τὸ ἀγγεῖον· τοῦ δὲ θέρους πληροῦται ἕως τοῦ στόματος. Diese Stelle des Aristoteles ist in der lateinischen Uebersetzung in der Ausgabe des **du Vall** ganz übergangen worden. Auch hätte **Mythepolis** ob es schon nur ein Flecken, doch in Ansehung seiner ziemlich bestimmten Lage, und angeführten physischen Merkwürdigkeit wegen, im Cellarius eine Stelle verdient.

Z. 109. χείματος] χειμῶνος **Vulc.**

Z. 112. Ἄλλην ἀκούεις κ. τ. λ.] Das nehmliche, vollkommen mit den nehmlichen Worten sagt Aristoteles von dem Ascanischen See. Ἐν τῇ Ἀσκανίᾳ λίμνῃ οὕτω νιτρῶδές ἐστι τὸ ὕδωρ, ὥστε τὰ ἱμάτια οὐδενὸς ἑτέρου ῥύμματος προσδεῖσθαι.

Z. 117. πίνεσθαι] Unser Manuscript liest πιαίνεσθαι; aber wider das Metrum, wenn es auch schon noch einen Sinn hätte. Die Nachricht selbst von diesem warmen und stinkenden See, ist abermals aus dem Aristoteles. Er soll an dem **Eridanus** gelegen haben, an dessen Ausflusse die **Elektrischen** Inseln von den Griechen zu seyn vermeynet wurden. Wenn aber der ganze See nicht mehr Grund hat, als diese Elektrischen Inseln in dieser Gegend: so verlohnt es sich nicht der Mühe, sich noch auf dem Erdboden nach ihm umzusehen. Ἔτι δὲ λίμνη ἔοικε πλησίον τοῦ ποταμοῦ, ὕδωρ ἔχουσα θερμόν· ὀσμὴ δ' ἀπ' αὐτῆς βαρεῖα, καὶ χαλεπὸν ἀποπνεῖ· καὶ οὔτε ζῶον οὐδὲν πίνει ἐξ αὐτῆς, οὔτε ὄρνεον ὑπερίπταται, ἀλλὰ πίπτει καὶ ἀποθνήσκει.

Z. 120. Ἐκεῖ] daselbst: nehmlich um besagten See; also nicht einmal auf den Inseln selbst waren die Bäume, welche das Elektrum fallen liessen. Und eben so war es auch dem Aristoteles gesagt worden: εἶναι δ' ἐν αὐτῇ αἰγείρους πολλὰς, ἐξ ὧν ἐκπίπ-

τεὶ τὸ καλέμενον ἤλεκτρον. Οἱ δὲ λέγεσιν ὅμοιον εἶναι κόμμι, διὰ τὸ ἀποσκληρύνεσθαι ὡσανεὶ λίθον.

Z. 121. φυτῶν] Was dieses Wort hier sagen soll, und was φυτῶν αἰγείρες mehr oder anders bedeuten kann, als das bloße αἰγείρες, bekenne ich nicht einzusehen.

Z. 127. Ω᾽ τε ξένε μετάλλε] „O des sonderbaren Metalles!„ Dieses macht einen so guten natürlichen Sinn, daß ich gar nicht begreifen kann, warum in dem Gruterischen Exemplare für ὦ τε beygeschrieben worden ὠχρε. Daß das Beywort **blaß** dem Bernsteine zukömmt, macht es nicht aus. Vielmehr werde ich dadurch in meiner obigen Vermuthung, was es überhaupt mit diesen Randglossen für eine Bewandtniß gehabt, bestärkt.

Z. 129. φέρει τόπος κ. τ. λ.] Auch von hier bis zu Z. 38. ist der beste Commentar die Stelle des Aristoteles: Φησὶν εἶναι ὁ Πολύκριτος ὁ τὰ Σικελικὰ γεγραφὼς ἐν ἔπεσιν, ἔν τινι τόπῳ τῆς μεσογείε, λίμνιόν τι ἔχον ὅσον ἀσπίδος τὸ περίμετρον· τῦτο δ᾽ ἔχειν ὕδωρ διαυγὲς μὲν, μικρῷ δὲ θολερώτερον. Εἰς τῦτ᾽ ἂν ἐάν τὶς εἰςβῇ, λέσασθαι χρείαν ἔχων, αὔξεσθαι εἰς εὖρος· ἐὰν δὲ καὶ δεύτερος, μᾶλλον πλατύνεσθαι· τὸ δὲ πέρας ἕως εἰς πεντήκοντα ἀνδρῶν ὑποδοχὴν μεῖζον γενόμενον διευρύνεσθαι. Ἐπειδὰν δὲ τῦτον τὸν ἀριθμὸν λάβῃ, ἐκ βάθες πάλιν ἀνοιδῦν ἐκβάλλειν μετέωρα τὰ σώματα τῶν λεομένων ἔξω ἐπὶ τὸ ἔδαφος.

Z. 132. πεπλησμένην] γεγεμισμένην. Vulc.

Z. 138. ἀκρίτως] ἀδιακρίτως. Vulc.

Z. 140. Κρύπτον ἔσω τὸ καῖον] Dieses ist genau die Lesart unsers Manuscripts; aber schwerlich die wahre. **Aldus** lieset, mit Verstümmelung des Verses, Κρύπτων τὸ καῖον. Eben so hat auch **Vulcanius** abdrucken lassen; der jedoch in den Scholien hinzufügt: γρ. κρυπτὸν ἔχων τὸ καῖον, τετέσι, τὴν καυςικὴν δύναμιν. Und diese Lesart des **Vulcanius** hat auch **Stephanus**; zwar nicht aus dem **Vulcanius**, sondern entweder aus der Ausgabe des Badius, oder der Juntaschen. Doch da ἔχων sich nicht anders, als auf καπνὸς beziehen könnte, welches mir nicht so recht

 schicklich

schicklich scheinet: so habe ich dafür unser ἔσω vorgezogen. Wenn indeß diese Beziehung doch Statt haben könnte, und sich von dem Rauche allerdings sagen liesse, daß er das Feuer verberge, ob es schon eigentlich der Fels ist, der es verbirgt: so könnte eben so gut das ohnedem in das Metrum passendere κρύπτων beybehalten, und der ganze Vers gelesen werden, Κρύπτων ἔσω τὸ καῖον.

Z. 141. σαφῶς] id est φανερῶς. Vulc.

Z. 142. Ἔλαιον εἴπερ ϛάξεις] So lesen die gedruckten Ausgaben alle; und so lieset auch unser Manuscript: nur daß dieses anstatt ϛάξεις, ϛάζεις hat; welches wegen des vorhergehenden ἀνάψεις nicht so gut ist. Sonst bringt Vulcanius in den Scholien, aus einer alten Abschrift (ich weiß nicht, ob aus der selbst, die er vor sich hatte, oder aus einer andern, die in der seinigen nur angeführt wurde) eine Lesart bey, die wegen ihrer Leichtigkeit den Vorzug verdienen würde, wenn das Metrum sie nicht verweigerte. Γραφ. ἐκ παλαιȣ̃ ἀντιγράφȣ· ἔλαιον ὑπερϛάξας.

Z. 144. ἐξέθαλψε] ἀνῆψε. Vulc.

Z. 146. πάντως] ἐκ παντός. Vulc.

Z. 147. Δέλτοι] βίβλοι. Vulc.

Z. ebend. ἄλην] πέτραν. Vulc.

Z. 152. Ἅπτοντας αἰεὶ δᾷδας] Diese Zeile ist weder ganz so, wie sie unser Manuscript lieset, noch ganz so, wie sie die gedruckten Ausgaben lesen. Ich habe aus beiden eine dritte Lesart zusammengesetzt, die mich die nächste zu seyn bedünkte. Aldus hat: ἅπτοντας αἰείδαμας; Vulcanius, ἅπτοντες αἰείδαμας: aber das zweyte Wort, ist kein Wort. Dieser bringt also in den Scholien, als eine Lesart seines Manuscripts, dafür bey: ὡσεὶ δᾷδας; und diese Lesart fand sich vor ihm, auch schon von dem Stephanus, und wie wir daher wahrscheinlich, auch von andern Ausgaben angenommen. Daß es mit dem δᾷδας darinn seine Richtigkeit hat, ist wohl unstreitig. Nur möchte ich für ὡσεὶ dem ungeachtet lieber lesen αἰεὶ; wenn es auch nur wäre, um von der alten Lesart, die auch unser Manuscript hat, noch so viel als möglich zu retten. Dem Sinne nach, dürfte beides nicht weit auseinander seyn.

Z. 154. ῥιπίδι] Ῥιπὶς, τὸ πλατὺ πλέγμα, ὃ στρεφόμενον κινεῖ τὸν ἀέρα. Vulc.

Z. 156. τυφοῦται] τουτέστι, ἀγριοῦται. Vulc.

Z. 157. Ἄλλης ὀπῆς] ἀπὸ ἄλλης ὀπῆς, Vulc.

Z. 158. μίγδην] ist die Lesart unsers Manuscripts, wofür die gedruckten Ausgaben alle σμίγδην lesen. Nur Vulcanius setzt in den Scholien dabey: ἴσως, μίγδην. Als ob es so ganz etwas ungewöhnliches wäre.

Z. 160. Τετρακτύος πιστοῦται] τουτέστι, τὴν τῶν τεττάρων στοιχείων μίξιν βεβαιοῖ, Vulc.

Z. 164. Κιρνῶν] Aldus lieset κρινῶν und Vulcanius κρίνων; beide falsch. Was vollends der muß gedacht haben, der in dem Gruterschen Exemplare κυρνῶν ἢ κρηνῶν dafür an den Rand geschrieben, kann ich nicht begreifen. Κιρνῶν, vermischend, welches unser Manuscript und Stephanus haben, ist das wahre, und kann sich hier insbesondere auf die Quelle beziehen, in der gleichsam Feuer und Wasser vermischt waren.

Z. 166. ἐγείρει] διανιστᾷ. Vulc.

Z. 167. κάλει] ὀνόμαζε. Vulc.

Z. 168. Φαντάζου] λογίζου. Vulc.

Z. 174. Ἀναρχοφωτόμυστον] τουτέστι, ἄναρχον φῶς γινωσκόμενον. Vulc. Und zwar ein heimliches, unzugängliches Licht, um auch das μύστον auszudrücken.

Z. 175. Ἀῤῥητολεπτόπνευστον] τουτέστιν, ἀῤῥήτως καὶ λεπτῶς ἐκπνεόμενον. Vulc.

Z. 176. Κόσμους] τοὺς ἀνθρώπους δοκεῖ λέγειν κόσμους, τοὺς πληροῦντας τὸν κόσμον. Vulc.

Z. ebend. Φέρον] διεξάγον. Vulc.

Z. 177. Ἐν πανσόφῳ χωρίῳ] ἐν τῷ κόσμῳ. Vulc.

Z. 178. ἐνδίκῳ] δικαίᾳ. Vulc.

Z. 182. πίστις] πίστωσις, βεβαίωσις. Vulc.

Z. 187. τρισσόφωτον φαῦσιν] τουτέστιν τὴν ἁγίαν τριάδα. Vulc.

Z. 188. Θεώσεις] Unser Manuscript lieset nicht so gut Θεάσεις,

Z. 190. Μετουσίᾳ] μεταλήψει. Vulc. Ohnstreitig sind beide

se Worte in dem kirchlichen Sinne hier zu nehmen, und die μετάληψις ἐυχαριςίας zu verstehen; wovon Beyspiele beym **Svicerus**.

Z. ebend. τὸ κρεῖττον] ἤτοι, τὴν ψυχὴν. **Vulc.** Eben so, wie die untern Seelenkräfte, oder der Körper, τὸ χεῖρον τῶν παῤ ἡμῖν bey den alten Philosophen heissen.

Scholien. Ueber den Werth derselben, habe ich mich bereits erkläret. Sie sind völlig so abgedruckt, wie ich sie gefunden; einige offenbare Schreibfehler ausgenommen. So hieß es z. E. in der Scholie zur 63sten Zeile: θέλγητρον τὸ ἐμποιȣ̃ν τρέψιν, anstatt τέρψιν. Was mir sonst zweifelhaft war, (z. E. das σφηκία ἡ συνθήκη τȣ̃ μέλιττος τῶν σφηκῶν, bey der 90sten Zeile, wo ohnstreitig das τȣ̃ μέλιττος, welches nicht einmal recht geschrieben ist, ganz ausgestrichen werden müßte) habe ich gelassen, wie es war. Was ich nicht verstehe, verstehen andere. Selbst auf Treue und Glauben der blossen Wörterbücher, habe ich nichts ändern wollen. Sonst hätte ich, bey der 120sten Zeile das αἶκνον τὸ δεῖπνονι, vielleicht noch am ersten in αἶκλον verändern können und dürfen. So unbedeutend nun aber auch der ganze Wust ist: so habe ich doch gefunden, daß er dem ohngeachtet mit zu den Quellen gehört hat, die **Phavorinus** zu seinem Lexiko gebraucht. Denn die ganze Anmerkung von ὦ und ὦ, findet sich von Wort zu Wort bereits bey diesem. Daß aber nicht beide hier einen Dritten ausgeschrieben haben, ist daher klar, weil **Phavorinus** das ähnliche Exempel, ὦ τȣ̃ ξένȣ μετάλλȣ welches aus unserm Gedichte genommen ist, anführet. Die Anmerkung selbst ist sonst fein genug; und wird nicht immer so beobachtet, wie sie sollte. Selbst **Vulcanius** hat in beiden Fällen nur immer ὦ drucken lassen.

Ich komme nunmehr auf den Punkt, dessen ich oben erwähnet, und der den eigentlichen Verfasser des Gedichts betrift. Da aber der Vorwurf, den er sich darinn gewählt, vielleicht einiges Licht auf ihn werfen dürfte: so wird es nicht undienlich seyn, erst von diesem zu handeln.

Also:

Also: **auf die Pythischen Bäder**; εἰς τὰ ἐν Πυθίοις θερμά. Das ist: auf die Bäder in der Gegend, welche Πυθία hieß. — Wo war diese Gegend? In welchem Lande? in welchem Theil der Welt lagen folglich diese Bäder? Man wird sich vergebens in den neuern Schriftstellern von der alten Geographie, darnach umsehen. Der fleißigste und vollständigste derselben, **Cellarius**, weiß von keiner Gegend **Pythia**, von keinen darnach benannten Bädern. Es wäre also zu verwundern, wenn im **Strabo, Ptolemäus, Stephanus**, und den übrigen alten Erdbeschreibern etwas von ihnen vorkäme. Eben so wenig findet sich von ihnen die geringste Spur, in den neuerern Compilationen von Mineralischen Wassern und Bädern; dergleichen das sonst sehr weitläuftige Werk des **Andr. Baccius** de Thermis ist. Dem ohngeachtet sollte man aber freylich wohl von den Herausgebern des Gedichts, wenn auch nicht von denen, die es nur beyläufig in den verschiednen Ausgaben der Anthologie abdrucken lassen, doch wenigstens von denen, die es geflissendlich besonders bekannt gemacht haben, erwarten, daß sie einen so wichtigen Umstand nicht ganz mit Stillschweigen übergehen würden. Wie es nun **Morellus** gehalten, kann ich aus mehrberührter Ursache nicht wissen. **Vulcanius** wenigstens sagt keine Sylbe davon; und so ist es noch der einzige **Ancantherus**, der sich darüber auslassen zu müssen geglaubt. Er sagt nehmlich gleich zu Anfange seiner Anmerkungen: Titulus hujus poematii, *Thermæ Pythiæ*, ut quæ essent in urbe Pytho Apollini sacra, ut refert Stephanus in Epitome de urbibus. —

Aber

Aber so wissen wir es ja auf einmal, was wir wissen wollen; und noch dazu aus eben dem Stephanus, von dem ich vorher sagte, daß er keiner Pythischen Bäder gedenke. Doch **Ancantherus** hat sich die Sache ein wenig zu leicht gemacht, indem er bey der ersten der besten Stadt stehen geblieben, von der sich die Benennung ableiten läßt. Zudem ist es nicht wahr, daß **Stephanus** das sagt, was er ihn sagen läßt. **Stephanus** sagt blos, daß die Stadt **Pytho**, das ist, mit dem bekanntern Namen, die Stadt **Delphi**, dem Apollo heilig sey: von Bädern aber in oder um diesem Pytho, sagt er nichts. Folglich ist auch das ganze Vorgeben des **Ancantherus**, auf Nichts gegründet.

Es bleibt dabey, daß weder **Stephanus**, noch vor dem Stephanus sonst ein alter Erdbeschreiber, der Pythischen Bäder erwähnet: und das Natürlichste, was hieraus zu schliessen, dürfte wohl dieses seyn, daß diese Bäder erst nach ihnen bekannt geworden, und man daher sich allenfalls bey den spätern Schriftstellern der Byzantinischen Geschichte des nähern erkundigen müsse. Und so ist es auch. **Procopius** ist derjenige, der uns in seinem Buche, worinn er die Gebäude erzählet, welche der Kayser Justinianus durch sein ganzes Reich theils neu errichten, theils wieder herstellen lassen, eine so ziemlich hinlängliche Nachricht von unsern Bädern ertheilet. Denn dieser Kayser war es eben, der sie durch seinen Bau noch berühmter machte, als sie, wegen ihrer natürlichen Kräfte, seit einiger Zeit bereits waren. Hier ist die ganze Stelle: Πηγαὶ δὲ θερμῶν φύσει ἐν Βιθυνοῖς ὑδάτων ἀναβλυστάνουσιν ἐν χώρῳ, ὅνπερ ἐπονομάζουσι Πύθια. Ταύτας

ἔχουσιν

ἔχουσιν παρὰ ψυχὴν ἄλλοι τε πολλοὶ καὶ διαφερόντως Βυζάντιοι, ἄλλως τε ἴσοις νοσώδεσι συμβαίνει εἶναι. Ἔνθα δὴ πολυτέλειαν ἐπιδέδεικται βασιλεῖ πρέπουσαν. Βασίλειά τε γὰρ ᾠκοδομήσατο οὐ πρότερον ὄντα, καὶ λουτρῶνα ἐν δημοσίῳ τῶν ἐκεῖ φυομένων θερμῶν ὑδάτων πεποίηται. Πηγὰς δὲ ποτίμων ὑδάτων ὡς ἑκάστω ἀποβλύζουσας ἐς τόνδε τὸν χῶρον ὀχεταγωγίᾳ διακομίσας, τὸν πρότερον ἐνταῦθα ἐπιχωριάζοντα περιεῖλεν αὐχμόν. Ἀλλὰ δὲ τοῦ ἀρχαγγέλου τὸ τέμενος, καὶ τὸ τῶν νοσούντων ἀναπαυστήριον, μείζω τε καὶ καταπολὺ ἐπιφανέστερον κατεστήσατο. (*) In Asien also, nicht in Europa lagen unsere Bäder: in **Bithynien** nicht in **Phocis** lag Pythia; eine Gegend, nicht eine Stadt. Diese Bäder wurden von den Byzantinern häufig besucht; der Gesundheit und des blossen Vergnügens wegen. Sie hatten bereits die nothwendigsten Gebäude, ein Krankenhaus und einen Tempel; als **Justinianus** diese nicht allein erweitern und verschönern, sondern auch für sich einen eigenen prächtigen Pallast daselbst erbauen ließ. Novum palatium condidit, sagt der lateinische Uebersetzer **Maltretus**: nicht so recht wohl. Denn „**einen neuen Pallast bauen**„ giebt zu verstehen, daß schon ein Pallast da gewesen, welches aber **Procopius** ausdrücklich verneinet: βασίλεια οὐ πρότερον ὄντα. Justinianus war der erste Kayser, der um auf längere Zeit die Vorzüge des Ortes geniessen zu können, seinen eigenen Pallast daselbst hatte. Ausser diesem ließ er auch ein öffentliches Badehaus bauen, und trinkbares Wasser aus der Ferne herbey leiten, an welchem die Gegend zeither grossen Mangel gehabt hatte.

Und

(*) Lib. V. cap. 3. p. 98. Edit. *Maltret.*

Und nun, da wir diese Verdienste des Justinianus um diese Bäder kennen: was folget daraus wahrscheinlicher Weise in Ansehung des Verfassers unsers Gedichts? Alle Handschriften nennen ihn **Paulus Silentiarius**. Man kannte aber bereits einen Mann dieses Namens und dieses Titels, der ebenfalls ein Dichter war, aus verschiedenen in der Anthologie von ihm aufbehaltenen Stücken. Warum also ohne Noth die Wesen vermehren? Warum soll nicht eben der **Paulus Silentiarius**, der die Epigramme in der Anthologie gemacht hat, auch unser Gedicht gemacht haben? Von diesem aber ist ausgemacht, daß er erster Geheimschreiber bey dem Kayser Justinianus gewesen: und was ist in unserm Gedichte, warum es nicht ein Geheimschreiber des nehmlichen Kaysers könnte gemacht haben? So schloß man; und ließ sich um den eigentlichen Vorwurf dieses Gedichts unbekümmert. Und nun, da wir den genauer kennen; da wir wissen, daß er Bäder betrift, welche eben der Kayser so sehr verschönert hatte, bey welchem jener **Paulus** die Stelle eines Silentiarius bekleidete: sollten wir anders schliessen? sollten wir nicht um so viel mehr ein Gedicht auf diese Bäder, eben demselben Paulus beylegen? Hiezu kömmt noch, daß er einen andern Bau seines Kaysers ebenfalls besungen: nehmlich der St. Sophien Kirche in der Hauptstadt, welche Justinianus, nach dem Tode seiner Gemahlin **Theodora**, vollenden ließ. Wenn Paulus dieses einer Kirche gethan: warum hätte er es nicht auch Bädern thun können, die gewissermaassen das Werk seines Kaysers noch mehr waren, als jene?

Ich frage, warum nicht? Oder, was ist denn nun der mächtige Grund, der uns bewegen soll, den Verfasser unsers Gedichts für einen ganz andern und weit jüngern **Paulus Silentiarius** zu halten, als für den, der unter dem Justinianus gelebt, und sich durch so ähnliche Arbeiten bekannt gemacht hat? Kein andrer als dieser: weil in einer Handschrift der Herzoglichen Bibliothek zu Florenz, sich dieses unser Gedicht an den Kayser **Constantinus Porphyrogennetus** gerichtet findet, der mehr als vierhundert Jahre nach dem Justinianus regierte. Πρὸς τὸν βασιλέα κύριον Κωνςαντῖνον τὸν Πορφυρογέννητον, heißt es da nicht allein in der Aufschrift: sondern eine Anrede an diesen Kayser ist sogar dem Gedichte selbst eingeschaltet; indem die drey ersten Zeilen, welche sonst überall blos heissen,

Βȣ́λει μαθεῖν, ἄνθρωπε,
Θερμῶν ἄτεχνον ῥεῦμα,

alldort so lauten,

Βȣ́λει μαθεῖν, Αὔγȣςε
Κωνςαντῖνε κράτιςε,
Θερμῶν ἄτεχνον ῥεῦμα.

Dieses berichtet, wie wir gesehen, **Fabricius** aus der Abschrift, welche **Gudius** von jenem Florentinischen Manuscripte genommen hatte: dieses bestärkt **Bandini**, wo er in dem angezogenem Werke dieses Manuscript selbst beschreibt.

Aber ich kann es schwer begreiffen, wie dieser letztre, was jener nur blos historisch beybringt, für eine ganz ausgemachte Sache hat annehmen können. Citat hoc jambicum carmen, schreibt er, ex nostro Codice *Fabricius B. G. Vol. VI. p.* 230. ubi recte admonet, Paulum hunc nostrum longe diversum esse ab alio Paulo, qui Iustiniani Imperatoris Silentiariorum, sive Secretariorum primicerius fuit. Wie gesagt: das giebt **Fabricius** nicht für seine Meynung; er erzehlt blos, daß es in der Florentinischen Handschrift vorgegeben werde. Freylich wundert mich, daß, wenn Fabricius jemals das Gedicht selbst gelesen, er sich entbrechen können, diesem Vorgeben nicht geradezu zu widersprechen. Es ist so ungegründet, oder gründet sich höchstens auf eine so augenscheinliche Verfälschung, als nur immer ein nichtiges Vorgeben von der Welt. Der Beweise hiervon sind mehrere, als eine solche Kleinigkeit bedarf. Denn **vors erste**: der Zusatz, worauf es hier ankömmt, findet sich sonst nirgends als in diesem einzigen Manuscripte. Er findet sich nicht in den drey übrigen Manuscripten, welche in eben der Bibliothek von dem nehmlichen Gedichte aufbehalten werden; er hat sich in keinem von den Manuscripten gefunden, welche **Aldus, Ancantherus, Stephanus, Vulcanius, Morellus**, alle die ungenannten Herausgeber der Anthologie, gebraucht haben; er findet sich eben so wenig in unserm Manuscripte. Was kann nun ein einziges gegen so viele? Denn **vors zweyte**: jener Zusatz, jene Anrede an den Kayser Constantinus, sind in allen diesen Manuscripten

nicht

nicht blos weggelassen, sondern sie haben anstatt jener Anrede etwas, welches nur allein da stehen kann. Der Ton, auf den das ganze Gedicht gestimmt ist, ist gegen die Anrede an einen Kayser. „Du willst lernen, großmächtiger „Kayser — Nun so gieb Acht — So meynest du? aber „so meyne ich. — Thu also das — Unterlaß also jenes.„ — Wer hat jemals mit einem Kayser so gesprochen? Und mit was für einem Kayser hätte der Dichter so gesprochen? Gerade mit dem gelehrtesten von allen Griechischen Kaysern. Gegen ihn, gegen den Kayser Constantinus Porphyrogennetus, hätte ein unbekannter Versmann sich mit solchen Armseligkeiten ein solches Ansehen geben dürfen? Kaum waren sie noch gut genug, dem ersten dem besten guten Freunde vorgeleyert zu werden, den man so unwissend annehmen kann, als man will. Ἄνθρωπε also, sicherlich ἄνθρωπε war die Anrede, und nicht Ἄυγουστε Κωνσταντῖνε κράτιστε. Denn **vors dritte**: wie deutlich verräth nicht auch schon das blosse Κωνσταντῖνε die Interpolation des unwissenden Abschreibers? So viel Freyheiten sich nehmlich auch Paulus, in Ansehung der Prosodie, durch das ganze Gedicht erlaubt hat: so ist ihm doch nirgends ein so barbarischer Vers entfahren, als dieser Κωνσταντῖνε κράτιστε. Die dritte Sylbe ist bey ihm nie lang, wie sie es doch hier seyn würde: und er wußte es zu gut, daß mit dieser keine Licenz gelte, wenn seine Jamben wirklich noch Jamben bleiben sollten. Er ist also offenbar

fenbar eingeschoben, dieser Vers; und zu einer Zeit eingeschoben, als man die sogenannten politischen Verse machte, und die Sylben nicht mehr maaß, sondern blos zählte. Dieser einzige Vers mag aus den Zeiten des Constantinus Porphyrogennetus seyn: aber das Uebrige ist es gewiß nicht. Soll ich noch ein **Viertes** hinzusetzen? So wenig, oder so nichts auch, in dem ganzen Gedichte vorkömmt, was eine offenbare Beziehung auf die Zeit hätte, in welcher es geschrieben worden: so finde ich doch ein Paar Zeilen, welche wenigstens anzeigen, daß es nach dem achten Jahrhunderte wohl nicht geschrieben worden. Der Dichter kömmt endlich auf Gott, der alle die angeführten Wunder in der physikalischen Welt schaffe; und sagt:

Τȣ͂τον κάλει θεόν σȣ,
Τȣ͂τον φρεσὶ φαντάζȣ,
Μηδὲν τυπῶν πρὸς εἶδος,
Εἰ μὴ θέλεις γε πταίειν.

„Mache dir ja nicht irgend ein sinnliches Bild von „ihm, wenn du nicht straucheln willst.„ Ich meine, dieses dürfte schwerlich nach 787 geschrieben seyn, als auf der Kirchenversammlung zu **Nicäa** die Verehrung der Bilder auf immer in der Griechischen Kirche eingeführt wurde. Weit eher dürfte es hingegen auf die Zeiten des Justinianus passen, als zu welchen sich der Bilderdienst allmälig einzuschleichen anfieng, aber noch bey vielen viel Widerspruch fand.

Indeß

Indeß möchte ich auf den letztern Grund auch nicht zu sehr trauen; indem, so viel ich weiß, es bey den Griechen doch noch immer unerlaubt blieb, das eigentliche göttliche Wesen auf irgend eine Weise bildlich vorzustellen, und bey dem Dichter doch wohl nur von diesem die Rede ist. Genug daß die übrigen Gründe hinlänglich stark sind, den einmal bekannten **Paulus Silentiarius** in dem Besitze unsers Gedichts zu erhalten; ohne daß wir nöthig haben, uns einen zweyten dieses Namens aufdringen zu lassen. Wahr ist es, daß die Epigrammen, welche in der Anthologie von ihm vorkommen, ein wenig aus andern Augen sehen: doch da diese fast lauter verliebte Kleinigkeiten sind, so entsprang die ganze Verschiedenheit, die man zwischen ihnen, und den ihm streitig gemachten Jamben bemerken könnte, wohl nohtwendig aus der Verschiedenheit des Innhalts. Ob er sich in dem Gedichte auf die Kirche der heil. Sophie, besonders in den demselben vorgeschickten Jamben, ähnlicher ist, kann ich nicht sagen, weil die einzige Ausgabe dieses Gedichts, (vom **Du Fresne**, hinter dem **Cinnamus**) in unserer Bibliothek mangelt, und ich es sonst nie gelesen habe.

Nach allen diesen Erörterungen fiel mir noch bey, den **Pythischen** Bädern in den neuern Zeiten nachzuspüren. Daß sie, noch spät nach dem Justinianus, von den Kaysern besucht worden, sehe ich aus den Nachrichten,

welche Constantinus Porphyrogennetus seinem Sohne Romanus, wegen der Kayserlichen Jacht (wenn ich anders δρομωνιον so übersetzen darf) ertheilet. (*) Er sagt ihm, daß **Leo** der Weise, welcher 886 zur Regierung kam, sich zuerst einer solchen Jacht bedienet, wenn er eine von seinen weitern Reisen thun wollen: οἷον εἰς Νικομήδειαν, εἰς τὸν Ὄλυμπον, εἰς τὰ Πυθία. Wenn wir nun annehmen dürfen, daß Constantinus diese Orte nach ihrer weiteren und weitesten Entfernung von Constantinopel angegeben: so folget daraus, daß die Gegend **Pythia** von dort aus jenseit des **Olympus** gelegen. Hierherum suchte ich also unsere Bäder bey den neuesten und besten Reisebeschreibern, welche Natolien durchzogen. Beym **Pocock**, und andern, wo ich sie am liebsten gefunden hätte, fand ich sie nicht. **Pocock** hat zwar den Olympus besucht, und gedenket sehr schöner warmen Bäder, die an dem Fusse desselben, gegen **Bursa** zu, liegen. (**) Doch dieses sind die Θέρμα τῆς Προύσης, die warmen Bäder zu **Prusa**, welche an der angezogenen Stelle des Constantinus ausdrücklich von den Pythischen Bädern unterschieden werden. Um den Olympus herum, ist **Pocock** nicht gekommen; wohl aber **Paul Lucas**. So berüchtigt dieser nun sonst, wegen seiner Leichtgläubigkeit, ist: so ziemlich kann man ihm doch trauen, wenn es auf das Terrain ankömmt. Was er also

(*) *Banduri* Imperium Orient. T. I. p. 113.

(**) Reisebes. deut. Uebers. Theil III. Seite 177.

so von den warmen Bädern bey **Eskicher** sagt, welchen Ort er auf seiner letzten Reise besuchte, verdienet allen Glauben (*). Und eben diese Bäder zu **Eskicher**, glaube ich gewiß, sind unsere Pythischen. Denn nicht allein ihre Lage trift mit jener, aus den Worten des Constantinus angegebenen, völlig überein; sondern auch was **Lucas** sonst von ihnen sagt, ist völlig von der Beschaffenheit, daß es mich in meiner Meynung bestärkt. Eskicher, sagt er, est pleine de belles Fontaines: toutes sont d'eau chaude; et l'on n'en boiroit point d'autre, si l'on n'avoit soin d'en faire refroidir. Was heißt das anders, als daß sonst kein trinkbares Wasser in dasiger Gegend zu finden? Ein Fehler, den nach dem Prokopius, wie wir gesehen, auch Pythia vor dem Justinianus hatte; und der nohtwendig wieder eintreten müssen, wenn man die Wasserleitung verfallen lassen, durch welche dieser Kayser ihm abhelfen ließ. Il y a aussi, fährt **Lucas** fort, cinq bains de ces eaux, dont un paroit assez antique; c'est un fort beau Dôme soutenu par de belles colomnes de jaspe et bâti de Marbre depuis les fondements. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist dieses das nehmliche öffentliche Bad, welches eben dieser Kayser, wie Prokopius meldet, erbauen lassen. Die prächtigen Ruder eines sehr grossen Gebäudes aber, nebst einer Kirche und ei-

(*) Voyage fait par Ordre du Roi. Tom. I. p. 103. Amst. 1714.

nes Kirchhofes, welche **Lucas** anderthalb Französische Meilen von **Eskicher** sahe, sind ohne Zweifel der kayserliche Pallast selbst, der in einiger Entfernung von den Bädern gestanden, und die vom Prokopius besagte Kirche zum Erztengel gewesen. Von den Inscriptionen, die **Lucas** auf den Grabmählern des Kirchhofs fand, hat er sogar sieben abgeschrieben und mitgetheilet. Allein man weiß schon wie unbrauchbar die Inscriptionen des **Lucas** überhaupt sind; und diese sieben, wenn man sie ja noch etwas kann besagen lassen, besagen wenigstens nichts, was hier zur Sache gehört.

VI.

Vermeinte ANEKΔOTA des Antoninus

in der Herzoglichen Bibliothek zu Florenz.

Ich überlege, daß einige von meinen Lesern glauben dürften, nicht zeitig genug erfahren zu können, was es mit den obgedachten Stellen des **Antoninus**(*) für eine Bewandtniß habe, von welchen **Bandini** vorgiebt, daß sie noch ungedruckt, und in einigen Handschriften der Herzoglichen Bibliothek zu Florenz zu finden wären. Die Sache läßt sich, an und für sich, gar wohl denken. Denn das Buch des Antoninus bestehet aus lauter einzeln, nur wenig zusammenhangenden Betrachtungen, von welchen sich in den Handschriften, aus denen die bisherigen Ausgaben besorgt worden, gar wohl einige könnten verlohren haben. Wenn sich diese nun sonst wo wiederfänden; gesetzt auch, nur in einem Auszuge des Ganzen, nach welchem man ihnen ihre angebohrnen Stellen in diesem Ganzen nicht anweisen könnte: so wären es doch noch immer so viele kostbare Perlen, die sich mehr durch ihren eignen Werth, als durch die Ordnung, in welcher sie aufgereihet sind, empfehlen. — Ich will also die versprochne genauere Anzeige, gleich itzt beyfügen.

Herr **Bandini**, wie bekannt, ist Vorsteher genannter Bibliothek, die sonst den Namen der **Medicea** oder **Laurentiana** führet; und hat die Griechischen Handschriften derselben in drey Folianten beschrieben, wovon der erste im Jahre 64, und der dritte im Jahre 70, ans Licht getreten. Wie viele Mühe ihm dieses Werk müsse gekostet haben; wie vielen Dank ihm die Gelehrten dafür schuldig sind;

(*) Seite 149.

sind: das alles versteht sich von selbst. Einem Bibliothekar insbesondere, welcher Griechische Handschriften unter seinem Beschlusse hat, und sie nicht blos, wie der Hund das Heu, bewahren will, ist es fast unentbehrlich. Ich wenigstens, für mein Theil, bekenne mit Vergnügen, daß es mir die ersprießlichsten Dienste von der Welt thut. Und nur aus Erkenntlichkeit für diese Dienste, will ich es hier wagen, mich dem Herrn **Bandini** wiederum durch eine kleine Auskunft gefällig zu machen.

Herr **Bandini** also fand in einer von den Handschriften, welche das Gedicht des **Paulus Silentiarius** enthalten, auch Auszüge aus den zwölf Büchern des **Antoninus** καθ' ἑαυτόν. Ebendieselben Auszüge, nur nicht immer in der nehmlichen Vollständigkeit, fand er noch in drey andern Handschriften; und hielt es um so viel mehr der Mühe werth, bey Beschreibung der erstern, sie nach allen vieren genau anzuzeigen, da er einige Stücke oder Paragraphen darunter zu bemerken glaubte, welche er in der gedruckten Ausgabe des **Gataker**, der besten, die wir von dem Antoninus haben, alles Fleisses ohngeachtet, nicht auffinden können. Es ist unumgänglich, die ganze Stelle, aus dem zweyten Tome seines Werks, herzusetzen. — Nehmlich Cod. VII. Plut. LV. enthält zum

XIV. p. 265. *Marci Antonini ex libris XII. de rebus suis Excerpta Capita.* Hæc cum in quatuor huius Bibliothecæ Codicibus, quoad nobis hactenus innotuit, occurrant, in aliis plura, in aliis vero pauciora; placuit heic omnium, quotquot in ipsis habentur, initia

tia proferre, et quidem eodem ordine, quo inibi jacent, ſervato. Præterea quum prae manibus haberemus huius operis editionem Græc. Latin. Cantabrig. MDCLII. 4. non omiſimus eorum ſingula diligenter in ipſa perveſtigare, ut quænam ex iis eſſent edita, quæ vero ſecus, lectoribus innueremus. En igitur ipſorum ſeries:

I. Inc. Ἴδιον ἀνθρώπου. Ex Libro VII. §. 22.

II. Βαβυλωνίους τε καὶ Χαλδαίους, σοφοὺς τὰ οὐράνια, κ. λ. Non invenimus in dicta edit. quod idem monitum volumus intelligi, ubi nulla editionis citatio fiat.

III. Φοβεῖταί τις μεταβολήν; Libr. VII. §. 18.

IV. Τὴν ὕαιναν τῇ τις μὲν ἄῤῥενα.

V. Ἵππος ἐῤῥιμμένος, σφηκῶν γένεσίς ἐστιν.

VI. Μὴ αἰσχύνου βοηθούμενος. Libr. VII. §. 7.

VII. Ἀτυχὴς ἐγώ, ὅτι τοῦτό μοι συνέβη;

VIII. Εἰς τοὺς ψυκτῆρας ὅταν οἱ μῦες ἐμπέσωσιν.

IX. Μυῖα ἐμπεσοῦσα εἰς ὕδωρ.

X. Κύων δὲ θαλαττία τεκοῦσα.

XI. Τὴν σηπίαν ὅταν μέλλωσιν αἱρεῖν.

XII. Ὁ ἰχθὺς ὁ κέφαλος τῶν τοῖς ἕλεσι, κ. λ.

XIII. Χελιδὼν δὲ ἄρα τῆς ὥρας τῆς ἀρίστης.

XIV. Ὁ μέροψ τὸ ὄρνεον ἔμπαλίν φασι.

XV. Ὁ ποῖόν ἐστι τὸ λεγόμενον. Lib. V. §. 7.

XVI. Ὅταν ἁλωτὸς ᾖ, καὶ στρέφονται.

XVII. Οὐδὲν οὐδενί. Lib. V. §. 7.

XVIII.

XVIII. Τὸ ἡγεμονικόν. Lib. V. §. 28.

XIX. Οἱ ἵπποι τὰς κάτω βλεφαρίδας.

XX. Ἡ πάρδαλις πέντε ἔχει δακτύλους.

XXI. Οἷον δὴ τὸ φαντασίᾳ. Lib. VI. §. 13. Desinit in verbis: τότε μάλιςα καταγοητεύει.

XXII. Ἀνάνηφε καὶ ἀνακαλοῦ σεαυτόν. Lib. VI. §. 31.

XXIII. Ἀριςοτέλης λέγει τὸν ὑπό ὕδρου πληγέντα.

XXIV. Σπῖνοι δὲ ἄρα σοφώτεροι.

XXV. Οἷς συγκεκλήρωσαι πράγμασι. Des. κατὰ νοῦν τὰ ἑαυτοῦ. Lib. IX. §. 39. et 40.

XXVI. Καλεῖται τις Διομήδεια νῆσος.

XXVII. Ὅπου ἔργον ἐπιτελεῖσθαι. Lib. VII. §. 53.

XXVIII. Συνεχῶς ἐφιςάναι. Lib. VII. §. 62

XXIX. Πᾶσα ψυχή φησιν. Lib. VII. §. 63.

XXX. Ὁ σκάρος πόας μὲν θαλαττίας σιτεῖται.

XXXI. Πόθεν ἴσμεν, εἰ μὴ τηλαυγής. Lib. VII. §. 66.

XXXII. Οἱ θεοὶ ἀθάνατοι. Lib. VII. §. 70.

XXXIII. Γελοῖόν ἐςιν. Lib. VII §. 71.

XXXIV. Μέμνησο, ὅτι ὥσπερ αἰσχρόν. Lib. VIII. §. 15.

XXXV. Οὐδενὶ μεμπτέον· εἰ μὲν γὰρ δύνασαι, κ. λ.

XXXVI. Τιμωροῦσιν ἀλλήλοις, ὡς ἄνθρωποι, κ. λ;

XXXVII. Εἴ ποτε εἶδες. Lib. VIII. §. 34.

XXXVIII. Μέμνησο, ὅτι ἀκαταμάχητον. Lib. VIII. §. 84.

XXXVIIII. Μηκέτι μόνον. Lib. VIII. §. 54.

XL. Λέγουσι τὸν θῶα τὸν ζῶον.

XLI. Ἦσαν δὲ ἄρα καὶ σωφρονεῖν ἰχθύες.

XLII. Ὁ ἥλιος κατακεχύσθαι. Lib. VIII. §. 57.
XLIII. Τῷ ἐμῷ προαιρετικῷ. Lib. VIII. §. 56.
XLIV. Ὁ κηφὴν ὁ ἐν μελίτταις γινόμενος.
XLV. Εἰσὶ δέ τινες καὶ ἐν ταῖς μελίτταις.
XLVI. Ὁ ἀδικῶν ἀσεβεῖ Lib. IX. §. 1. Desinit autem in verbis, δῆλον ὡς ἀσεβεῖ.
XLVII. Μελιττῶν δὲ ἡλικίαν διαγνοίη.
XLVIII. Ἤτοι οὐδὲν δύναται. Lib. X. §. 40.
XLIX. Τέσσαρας μάλιστα. Lib. XI. §. 41.
L. Πατὴρ δὲ ἐν ἰχθύσιν ὁ γλαῦκος.
LI. Ὅταν τινος ἀναισχυντίᾳ. Lib. IX. §. 42.
LII. Φαντάζου πάντα. Lib. X. §. 28.
LIII. Κατὰ μέρος ἐφ᾽ ἑκάστου. Lib. X. §. 29.
LIV. Μηδενὶ ἐξέστω εἰπεῖν. Lib. X. §. 32.
LV. Τῷ δεδηγμένῳ ὑπὸ τῶν ἀληθῶν. Lib. X. §. 34.
LVI. Τὸν ὑγιαίνοντα ὀφθαλμόν. Lib. X. §. 35.
LVII. Καταφιλοῦντα τὸ παιδίον. Des. τὸ νῦν μὴ ὄν. Lib. XI. §. 34. et 35.
LVIII. Ὁ θεὸς πάντα τὰ ἡγεμονικά. Lib. XII. §. 12.
LIX. Οἱ ἐνιστάμενοι προϊόντι. Lib. XI. §. 9.
LX. Ὧι μὴ εἷς καὶ ὁ αὐτός ἐστι. Lib. X. §. 21.
LXI. Πολλάκις ἐθαύμασα, πῶς ἑαυτόν, κ. λ. Lib. XII. §. 4. Desinit autem in verbis, ἢ τὴν τῶν ἄλλων.
LXII. Ἤτοι ἀνάγκη εἱμαρμένης. Des. ἀποσβήσεται. Lib. XII. §. 14. et 15.
LXIII. Πρὸς θανάτου καταφρόνησιν. Lib. XII. §. 34.

Ex

Ex recenſitis igitur ſexaginta tribus capitibus, Codex VII. Plut. LV. quem modo recenſemus, habet tantummodo quinquaginta integra, et duo mutila; nimirum incipiunt a primo usque ad vigeſimum incluſive. Vigeſimum primum caret fine, ac trigeſimum initio, unius fortaſſe, aut alterius folii iactura inter p. 266. et 267. qua reliqua etiam, quæ vigeſimum primum inter et trigeſimum iacent, periere. Deſinit autem in ſexageſimo.

Codex XVII. Plut. LIX. et Codex XIII. Plutei LXXIV habent tantum triginta novem, nimirum I. III. VI. VII. XV. XXXVII. XVII. XVIII. XXI. XXII. XXV. XXVII. XXVIII. XXIX. XXXI. XXXII XXXIII. XXXIV. XXXV. XXXVIII. XXXIX. XLII. XLIII. XLVI. XLVIII. IL. et LI. cum reliquis usque ad finem.

Codex denique XLIV. Plut. LIX. præter prima quatuor Capita, reliqua omnia exhibet, incipiens a quinto, et deſinens in ſexageſimo tertio. Horum vero Capitum inſcriptio in primis tribus Codicibus eadem eſt, nimirum Μάρκȣ Ἀντωνίνȣ ἐκ τῶν καθ' ἑαυτόν. Finalis vero in primo Codice eſt: ὁμȣ̃ κεφάλαια ξ'. In ſecundo: τέλος τῶν φιλοσόφων τȣ̃ Ἀντωνίνȣ Μάρκȣ. In tertio: τέλος. In quarto denique neque in principio, neque in fine vllum auctoris nomen.

Wer kann dieses leſen, der den Antoninus kennet, und für Begierde nicht brennen? So manches von dieſem Manne noch ungedruckt, aus deſſen Munde kein Wort auf die Erde hätte fallen müſſen? der vollends keine Sylbe ſollte geſchrieben haben, die noch itzt mit Motte und Moder kämpfte? Auch ſind das, wahrlich, nicht blos leidige

dige Fragmente, wie man sie aus den Anführungen eines Grammatikers zusammenstoppelt. Es müssen ansehnliche Stellen seyn, wenn man sie nach denen schätzen darf, die in den gedruckten Ausgaben davon vorkommen. Ja, da sie, der Zahl nach, fast die Hälfte ausmachen; indem ihrer alle zusammen **drey und sechzig**, der vom **Bandini** unnachgewiesnen aber **sechs und zwanzig** sind: so müssen diese sechs und zwanzig fast so viel betragen, als wenigstens das kürzeste von den zwölf Büchern, woraus das ganze Werk bestehet. Nehmlich: Nummer II. IV. V. VII. VIII. IX. X. XI. XII. XIII. XIV. XVI. XIX. XX. XXIII. XXIV. XXVI. XXX. XXXV. XXXVI. XL. XLI. XLIV. XLV. XLVII. und L. Lauter noch ungedruckte Paragraphen des Antoninus!

Ist es möglich? — Und Herr **Bandini** konnte sich begnügen lassen, uns diesen Schatz blos anzuzeigen? Was hinderte ihn, die Welt nicht gleich in den Besitz desselben zu setzen? Er hat so manche Ἀνέκδοτα seinem Verzeichnisse einverleibet, wovon viele schwerlich eine einzige Sentenz des Antoninus werth sind: und warum denn nun nicht auch diese?

Doch ehe man sich weiter den Kopf über diese Frage zerbricht, und ehe noch gar ein ehrlicher Deutscher nach Italien schreibt, und es sich Höflichkeit und Geld kosten läßt, eine Abschrift von den vortrefflichen Dingen zu erhalten, nach welchen man uns ehrlichen Transalpinern den Mund so wäßrig zu machen weiß; so will ich, was ich schon zu verstehen gegeben, hier förmlichst anzuzeigen nicht ermangeln.

Nehmlich: daß in diesem Puncte unsere **Augusta** der **Medicea** nichts nachgiebt, indem sie nicht allein ebendieselben schon gedruckten, sondern auch ebendieselben noch ungedruckten Paragraphen des **Antoninus**, in einer Handschrift besitzet, die aller Wahrscheinlichkeit nach das Original jener vier Florentinischen gewesen. Denn die Florentinischen insgesammt sind verstümmelt, und was **Bandini** aus ihnen allen zusammensetzen müssen, das enthält unsere Eine Handschrift in der besten Vollständigkeit und Ordnung; ja vollkommen in der nehmlichen Ordnung, als sich aus Zusammenhaltung jener viere ergeben. Und, wie gesagt, es ist eben dieselbe, die ich in dem vorigen hinlänglich beschrieben, und in der, nach den Gemälden des **Philostratus**, alles das, unter der Aufschrift Μάρκου Ἀντονίνου ἐκ τῶν καθ᾽ ἀυτὸν, folget.

Damit ich aber auch diese meine Anzeige augenscheinlich bestätige: so will ich sofort, was **Bandini** unterlassen, nachhohlen, und seine Anfangsworte der noch ungedruckten Paragraphen, aus unserer Handschrift ausfüllen. Ich fange also bey Nummer II. an, und will von da zu allen den übrigen, wenn Gott will, fortgehen, die er in der gedruckten Ausgabe des **Antoninus** nicht nachgewiesen hat.

II.

Βαβυλωνίους τε καὶ Χαλδαίους σοφοὺς τὰ οὐράνια ᾄδουσι οἱ συγγραφεῖς. μύρμηκες δὲ οὔτε εἰς οὐρανὸν ἀναβλέποντες, οὐδὲ τὰς τοῦ μηνὸς ἡμέρας ἐπὶ δακτύλων ἀριθμεῖν ἔχοντες, ὅμως δῶρον ἐκ φύσεως εἰλήχασι παράδοξον· τῇ γὰρ ἡμέρα τοῦ μηνὸς τῇ νέᾳ, εἴσω τῆς ἑαυτῶν στέγης οἰκουροῦσι, τὴν ὀπὴν οὐχ᾽ ὑπερβαίνοντες, ἀλλὰ ἀτρεμοῦντες.

IV.

Τὴν ὕαιναν τῆτες (*) μὲν ἄῤῥενα εἰ θεάσαιο, τὴν αὐτὴν εἰς νέωτα ὄψει θῆλυν· εἰ δὲ θῆλυν νῦν, μετὰ ταῦτα ἄῤῥενα· κοινωνᾶσί τε ἀφροδίτης ἑκατέρας· γαμᾶσί τε καὶ γαμᾶνται ἀνὰ ἔτος πᾶν· ἀμείβᾶσαι τὸ γένος· ἐκᾶν τὸν καινέα καὶ τὸν τειρεσίαν, ἀρχαίᾶς ἀπέδειξε τὸ ζῶον τᾶτο ἐκ ὄμποις ἀλλὰ τοῖς ἔργοις αὐτοῖς,

V.

Ἵππος ἐῤῥιμμένος, σφηκῶν γένεσίς ἐστιν· ὁ μὲν γὰρ ὑποσήπεται· ἐκ δὲ τᾶ μυελᾶ ἐκπέτονται οἱ θῆρες ᾶτοι· ὠκίστᾶ ζώᾶ πτηνὰ ἔκγονα τᾶ ἵππᾶ οἱ σφῆκες.

VII.

Ἀτυχὴς ἐγὼ ὅτι τᾶτο μοι συνέβη; ἐμενᾶν· ἀλλ' εὐτυχὴς ἐγὼ· ὅτι τᾶτο μοι συμβεβηκότος, ἄλυπος διατελῶ· ᾶθ' ὑπὸ τᾶ παρόντος θραυόμενος, ᾶτε τὸ ἐπιὸν φοβᾶμενος, συμβῆναι μὲν γὰρ τὸ τοιᾶτο, παντὶ ἐδύνατο ἄλυπος δὲ ᾶ πᾶς ἐπὶ τᾶτῳ ἂν διετέλεσε· διατὶ ᾶν ἐκεῖνο μᾶλλον ἀτύχημα· ἢ τᾶτο εὐτύχημα· λέγεις δὲ ὅλως ἀτύχημα ἀνθρώπᾶ ὃ ᾶκ ἔστιν ἀπότευγμα τῆς φύσεως τᾶ ἀνθρώπᾶ; ἀπότευγμα δὲ τῆς φύσεως τᾶ ἀνθρώπᾶ εἶναι δοκεῖ σοι, ὃ μὴ παρὰ τὸ βᾶλημα τῆς φύσεως αὐτᾶ ἐστί; τὶ ᾶν τὸ βᾶλημα μεμάθηκας· μήτι ᾶν τὸ συμβεβηκὸς τᾶτο κωλύει σε δίκαιον εἶναι· μεγαλόψυχον· σώφρονα· ἔμφρονα· ἀψευδῆ· αἰδήμονα· ἐλευθέριον· τ' ἄλλα ὧνπερ ὄντων ἡ φύσις τᾶ ἀνθρώπᾶ ἀπέχει τὰ ἴδια.

VIII.

Εἰς τᾶς ψυκτῆρας ἵταν οἱ μῦες ἐμπέσωσι ἀνανεῦσαι καὶ ἀνελθεῖν ᾶ δυνάμενοι, τὰς ἀλλήλων ᾶρὰς ἐνδακόντες, εἶτα ἐφέλκᾶσι· τὸν δεύτερον ὁ πρῶτος· καὶ ὁ δεύτερος τὸν τρίτον· ᾶτω μὲν ᾶν δὴ καὶ τοῖς ἀλλήλοις συμμαχεῖν καὶ ἐπικᾶρεῖν ἡ σοφωτάτη φύσις ἐξεπαίδευσεν,

N 2 Μυῖα

(*) Für τῆτες, so viel als **heuer**, **in diesem Jahre**, hat **Bandini** unrichtig τῇ τις gelesen.

IX.

Μυῖα ἐμπεσοῦσα εἰς ὕδωρ, καὶ γὰρ ἡ ζώων ἐστὶ θρασυτάτη· ἀλλὰ γοῦν οὔτε ἀνέχει οὔτε νηκτική ἐστι· καὶ διὰ ταῦτα ἀποπνίγεται· εἰ δέ αὐτῆς ἐξέλοις τὸν νεκρὸν καὶ τέφραν ἐμπάσαις, καὶ καταθήσεις ἐν ἡλίου αὐγῇ, ἀναβιώσεις τὴν μυῖαν.

Doch wahrlich, der Spaß ist weder des Papiers, noch der Mühe werth, die er mich kostet. Hier will ich einhalten: denn ich hätte schon gleich bey der ersten Probe einhalten können. — Was wären das? Stellen des **Antoninus**? Ich will Nummer VII. ausnehmen: was ist in allen den andern, was sie dieses Namens nur im geringsten würdig machte? Daß die Ameisen sich auf den ersten Tag eines jeden Monats verstehen, ohne die Tage an den Fingern zählen zu können; daß die Hyäne ein Jahr ums andere, Männchen und Weibchen ist; daß Wespen aus dem Marke eines faulenden Pferdes empor fliegen; daß die Mäuse, wenn sie in den Kessel gefallen, einander an den Schwänzen heraushelfen; daß ertrunkene Fliegen unter Asche wieder lebendig werden: vortrefliche Siebensachen! Um die sollte sich Antoninus bekümmert haben? die sollte er gewürdiget haben, niederzuschreiben? Wer kennet seine Betrachtungen auch nur vom Hörensagen, und stehet einen Augenblick an, auf das zuversichtlichste zu entscheiden, daß diese Brocken unmöglich jemals darinn gestanden haben können? Ja, wer hat sich in Griechischen Büchern noch so wenig umgesehen, und weiß nicht sogleich, wo sie her sind? oder vermuthet es wenigstens nicht sogleich, wo sie her seyn könnten? Allem Ansehen nach; aus dem **Aelianus, von der Natur der Thiere.**

Und

Und daher sind sie denn auch wirklich: die angeführten fünfe sowohl, als die übrigen alle, die Hr. **Bandini** sonach freylich nicht in dem Antoninus finden konnte. Hier ist die Nachweisung derselben:

II. Βαβυλωνίους τε καὶ Χαλδαίους. *Aelianus* Lib. I. c. 22.
IV. Τὴν ὕαιναν τῆτες μὲν ἄῤῥενα. *Ael.* Lib. I. c. 25.
V. Ἵππος ἐῤῥιμμένος σφηκῶν γεν. *Ael.* Lib. I. c. 28.
VII. Ἀτυχὴς ἐγὼ, ὅτι τοῦτό μοι συνέβη; κ. λ.
VIII. Εἰς τοὺς ψυκτῆρας ὅταν οἱ μῦες. *Ael.* L. V. c. 22.
IX. Μυῖα ἐμπεσοῦσα εἰς ὕδωρ. *Ael.* Lib. II. c. 29.
X. Κύων δὲ θαλαττία τεκοῦσα. *Ael.* Lib. I. c. 17.
XI. Τὴν σηπίαν ὅταν μέλλωσιν αἱρεῖν. *Ael.* Lib. I. c. 34.
XII. Ὁ ἰχθὺς ὁ κέφαλος. *Ael.* Lib. I. c. 3.
XIII. Χελιδὼν δὲ ἄρα τῆς ὥρας τῆς ἀρίστης. *Ael.* Lib. I. c. 52.
XIV. Ὁ μέροψ τὸ ὄρνεον. *Ael.* Lib. I. c. 49.
XVI. Ὅταν ἁλωκτός ᾖ. *Ael.* Lib. IV. c. 25.
XIX. Οἱ ἵπποι τὰς κάτω βλεφαρίδας. *Ael.* L. I. c. 50.
XX. Ἡ πάρδαλις πέντε ἔχει δακτύλους. *Ael.* Lib. IV. c. 49.
XXIII. Ἀριστοτέλης λέγει τὸν ὑφ' ὕδρου. *Ael.* L. IV. c. 57.
XXIV. Σ'πῖνοι δὲ ἄρα σοφώτεροι. *Ael.* Lib. IV. c. 60.
XXVI. Καλεῖταί τις Διομήδεια νῆσος. *Ael.* Lib. I. c. 1.
XXX. Ὁ σκάρος πόας μὲν θαλαττίας. *Ael.* Lib. I. c. 2.
XXXV. Οὐδενὶ μεμπτέον· εἰ μὲν γὰρ δύνασαι· κ. λ.
XXXVI. Τιμωροῦσι ἀλλήλοις, ὡς ἄνθρωποι. *Ael.* Lib. I. c. 4.
XL. Λέγουσι τὸν θῶα τὸ ζῶον. *Ael.* Lib. I. c. 7. 8.

XLI. Ἦσαν δὲ ἄρα καὶ σωφρονεῖν ἰχθύες. *Ael.* Lib. I. c. 13.

XLIV. Ὁ κηφὴν ὁ ἐν μελίτταις. *Ael.* Lib. I. c. 9.

XLV. Εἰσὶ δέ τινες καὶ ἐν ταῖς μελίτταις. *Ael.* Lib. I. c 10.

XLVII. Μελιττῶν δὲ ἡλικίαν. *Ael.* Lib. I. c. 11.

L. Πατὴρ δὲ ἐν ἰχθύσιν ὁ γλαῦκος. *Ael.* L. I. c. 26.

Ich bin weit entfernt, die geringste nachtheilige Anmerkung über ein so sonderbares Quidproquo eines so gelehrten Mannes zu machen. Ein Litterator, der seine Gedanken unter tausend und tausend Scharteken von Büchern und Handschriften vertheilen muß, kann gar leicht, für lauter Gelehrsamkeit, seiner klaßischen Lektüre vergessen.

Nur zwey Nummern sind in meiner Nachweisung noch ausgefallen, die, sobald ich sie in der Handschrift gelesen hatte, ich mir gleich nicht einkommen ließ, in dem Aelianus zu suchen. Nehmlich Nummer VII und Nummer XXXV. Diese gehören allerdings dem Antoninus: nur Schade, daß sie aber auch schon gedruckt sind; und zwar in dem Werke des Antoninus selbst. Hr. Bandini hat in der Eil nur immer die Anfangsworte der Paragraphen desselben gelesen; und mehr nicht. Wenn er nur ein wenig weiter gelesen hätte, so würde er Nummer VII. welches sich anfängt: Ἀτυχὴς ἐγὼ, ὅτι τοῦτό μοι συνέβη, im 49sten Paragraphen des vierten Buchs; und Nummer XXXV. Οὐδενὶ μεμπτέον; im 17ten Paragraphen des achten Buches, gar wohl gefunden haben.

Ob sonst dieses ganze Mengsel von so heterogenen Auszügen aus dem Antoninus und Aelianus, in unserm Manuscripte etwas zu Berichtigung des einen oder des andern beytragen könne: mag man aus der angeführten Probe schliessen, in der ich mich genau an dasselbe gehalten habe, ohne das geringste nach den gedruckten Lesarten zu ändern.

VII.

Leibnitz

von den ewigen Strafen.

Ich sehe, daß gegenwärtig bey unsern Theologen der Streit über die Unendlichkeit der Höllenstrafen wieder rege werden will. Möchte er es doch so werden, daß er endlich entschieden und beygelegt heissen könnte! Denn das ist ohne Zweifel bey dergleichen Streitigkeiten das Traurigste, daß sie gemeiniglich nichts erstreiten, und sich zwanzig oder funfzig Jahre später, der erste der beste Zelote oder Vernünftler berechtiget glaubt, die Sache ganz wieder von vorne anzufangen.

Einem solchen Schwätzer nicht gleich zu werden, ist es höchst nöthig, vorher die Geschichte der streitigen Lehre in ihrem ganzen Umfange zu studieren. Nur wenn man genau weiß, wo jeder Vorgänger seinen Faden fallen lassen, kann man durch Aufhebung derselben, und durch Vergleichung ihrer verschiedenen Richtungen, den entweder verlassenen oder noch nie betretenen Weg der Wahrheit einzuschlagen hoffen. Wenn gar unter diesen Vorgängern sich **Leibnitze** befinden: was kann schlechterdings lehrreicher seyn, als sich in die geringsten Fußtapfen derselben zu stellen, und von da aus um sich zu schauen?

Mehr, glaube ich, bedarf es nicht, folgende wenige, aber bisher noch ungedruckte Zeilen des grossen Mannes einzuleiten, der, wenn es nach mir gienge, nicht eine Zeile vergebens müßte geschrieben haben. Was es aber damit für Bewandtniß habe, glaube ich nicht besser, als mit

Mosheims Worten angeben zu können; besonders da diese Worte selbst, dabey gelegentlich eine litterarische Erläuterung und Bestätigung erhalten können.

Als **Mosheim** 1725 seine hierhergehörige Schrift, hinter dem ersten Theile seiner heiligen Reden, herausgab, schickte er folgende Erklärung darüber voraus. „Die „beygefügten Gedanken von der Lehre derer, die den Strafen der Hölle ein Ziel setzen, sind von mir gefodert worden. Andere haben weitläuftiger und gelehrter von dieser Sache geschrieben. Und ich kanns daher wohl leiden, wenn man glaubt, meine Arbeit sey unnöthig. Die „unschuldige Uebereilung von einigen meiner Freunde, „die gegen mein Wissen dieselbe wollen drucken lassen, „und zwar nicht ohne Fehler, hat mich bewogen, da ich „ihr Vorhaben erfahren, ihnen zu versprechen, daß ich „selbst den Druck besorgen würde. Ich vollziehe jetzund „meine Zusage. Und was ist denn hierin strafwürdiges? „Oder würde ich nicht, wenn ich meine Zusage nicht gehalten, eben so sehr gesündiget haben, als da ich dieselbe vollziehe? Es ist endlich besser, einige Bogen zu viel, „als zu wenig, von dergleichen Dingen der Welt zu liefern. Und je mehr Einfluß diese Lehre in gewisse Wahrheiten des Glaubens hat, die den Grund der Seligkeit „betreffen, je öffters hat man Ursache, die Beweisthümer „derselben feste zu setzen. Man pflegt stets auf die Vernunft hierinn sich zu berufen. Und es kömmt vielen der „berühmtesten Männer vor, als wenn die Sache derjenigen, welche die Ewigkeit der Strafen behaupten, beynahe verlohren seyn würde, wenn man diese allein fragen „wollte. Ich glaube das Gegentheil, ohne daß ich an-

„dere

„dere deswegen verachten will, die anders denken. Mir „deucht, daß die Vernunft, wo nicht stärker, doch eben „so stark, vor diejenigen streite, welche die Ewigkeit, „als vor die, welche das Ende der göttlichen Rache ver„theidigen. Man sieht oft gewisse Meynungen der Men„schen, die den Beyfall der meisten erhalten, für klare „Gesetze der Vernunft an, die man nicht leugnen darf. „Und oft mißt man die Gerechtigkeit des göttlichen Ge„richtes nach der Gewohnheit der menschlichen Richter„stühle ab. Das scharfsinnigste, was vor das Ende der „Höllenstrafen geschrieben, sind die Gedanken eines sonst „gelehrten Mannes, dem man Schuld giebt, daß er vor „seinem Ende in die giftigen Irrthümer der Socinianer „verfallen. Ich habe dieselben nicht obenhin gelesen, und „gebe dem Verfertiger das Zeugniß eines nicht übel be„schaffenen Verstandes. Aber wenn man einige Zwey„deutigkeiten hebt, und die Kraft der Schlüsse von den „menschlichen Sachen auf die göttlichen leugnet, so wird „der sogenannte Beweis ein Schatten, bey dem man den „Zusammenhang vergebens sucht. Ich bin lange Willens, „in einer Lateinischen Schrift die Geschichte der Lehre, von „der hier die Rede, vorzutragen, und nicht nur die Quel„len derselben zu entdecken, sondern auch die unterschiede„nen Arten, ihr eine Farbe und Gewicht zu geben, zu un„tersuchen. Eine Menge von andern Arbeiten, die zum „Theile nicht unbekannt, hat bisher die Ausarbeitung „derselben aufgehalten. Vielleicht finden sich bald einige „Stunden, in welchen ich den gesammleten Vorrath von „Gedanken und Zeugnissen in Ordnung bringen und der „Welt vorlegen kann.„

Wer

Wer jener gelehrte Mann sey, der noch das Scharfsinnigste für die verneinende Meynung geschrieben, zeigt **Mosheim** durch den untergesetzten Titel der Schrift selbst an, *Ernesti Soneri* Demonstratio Theologica et Philosophica, quod æterna impiorum supplicia, non arguant Dei justitiam, sed injustitiam, und fügt hinzu: „Der weltberühmte Herr **von Leibnitz** hat dies Werkchen herausgeben wollen, welches sehr selten ist. Ich „habe eine Abschrift desselben zur Hand, vor dem bereits „die Vorrede steht, die er mit demselben wollen drucken „lassen. Ein anderer Ort, wird mir Gelegenheit geben, „hievon mehr zu erwähnen, da ich zugleich die Güte des„jenigen rühmen werde, den ich diese und andere hierher „gehörige Sachen zu danken habe.„

Nun ist leider **Mosheimen** die Gelegenheit nicht geworden, auf die er hier seine Leser vertröstet, und die er ohne Zweifel in jener Lateinischen Schrift zu finden hoffte, welche er von der Geschichte der streitigen Lehre ausarbeiten wollte. So wie aber jene Schrift nicht zu Stande gekommen, so ist auch die gedachte Vorrede des **Leibnitz**, zu dem **Sonerschen** Beweise, darüber im Verborgenen geblieben, und fast gänzlich vergessen worden. Denn seit 1737, als **Ludovici** in der Historie der Leibnitzischen Philosophie, (*) **Mosheimen** seines Versprechens erinnerte, wüßte ich nicht, daß ihrer von jemand andern anders, als gelegentlich von dem leidigen Bücherkenner, (**) wenn er die Schrift des **Sonerus**, wegen ihrer

(*) Theil II. S. 27.

(**) Wie etwa vom **Vogt**, Cat. libr. rar. p. 635.

ihrer Seltenheit, anführte, wäre gedacht worden. Selbst von **Bruckern** nicht, der doch bey Erzählung von **Soners** Verdiensten um die Aristotelische Philosophie, (*) die beste Gelegenheit dazu gehabt hätte. Wenn sie daher auch nicht in der neuen Ausgabe der sämmtlichen Werke, die wir dem Herrn **Dutens** zu danken haben, erschienen ist: so dürfen wir uns um so weniger darüber wundern, da Deutschland überhaupt so äusserst nachläßig gewesen, die Bemühungen dieses würdigen Ausländers zu unterstützen. Anstatt daß man sich um die Wette hätte beeifern sollen, ihm mit so vielen ungedruckten Vermehrungen, als sich nur immer auftreiben lassen wollen, an die Hand zu gehen: hat man ihm auch nicht einmal alle bereits gedruckte Aufsätze seines Autors angezeigt. Denn er, als ein Ausländer, konnte sie freylich nicht alle selbst wissen; und der einzige ehrliche **Brucker** konnte sie ihm freylich auch nicht alle nachweisen. Indeß, wenn das Letztere vielleicht blos unterblieben, weil jeder Deutsche Gelehrte besorgen mußte, daß ihm schon ein anderer darinn zuvorgekommen: so ist es weit weniger befremdlich, als das todte Stillschweigen, welches unsere Recensenten darüber beobachten. Wußten sie denn also gar nichts, was in diesen sämmtlichen Werken fehlt? gar nichts, was nur im geringsten eine Anzeige verdient hätte?

Doch hiervon an einem andern Orte. Ich will mich itzt von dem nicht zu weit verlieren, was mich auf diesen Ausfall gebracht hat. — Also kurz: eben diese Vorrede, welche **Leibnitz** zu **Soners** Schrift gemacht hat, wel-

(*) Hist. cr. Phil. T. IV. P. 1. p. 312.

che **Mosheim** besaß, welche Mosheim drucken lassen wollte, und nicht drucken ließ, ist es, was ich hier aus unserer Bibliothek gemein machen will.

Um nicht unangezeigt zu lassen, wie sie in unsere Bibliothek gekommen, muß ich sagen, daß sie **Mosheim** selbst, dem Ansehen nach, aus unserer Bibliothek erhalten. Wenigstens war derjenige, dessen Güte, in Mittheilung derselben, er anderwerts rühmen wollte, der damalige Bibliothekarius **Hertel**. Doch da Hertel mit Leibnitzen selbst viel Umgang gehabt hatte, auch nach allem sehr begierig war, was selten und heterodox hieß: so kann es eben so wohl seyn, daß er sie mit sammt der Sonerschen Schrift, Mosheimen aus seinem eignen litterarischen Vorrathe mitgetheilet, als unter welchen sie also, erst nach seinem Tode, unserer Bibliothek einverleibet worden wäre. Dieses wird mir auch daher wahrscheinlicher, weil sich nicht nur eine Abschrift von Mosheims Gedanken, sondern auch dessen eigenhändiger Brief an **Herteln** dabey befindet. Jene stimmt mit dem nachher geschehenen Abdrucke völlig überein; diesen aber will ich in der Anmerkung (*) ganz vorlegen; und so,

(*) „Nebst nochmaliger gehorsamster Danksagung für die meinetwegen neulich genommene Mühe, sende ich hier sowohl meine eigene Einfälle, als **Soneri** Bedenken von den Strafen der Höllen zurück. So spitzfindig dieses letztere eingefädelt, so leicht ist mit dem ehrlichen Manne nach seinen eignen Grundsätzen auszukommen. Er setzt „zum

so, ohne weiteres, den Leser zur Hauptsache kommen lassen.

„zum Grunde, in Gott sey keine andere Gerechtigkeit, als „diese, daß er seine Zusage halten müsse; in allen andern „sey seine Macht unumschränkt. Sehr wohl! So wird „denn deutlich folgen, daß Gottes Gerechtigkeit gar nicht „hindere, daß er den Gottlosen ewige Strafen auflegen „könne. Nach seiner Macht kann er dieß thun. Der „ganze Streit wird demnach darauf ankommen, ob Gott „wirklich in der Schrift den Gottlosen ewige Strafen ge„drohet. Aber kömmts so weit, so wird der ehrliche So„cinianer verlieren, und man wird ihm auf eins zehen ant„worten können. Ich schriebe mehr, wenn ich mein Mei„ster wäre. Uebermorgen soll ich wieder disputiren, und „meine andern Collegia sollen auch vor Ostern geendiget „seyn. Daher wird mir fast kein Augenblick frey gelassen, „und, die ich frey habe, muß ich zur Ausfertigung des „Halesii anwenden. Meine Betrachtungen über die „Conduite der **Dordrechtschen** Väter werden eben nicht „wohl den Advocaten dieses Concilii gefallen. Doch sie „sind auf klare Facta und Sätze der Vernunft gegründet. „Ich bin ohne Ausnahme, u. s. w.

Mosheim.

LEIB-

LEIBNITII PRÆFATIO.

Ernesti Soneri, Philosophi quondam apud Altorfinos clarissimi, Demonstratio, quam vocat, Theologica &c. de injustitia æternarum poenarum, laudatur a nonnullis tanquam invicta; eoque plus nocet quod paucis visa est, solent enim fere æstimare homines, quæ non noverunt. Vt sæpe adeo non inutile putem talia edi, ubi lectio ipsa sufficit ad refutandum, delendamque illam hominum opinionem e longinquo conceptam. Equidem negari non potest, Sonerum subtiliter et ingeniose scripsisse; sed demonstratio tamen eius magno hiatu laborat, quod paucis indicare placet, ne quis incautus speciositate argumenti decipiatur, cuius vis huc redit. Peccata finita sunt; inter finitum et infinitum nulla est proportio; ergo pœnæ quoque debent esse finitæ. Porro peccata esse finita, ostendere tentat refutando modos, quibus infinita intelligi possint, quos his verbis enumerat. „Si impiorum delicta sint infinita, „aut ut talia considerari possint, vel habent vim „istam infinitam ex se ipsis, vel a delinquente, vel „ab eo in quem et contra quem delinquitur, vel „ab horum aliquibus, vel ab omnibus simul; sed „nullo istorum modorum possunt esse infinita, aut „ut talia considerari, et tamen præter his nullus „alius superest modus, quo infinita dici et esse „possint: ergo omnino non sunt infinita.„

Quæ

Quæ communiter reſpondere ſolent Theologi ad hoc argumentum a proportione delictorum pœnarumque petitum, apud ipſos utilius legentur. Hoc vero loco alium argumenti Soneriani defectum indicare placet; nempe imperfectam enumerationem modorum, quibus aliquid dici poteſt infinitum. Neque enim tantum ab objecto in quod peccatur, Deo videlicet, vel a modo peccandi, ſeu gradu intenſivo, aliisque quorum autor meminit, ſed et a numero peccata infinita dici poſſunt. Etiamſi igitur concederemus ipſi, nullum peccatum per ſe infinitum eſſe; revera tamen dici poteſt, damnatorum infinita numero peccata eſſe; quoniam per totam æternitatem in peccando perſeverant. Quare ſi æterna ſunt peccata, juſtum eſt, ut æternæ etiam ſint pœnæ. Nempe homines mali ſe ipſos damnant, ut recte dictum eſt a ſapientibus, perpetua ſcilicet impœnitentia et a Deo averſione. Nihil igitur hic Deo, quaſi ultra menſuram peccati ſevero, imputari poteſt.

Und das iſt ſie ganz, dieſe ſogenannte Vorrede. — Man wird hoffentlich von mir nicht erwarten, daß ich nun auch die Schrift des **Sonerus** ſelbſt beyfügen werde. Zwar iſt ſie, als gedrucktes Buch, noch immer eben ſo ſelten, als ſie zu den Zeiten des Leibnitz war; weil ich nicht wüßte, daß ſie irgend nachher wieder wäre aufgelegt worden. Allein der Innhalt hat nicht mehr das Verdienſt, welches er damals bey denen haben konnte, die eine freye Unterſuchung in Glaubensſachen liebten. Er iſt

in hundert Bücher seitdem übergetragen worden, die in aller Händen sind. Denn da man besonders den Freunden der Wiederbringung es neurer Zeit nicht schwer gemacht hat, ihre Meynung so laut zu sagen, als sie nur gewollt: so ist theils von ihnen, theils auf ihre Veranlassung, die unter der Wiederbringung vornehmlich begriffene Lehre von der Endlichkeit der Höllenstrafen, eben so oft mit allen Arten von Gründen, als mit allen Arten von Eifer und Schwärmerey, vertheidiget und bestritten worden. Kurz; Soners Demonstration ist, bis auf einige Spitzfindigkeiten vielleicht, nun verlegene Waare.

Aber, wird man denken, hätte ich nicht, aus eben diesem Grunde, auch die Vorrede des Leibnitz im Verborgenen lassen können und müssen? Denn was er Sonern darinn entgegensetzet, ist itzt nicht weniger bekannt, indem es auch von ihm selbst anderwärts vorgetragen worden.— Ich weiß dieses sehr wohl. Doch meine Absicht geht, bey Bekanntmachung derselben, auch nicht sowohl auf die vertheidigte Wahrheit; als auf den Vertheidiger; als auf dessen Gesinnungen und Gründe bey seiner Vertheidigung. Beide sind mißgedeutet und verkannt worden.

Mosheim selbst, der es doch sehr wohl wissen konnte, was die Vorrede des Leibnitz eigentlich enthalte, verleitet noch itzt seine Leser, sich einen ganz falschen Begriff davon zu machen. Als er ihrer zuerst erwähnte, (*) geschah es in so allgemeinen Ausdrücken, daß der gute **Pagenkopen** sich einbildete, da Leibnitz die Demonstration des Soner habe herausgeben wollen, so müsse er sie gebilligt

(*) Angeführtermaassen vor dem 1sten Theile seiner heiligen Reden.

billigt haben. Um ihm nun das Verständniß näher zu eröffnen, erwiederte Mosheim hierauf: (*) „Der Herr „von Leibnitz hat nicht darum diese Bogen wollen drucken „lassen, weil er sie vor wichtig gehalten, und Soners „Meynung angenommen. Er hat vielmehr dieselben mit „einer Vorrede begleiten wollen, die in meinen Händen ist, „worinn er Sonern selbst aus Aristotelis Grundlehren „widerlegt, und die Blösse seiner Beweisthümer aufdeckt. „Sein Vorhaben war, der Welt den schlechten Werth „seiner Schrift zu zeigen, die man deswegen für unwider„leglich hielte, weil sie selten war, und wenigen zu Ge„sichte kam.„ Aber wenn Mosheim anfangs zu wenig gesagt hatte, so sagt er offenbar nun zuviel; und seine Gegner durften ihn nicht ohne Grund mit dem Verdachte belegen, daß er vorsetzlich das Ansehen des Leibnitz mißbrauchen wollen. Denn hier ist sie nun, diese Vorrede; und wahrlich, man muß in sehr wenigen sehr vieles zu sehen wissen, wenn man alles darinn finden will, was Mosheim darinn gefunden zu haben vorgiebt. Leibnitz soll Sonern aus Aristotelis Grundlehren widerlegen? Er soll die Blösse seiner Beweisthümer aufdecken? seiner Beweisthümer? Sind seine Beweisthümer denn das einzige Dilemma? Und welches wären sie denn, jene Aristotelische Grundlehren? Ich kann in Leibnitzens Vorrede dergleichen eben so wenig finden, als in Soners Schrift selbst, von welcher Mosheim gleichfalls sagt, daß sie sich auf Grundsätze des Aristotelis beziehe. Alles Aristotelische, was Soners Schrift hat, ist dieses, daß sie in lauter

(*) In dem Sendschreiben über unterschiedliche Dinge, hinter dem zweyten Theile der heiligen Reden.

der schulgerechten Schlüssen abgefaßt ist. Denn die Prämissen dieser Schlüsse sind nichts als Sätze des gesunden Menschenverstandes, und keinesweges dem Aristoteles eigenthümliche Lehren. Also auch, wenn durch die Bemerkung des Leibnitz das Dilemma des Soner wirklich seine Kraft verliert: so geschieht es ja wohl ohne alles Zuthun des Aristoteles. Doch mit oder ohne Zuthun des Aristoteles: ist es denn auch nur wahr, daß sie so siegend, so entscheidend ist, diese einzige Bemerkung des Leibnitz? Aufrichtig zu reden, ich glaube nichts weniger. Denn es sey immerhin unwidersprechlich, daß die menschlichen Sünden auch der Zahl nach unendlich werden können; ja werden müssen: was gieng Sonern diese eine noch mögliche Art ihrer Unendlichkeit an? was hatte er nöthig, sich darauf einzulassen? und gegen wen sollte er sich darauf einlassen? Wenn sie von einigen seiner Gegner auch angenommen wird, diese Unendlichkeit: wird sie deswegen als der vornehmste, oder gar als der einzige Grund ihrer Lehre angenommen? Hören sie darum auf zu behaupten, was Soner eigentlich bestreitet? Nehmlich; daß, wenn sie auch nicht Statt hätte, diese Unendlichkeit der Sünden, dennoch auf die blos endlichen Sünden dieses Lebens eine unendliche Strafe warte? daß schon eine einzige dieser Sünden, diese unendliche Strafe verdiene? In der That verändert auch die Einwendung des Leibnitz die ganze Streitfrage. Diese gieng bey Sonern lediglich auf die Sünden dieses Lebens, welche der Zahl nach nicht anders als endlich seyn können. Und Leibnitz will, daß er auch die Sünden des künftigen Lebens mit in Rechnung bringen sollen, die für sich allein schon, wenn sie nohtwendig

unauf=

unaufhörlich geschehen müßten, eine unaufhörliche Strafe verdienen würden.

Es könnte also leicht seyn, daß Leibnitz selbst sich dieses bey einer zweyten Erwägung nicht bergen können, und eben deswegen die ganze Vorrede zurückbehalten hätte. Denn da sie einmal geschrieben war, warum hätte er sie sonst nicht sollen drucken lassen? Wenigstens kann man hiergegen nicht einwenden, daß er gleichwohl das Wesentliche davon, viele Jahre nachher, an einem andern Orte angebracht habe; nehmlich in seiner Theodicee. Eben derselbe Gedanke kann, an einem andern Orte, einen ganz andern Werth haben. Was Leibnitz dort für eine ungültige Widerlegung erkannte, das konnte er hier zur Erläuterung einer andern Frage ja wohl mit beybringen. Dort sollten alle Einwürfe des Soner damit zu Schanden gemacht, und die bezweifelte Lehre darauf gegründet werden: und dazu taugte es schlechterdings nicht. Hier aber, in der Theodicee, wo er, was er damit nicht erweisen konnte, als anderweitig erwiesen voraussetzen durfte, sollte es blos dienen, das größte physikalische Uebel, das er sonach in seiner besten Welt zu seyn bekennen mußte, desto unmittelbarer aus dem Uebel der Schuld herleiten zu können; ohne dabey auf die Unendlichkeit desjenigen zu sehen, gegen den diese Schuld geschehen, weil diese Unendlichkeit doch nicht mit in den Zusammenhang der Dinge verwebet seyn konnte.

Und das würde es alles seyn, was ich hier hinzuzufügen hätte, wenn mir nicht eben dieses Weges einer unserer neuesten Schriftsteller begegnet wäre. **Herr Eber-**

hard in seiner **Apologie des Sokrates**, einem in vieler Absicht sehr vortreflichen Buche, worinn er die Lehre von der Seligkeit der Heiden untersucht, hat auch die von der Unendlichkeit der Strafen mit in seine Prüfung ziehen zu müssen geglaubt. Nun hat es zwar seine ganz besondere Ursache, warum ich wünschen könnte, daß er sich, wenigstens nicht in einer Apologie des Sokrates, dagegen erklärt hätte. Aber doch würde mich blos diese schwerlich vermögen können, mir die geringste Anmerkung dagegen zu erlauben; wenn er nicht zugleich, indem ihm seine Materie auch auf das brachte, was Leibnitz darüber geäussert hatte, gegen diesen und dessen Aeusserung verschiedenes erinnert hätte, was ich hier in Erwägung zu ziehen, einen so nahen Anlaß finde. Ich will, was ich zu sagen habe, so kurz zu fassen suchen, als möglich; und meine Gedanken wo nicht ordnen, doch zählen.

I. Ich fange von dem allgemeinen Urtheile an, welches Herr **Eberhard** von Leibnitzen, in Absicht seines Betragens gegen angenommene Religionssätze, fällt. Nachdem er nehmlich nun auch auf denjenigen Beweis der ewigen Strafen gekommen, von welchem hier die Rede gewesen, zeigt er sehr wohl, daß man mit demselben nicht über die Grenzen der Möglichkeit gelangen könne, und fährt fort: „Die scharfsinnigsten Verfechter dieser Sache, wie „**Leibnitz**, haben es wohl gefühlt, daß ein solcher Be„weis nicht weiter reicht. **Leibnitz** argumentirte also „nur blos für die, welche von der wirklichen Ewigkeit „höllischer Qualen aus der Schrift schon überführt waren. „Da ihm so viel daran gelegen war, seine Philosophie all-

gemein

„gemein zu machen: so sucht er sie den herrschenden Lehr-
„sätzen aller Partheyen anzupassen, sie ihnen allen für ihre
„Meynung günstig und vortheilhaft zu zeigen, um sich
„aller Beyfall zu verschaffen. Er nahm ihre Lehrsätze
„als Voraussetzungen an, und legte ihnen einen erträgli-
„chen Sinn bey, nach dem er sie mit seinem System ver-
„glich, ohne ihnen selbst beyzupflichten.„ — Erscheinet,
in diesem Urtheile, der Philosoph nicht ein wenig zu eitel?
Werden seine Gesinnnngen gegen die Religion überhaupt
nicht dadurch verdächtiger gemacht, als es der Religion
selbst zuträglich ist? Beides ist ganz gewiß des Herrn
Eberhard Absicht nicht gewesen. Aber es ist unleug-
bar, daß er sich hier nicht durchgängig so glücklich und be-
stimmt ausgedrückt hat, als er sich sonst auszudrücken
pflegt. Denn so eingenommen man sich auch Leibnitzen
für seine Philosophie denken darf, oder will: so kann man
doch wahrlich nicht sagen, daß er sie den herrschenden
Lehrsätzen aller Partheyen anzupassen gesucht habe. Wie
wäre das auch möglich gewesen? Wie hätte es ihm ein-
kommen können, mit einem alten Sprichworte zu reden,
dem Mond ein Kleid zu machen? Alles, was er zum Be-
sten seines Systems dann und wann that, war gerade
das Gegentheil: er suchte die herrschenden Lehrsätze aller
Partheyen seinem Systeme anzupassen. Ich irre mich
sehr, oder beides ist nichts weniger als einerley. **Leib-
nitz** nahm, bey seiner Untersuchung der Wahrheit, nie
Rücksicht auf angenommene Meynungen; aber in der fe-
sten Ueberzeugung, daß keine Meynung angenommen seyn
könne, die nicht von einer gewissen Seite, in einem gewis-
sen Verstande wahr sey, hatte er wohl oft die Gefällig-

keit, diese Meynung so lange zu wenden und zu drehen, bis es ihm gelang, diese gewisse Seite sichtbar, diesen gewissen Verstand begreiflich zu machen. Er schlug aus Kiesel Feuer; aber er verbarg sein Feuer nicht in Kiesel. Doch im Grunde hat Herr **Eberhard** das nur auch sagen wollen; und ein Theil seiner Worte sagt es wirklich. „Er nahm ihre Lehrsätze als Voraussetzungen an, und „legte ihnen einen erträglichen Sinn bey, nach welchem „er sie mit seinem System verglich.„ Sehr wohl: nur hätte Herr **Eberhard** nicht hinzusetzen müssen: „ohne „ihnen selbst beyzupflichten„. Allerdings pflichtete er ihnen bey; nehmlich nach dem erträglichen Sinne, den er ihnen nicht sowohl beylegte, als in ihnen entdeckte. Dieser erträgliche Sinn war Wahrheit; und wie hätte er der Wahrheit nicht beypflichten sollen? Auch ist ihm das, weder als Falschheit noch als Eitelkeit anzurechnen. Er that damit nichts mehr und nichts weniger, als was alle alte Philosophen in ihrem **exoterischen** Vortrage zu thun pflegten. Er beobachtete eine Klugheit, für die freylich unsere neuesten Philosophen viel zu weise geworden sind. Er setzte willig sein System bey Seite; und suchte einen jeden auf demjenigen Wege zur Wahrheit zu führen, auf welchem er ihn fand.

II. Herr **Eberhard** fährt fort: „Dieß ist augenschein„lich der Fall mit dem gegenwärtigen Beweise. Um sei„ner besten Welt bey denen, die eine Ewigkeit der Höl„lenqualen annehmen, Eingang zu verschaffen, suchte er „darzuthun, daß auch diese sich mit seinen Sätzen von der „besten Welt, und mit seinen Begriffen von der Gerech„tigkeit

„tigkeit Gottes reimen lasse.„ Man vergesse nicht, was dieses für ein Beweis ist. Es ist der, welcher die endlose Dauer der Strafen, aus der unaufhörlichen Fortsetzung der Sünde herleitet. Aber in welcher Verbindung stehet dieser Beweis mit der Lehre von der besten Welt? Wie kann er dieser Lehre bey denen Eingang verschaffen, welche die Ewigkeit der Höllenqualen, auch ohne ihm, annehmen? Hören diese ewige Qualen darum auf, ein Einwurf gegen die beste Welt zu seyn, weil sie gerecht sind? Gerecht, oder nicht gerecht: sie geben in beiden Fällen dem Uebel einen unendlichen Ausschlag; und gegen diesen Ausschlag, nicht gegen ihre Ungerechtigkeit, hätte Leibnitz seine beste Welt verwahren müssen. So wie er es auch wirklich gethan: aber nicht durch besagten Beweis; sondern durch eine ganz andere Ausflucht. Denn wenn dieser nehmliche, von den ewigen Qualen hergenommene Einwurf gegen seine beste Welt, auch noch dadurch verstärkt wurde, daß selbst die Zahl der ewig verdammten Menschen unbeschreiblich grösser seyn werde, als die Zahl der Seligen: was antwortete er darauf? Etwa blos, daß gleichwohl diese ungleich mehrere Verdammte, mit Recht verdammt wären? Was hätte ihm dieses für seine beste Welt helfen können, was sich ohnedem schon von selbst verstehet, wenn anders die Sache ihre Richtigkeit hat? Vielmehr nahm er beides, sowohl die ewige Verdammniß des grössern Theils der Menschen, als auch die Gerechtigkeit dieser Verdammniß, für völlig ausgemacht an, und leugnete blos die Folge; indem er zeigte, was für ein unendlich kleiner Theil der Welt die Menschen insgesammt wären, und wie dem ohngeachtet in der allgemeinen Stadt

Gottes das Böse, in Vergleichung mit dem Guten, fast für nichts zu rechnen seyn werde. (*) Und das, meyne ich, hieß der Lehre von der besten Welt auch bey denen Eingang verschaffen, welche die Ewigkeit der Höllenqualen annehmen. Der Gedanke aber, woraus diese Ewigkeit herzuleiten sey, sollte blos die Gerechtigkeit Gottes dabey in ein näheres Licht setzen. Das allein ist in den Worten des Herrn **Eberhard** wahr. Warum er aber sagt, daß es nur auf **seine**, d. i. dem Leibnitz eigenthümliche Begriffe von der Gerechtigkeit, dabey abgesehen gewesen, gestehe ich, nicht einzusehen. Schlimm genug, daß man die Lehre von der besten Welt noch immer **seine** Lehre nennt: warum sollen nun auch die einzigen wahren Begriffe von der Gerechtigkeit Gottes, **seine** Begriffe heissen?

III. Noch fügt Herr **Eberhard** hinzu: „Er (Leibnitz) nimmt die ewigen Qualen nur bedingungsweise „an, und zeigt, daß sie in der Voraussetzung ewiger Verschuldigungen nichts ungerechtes enthalten.„ Ich kenne die Stelle in der Theodicee, (**) wo sich **Leibnitz** vollkommen so ausdrückt. Gleichwohl würde er es schwerlich haben auf sich kommen lassen, wenn man daraus hätte schliessen wollen, daß er sonach alles, was die Gottesgelehrten sonst für die Ewigkeit der Strafen anzuführen pflegen, schlechterdings verwerfe. Er thut dieses wirklich auch so wenig, daß er vielmehr in dem wichtigsten Punkte, worauf es dabey ankömmt, mit ihnen mehr als einig ist. Ich will sagen, daß er diesen Punkt nicht allein in seinem Werthe oder Unwerthe beruhen läßt, sondern

(*) Theodicee Th. I. §. 19.
(**) Theil I. §. 133.

dern ihn sogar sehr scharfsinnig vertheidiget. Herr **Eberhard** behauptet, daß GOtt bey seinen Strafen, einzig und allein die Besserung der Bestraften zum Zwecke haben könne und müsse. **Leibnitz** hingegen dehnet diese Besserung nicht allein auf die aus, welche die Strafen nur mit ansehen; gesetzt auch, daß sie bey den Bestraften selbst nicht Statt fände: sondern er redet auch der blos rächenden Gerechtigkeit Gottes, welche weder die Besserung, noch das Exempel, ni meme la reparation du mal, zur Absicht habe, sehr ernstlich das Wort; indem er sie nicht blos auf die von den Theologen erwiesene Androhung, sondern auf eine wirkliche Convenienz, auf eine gewisse Schadloshaltung des Verstandes, gründet. (*) Selbst den Satz, daß die Sünde deswegen unendlich bestraft werde, weil sie ein unendliches Wesen beleidige, hat er nirgends verworfen, oder auch nur gemißbilliget. Er sagt zwar an einem Orte, daß einmal eine Zeit gewesen, „als er diesen Satz noch nicht genugsam untersucht hatte, „um darüber ein Urtheil zu fällen.„ (**) Ich finde aber nicht, daß er es nachher gefällt; ohne Zweifel weil er nachher, als er ihn genugsam untersucht hatte, erkannte, daß sich

(*) Cette espece de justice, qui n' a point pour but l'amandement, ni l' exemple, ni meme la reparation du mal. — Hobbes et quelques autres n' admettent point cette justice punitive, qui est proprement vindicative. — Mais elle est toûjours fondée dans un rapport de convenance, qui contente non seulement l' offensé, mais encore les sages qui la voyent; comme une belle musique, ou bien une bonne architecture contente les esprits bienfaits. *Theod. II.* §. 73.

(**) Theod. III. §. 92.

sich schlechterdings nichts darüber bestimmen lasse. Denn wenn jene rächende Gerechtigkeit, Gott wirklich zukömmt: welcher endliche Verstand kann ihre Gränzen bezeichnen? Wer darf sich zu entscheiden wagen, was für einen Maaßstab sie bey diesen ihren Strafen anzunehmen habe, und was für einen nicht? Der Maaßstab ihrer eignen Unendlichkeit ist wenigstens eben so wahrscheinlich, als jeder andere.

IV. Aber wozu dieses alles? Will ich Leibnitzen in noch grössern Verdacht bringen, daß er den Orthodoxen nur geheuchelt habe? oder will ich ihn in allem Ernste, bis zum Aergerniß unsrer Philosophen, orthodox machen? Keines von beiden. Ich gebe es zu, daß **Leibnitz** die Lehre von der ewigen Verdammung sehr **exoterisch** behandelt hat; und daß er sich **esoterisch** ganz anders darüber ausgedruckt haben würde. Allein ich wollte nur nicht, daß man dabey etwas mehr als Verschiedenheit der Lehrart zu sehen glaubte. Ich wollte nur nicht, daß man ihn geradezu beschuldigte, er sey in Ansehung der Lehre selbst mit sich nicht einig gewesen; indem er sie öffentlich mit den Worten bekannt, heimlich und im Grunde aber geleugnet habe. Denn das wäre ein wenig zu arg, und liesse sich schlechterdings mit keiner didaktischen Politik, mit keiner Begierde, allen alles zu werden, entschuldigen. Vielmehr bin ich überzeugt, und glaube es erweisen zu können, daß sich **Leibnitz** nur darum die gemeine Lehre von der Verdammung, nach allen ihren exoterischen Gründen, gefallen lassen; ja gar sie lieber noch mit neuen bestärkt hätte: weil er erkannte, daß sie mit einer grossen Wahrheit seiner esoterischen Philosophie mehr überein-

stimme,

stimme, als die gegenseitige Lehre. Freylich nahm er sie nicht in dem rohen und wüsten Begriffe, in dem sie so mancher Theologe nimmt. Aber er fand, daß selbst in diesem rohen und wüsten Begriffe noch mehr wahres liege, als in den eben so rohen und wüsten Begriffen der schwärmerischen Vertheidiger der Wiederbringung: und nur das bewog ihn, mit den Orthodoxen lieber der Sache ein wenig zuviel zu thun, als mit den letztern zu wenig.

V. Herr **Eberhard** hat diese Meynung von ihm, und seiner esoterischen Philosophie, gerade nicht. Er glaubt, der vornehmste Grundsatz derselben, von dem besten Zusammenhange der Dinge, erhalte erst alsdenn seine größte Evidenz, wenn man annimmt, daß alle vernünftige Wesen endlich einmal zur Glückseligkeit gelangen. „Dieses, sagt er, „hat Leibnitz wohl gefühlt, und ungeachtet er, „wie ich oben bemerkt habe, seine Philosophie auch der „entgegengesetzten Meynung anzupassen suchte: so hat er „doch seine eigene Mißbilligung derselben nicht undeutlich „zu verstehen gegeben. Einer seiner geschicktesten Schü„ler und Vertheidiger, (**Vattel**) erkennet dieses ohne Be„denken. Das mildere Schicksal der Sünder ist auch sei„nen Grundsätzen zu tief eingegraben, als daß man die „letztern annehmen, und das erstere verwerfen könnte; wo„fern man ihre ganze Kraft und Ausdehnung kennt, und „die innersten Geheimnisse derselben erforscht hat. Er „kennet keinen Stillstand, keine Ruhe in der Welt; al„les ist, bis im Kleinsten, in steter Bewegung, und zwar „zu mehrerer Ausdehnung. Diesen Wachsthum zieht „er augenscheinlich der gleichmässigen Vollkommenheit vor;

„man

„man mag ihn übrigens durch die Ordinaten der **Hyper**„**bel** oder des **Dreyecks** erklären.„ (*) Ich muß, mit Erlaubniß des Herrn **Eberhard**, hier anmerken, daß, wenn er sich, in Ansehung dieses leztern aus der Leibnizischen Philosophie gezognen Grundes, nicht überhaupt irret, er sich doch wenigstens, in Betracht der dafür in der Note angeführten Stelle, gewiß ganz vergriffen hat. **Leibnitz** sagt daselbst: Je ne vois pas encore le moyen de faire voir demonstrativement ce qu' on doit choisir par la pure raison. Dieses scheinet Herrn **Eberhard** von der doppelten Hypothes, die immer wachsende Vollkommenheit des Ganzen entweder durch die Ordinaten der Hyperbel oder des Dreyecks zu erklären, verstanden zu haben. Allein es geht offenbar auf die doppelte Hypothes, überhaupt entweder eine immer wachsende, oder eine immer gleiche Vollkommenheit des Ganzen anzunehmen (**).

Wenn

(*) *Leibnitz*, Lettre à M. Bourget, Opp. T. II. p. 332.

(**) Hier ist die Stelle, in ihrem völligen Zusammenhange: On peut former deux hypothèses, l'une que la nature est toujours également parfaite, l' autre qu' elle croit toujours en perfection. Si elle est toujours également parfaite, mais variablement, il est plus vraisemblable qu' il n' y ait point de commencement. Mais si elle croissoit toujours en perfection (supposé qu' il ne soit point possible de lui donner toute la perfection tout à la fois) la chose se pourroit encore expliquer de deux façons, savoir par les ordonnées de l' Hyperbole ou par celle du Triangle. Suivant l' hypothèse de l' Hyperbole, il n' y auroit point de commencement, et les instans ou états du monde seroient

Wenn nun Leibnitz selbst, im Jahre 1715, noch kein Mittel sah, aus ungezweifelten Grundsätzen entweder das eine oder das andere zu demonstriren: wie kann man sagen, daß er gleichwohl das erstere augenscheinlich vorgezogen habe? Ihn zwang sein System nicht im geringsten, sich für eines von beiden zu erklären; es bleibt unter beiden Voraussetzungen eben dasselbe; und von beiden äusserte er bis auf das letzte, daß er noch nicht einsehe, welche er schlechterdings annehmen müsse. Denn so wie er die von der immer wachsenden Volkommenheit, in so fern man entweder einen ersten Augenblick annehmen wolle, oder nicht, entweder durch die Hypothes der Hyperbel oder des Triangels erläutert: so erläutert er die immer gleiche Vollkommenheit, durch das Rectangulum. Von allen diesen dreyen Hypothesen zusammen sagt er, in einem andern Briefe, als dem, welchen Hr. **Eberhard** anführt, ausdrücklich: Ainsi il n' est par si aisé de decider, entre les trois hypothèses, et il faut encore beaucoup de méditation pour en venir à bout. Ferner in noch einem andern: Quant à la grande question, s' il est possible de demontrer par raison quelle hypothèse, savoir du rectangle, du triangle ou de l' hyperbole, est preverable dans la constitution de l' Univers, je crois qu' il faudroit s' attacher à un raisonnement rigoureux en bonne forme. Car comme en Metaphysique on n' a pas l' avantage

roient crû en perfection depuis toute l' eternité; mais suivant l' hypothèse du Triangle, il y auroit eu un commencement. L' hypothèse de la perfection égale le seroit celle d' un Rectangle. Je ne vois pas encore le moyen de faire voir demonstrativement ce qu' on doit choisir par la pure raison.

vantage des Mathematiciens de pouvoir fixer les idées par des figures; il faut que la rigueur du raisonnement y supplée, laquelle ne peut guére être obtenuë en ces matieres, qu' en observant la forme Logique. — Ainsi je vous prie, Monsieur, de penser comme vous pourries reduire vos raisonnemens là-dessus à une forme duë; cur je n' en vois pas encore le moyen. Und, wie gesagt, alles dieses schrieb er im Jahre 1715; also, am Ende seiner Laufbahn, in Briefen, welche die letzten Erläuterungen seines Systems enthalten. Daher sind diese nehmlichen Briefe an Herrn **Bourguet**, welche in des Herrn Dutens Ausgabe der sämmtlichen Werke zuerst erschienen, auch einer der schätzbarsten Vorzüge derselben.

VI. Wollte aber Herr **Eberhard** seine Worte nicht so genau genommen wissen; sollte er blos haben sagen wollen, daß obschon **Leibnitz** keine von den gedachten Hypothesen im eigentlichen Verstande demonstriren können, er gleichwohl für die von dem beständigen Fortgange zu grösserer Vollkommenheit, einen merklichern Hang gehabt habe: so muß ich gestehen, daß ich ihm auch hierinn nicht beyfallen kann. **Leibnitz** scheinet mir vielmehr der immer gleichen Vollkommenheit um vieles geneigter gewesen zu seyn, ja seinen Freund einer förmlichen Demonstration derselben sehr nahe gebracht zu haben, welche er vielleicht seine Ursachen hatte, lieber aus ihm herauszuhohlen, als ihm vorzusagen. Ich gründe mich besonders auf die Stelle, wo er ihm schreibt: Vous avez raison, Monsieur, de dire que de ce que les êtres finis sont infinis en nombre, il ne s' ensuit point que leur systême doit recevoir d' abord toute la perfection dont il est capable.

Car si cette consequence etoit bonne, l' hypothèse du Rectangle seroit demontré. Mich dünkt nehmlich, wenn diese Folge auch nicht nothwendig, sondern wenn sie nur möglich ist, daß dadurch die Hypothes des Rectangels schon einen grossen Vorzug gewinnt. Denn das Ganze könnte sonach in jedem Augenblicke diejenige Vollkommenheit haben, der es sich, nach der andern Hypothes, nur immer nähert, ohne sie jemals zu erreichen; und ich sehe nicht, warum es nicht eben daher das Wählbarere für die ewige Weisheit sollte gewesen seyn. Die Möglichkeit aber, daß die unendliche Zahl der endlichen Wesen gleich Anfangs in den vollkommensten Zusammenhang, deren sie fähig sind, gebracht werden können, giebt **Leibnitz** nicht allein zu, sondern rettet sie auch gegen den Vorwurf des immer Einerleyen; indem er zeigt, daß wenn der nehmliche Grad der totalen Vollkommenheit schon bliebe, dennoch die einzeln Vollkommenheiten unaufhörlich sich ändern würden.

VII. Doch gesetzt auch, alles dieses verhielte sich nicht so, wie ich sage; gesetzt, es wäre ganz ohnstreitig, was Herr **Eberhard** vorgiebt, daß **Leibnitz** den unaufhörlichen Wachsthum der gleichmäßigen Vollkommenheit augenscheinlich vorgezogen habe: würde er nicht sodann wenigstens den Begriff, den Leibnitz mit diesem Wachsthume verband, viel zu weit ausdehnen? Leibnitz hätte ihn zuverläßig blos von den allgemeinen Zuständen des Ganzen verstanden: und Herr **Eberhard** erstreckt ihn auf alle einzelne Wesen. Wenn aber auch diese in beständiger Bewegung zu mehrerer Ausbreitung seyn sollen: so möchte ich wissen, wie bey moralischen Wesen überhaupt

Sünde Statt haben könnte? Es wäre denn, daß die Sünde selbst nichts anders als eine Bewegung zu mehrerer Ausdehnung seyn sollte. Nein, so hat Leibnitz gewiß nicht gedacht; sondern was er von einem einzeln Zustande des Ganzen, nach der Hypothes der gleichmäßigen Vollkommenheit, sagt; cette collection peut avoir toute la perfection, *quoique les choses singuliéres qui la composent puissent augmenter et diminuer en perfection*: das ist schlechterdings auch von jedem Zustande des Ganzen, nach der Hypothes des immerwährenden Wachsthums zu verstehen. Das Ganze mag in dem nehmlichen Grade der Vollkommenheit fortdauern, oder jeden Augenblick an Vollkommenheit wachsen: so hindert das eine eben so wenig, als das andere, daß nicht einzelne Wesen eben so wohl an Vollkommenheit zunehmen als abnehmen könnten. Ohne dieses mögliche Abnehmen ist bey moralischen Wesen die Sünde unerklärlich; und mehr, als eben dieses mögliche Abnehmen, braucht es nicht, auch die Strafe, ja die ewige Strafe der Sünde, selbst in dem System der immer wachsenden Vollkommenheit, zu erklären.

VIII. Aber ich muß zuvörderst jene esoterische grosse Wahrheit selbst anzeigen, in deren Rücksicht **Leibnitz**, der gemeinen Lehre von der ewigen Verdammniß das Wort zu reden, zuträglich fand. Und, welche kann es anders seyn, als der fruchtbare Satz, daß in der Welt nichts insuliret, nichts ohne Folgen, nichts ohne ewige Folgen ist? Wenn daher auch keine Sünde ohne Folgen seyn kann, und diese Folgen die Strafen der Sünde sind: wie können diese Strafen anders als ewig dauern? wie können diese Folgen jemals Folgen zu haben aufhören? Hr. Eberhard selbst erkennet

erkennet, in diesem Verstande, die Ewigkeit derselben, und drückt sich mit aller Stärke und Würde darüber aus. „Wenn nichts anders die endlose Hölle seyn soll, als die„ser ewige Schaden, der uns von jeder Versündigung an„kleben soll: so wird niemand bereitwilliger seyn, als ich, „dieser Meynung die Hände zu bieten. Ich werde gern „alle Mißdeutungen, denen der Ausdruck könnte unter„worfen seyn, um der Sache selbst willen, übersehen. „Ich werde es mit allem Eifer, und mit aller Ueberre„dungskraft, die mir Gott gegeben hat, den Gemü„thern einzuprägen suchen, daß eine jede Unsittlichkeit ihre „böse Folgen bis ins Unendliche habe, daß ein jeglicher „Schritt, den man in dem Wege der Vollkommenheit „zurück thut, unser ganzes ewiges Daseyn hindurch, an „der ganzen Summe derselben, an der Länge des durch„laufenen Weges fehlen werde.„ Schön und wohl! Aber wie kam es, daß ihm nur der einzige **Baumgarten** diese Ewigkeit der Strafe zu innuiren schien? Wie kam es, daß er diesem allein die Ehre gab, einen so wahren und grossen Verstand damit verknüpft zu haben? Folget sie nicht auch aus Leibnitzischen Grundsätzen? Ja beruht sie selbst bey **Baumgarten** auf andern Grundsätzen, als auf Leibnitzischen? Der Satz, woraus sie dieser unmittelbar herleitet, daß kein negatives Ding in einem reellen Dinge ein Grund von Realität seyn könne: was ist er weiter, als eine für gewisse Fälle brauchbarere Formel des zureichenden Grundes? Nicht zu gedenken, daß aus diesem Satze nicht sowohl die ewige Fortdauer der Verdammniß, als die Unmöglichkeit aus der Verdammniß durch die Verdammniß in die Seligkeit überzugehen, fliesset.

IX. Wenn nun aber die Ewigkeit der Strafen in unbezweifelten Leibnitzischen Lehren so offenbar gegründet ist: so muß sie sich auch zu beiden Hypothesen von der Vollkommenheit der Welt, der gleichmäßigen sowohl als der wachsenden, schicken; wenn sich anders das ganze System des Leibnitz, wie ich gesagt habe, gleichgültig gegen diese Hypothesen verhält. Und das thut sie auch wirklich; unter der Einschränkung nehmlich, daß sowohl die eine als die andere Art der Vollkommenheit nicht von jedem einzeln Wesen, sondern von den totalen Zuständen aller Wesen zugleich, prädiciret wird. Unbeschadet der einen und der andern, kann ein moralisches Wesen nicht allein in seinem Fortgange zur Vollkommenheit stocken, nicht allein einige Schritte zurückgehen: sondern ich sehe nicht, warum es nicht auch in diesem Rückgange ewig beharren, und sich immer weiter und weiter von seiner Vollkommenheit entfernen könnte: Auf dieser Möglichkeit beruhet der exoterische Grund, den Leibnitz für die unendliche Dauer der Verdammniß, aus der endlosen Fortsetzung der Sünde hernahm. Nur hätte er, um ganz orthodox zu seyn, nicht nur eine ewige Verdammniß, sondern eine ewige in alle Ewigkeit wachsende Verdammniß daraus folgern müssen.

X. Allerdings schaudert die Menschheit bey dieser Vorstellung, ob sie schon nur auf die blosse Möglichkeit sich beziehet. Ich möchte aber darum doch nicht fragen: warum mit einer blossen Möglichkeit schrecken? Denn ich müßte mich der Gegenfrage besorgen: warum nicht damit schrecken, wenn sie doch nur eigentlich für den erschrecklich seyn kann, dem es mit seiner Besserung nie ein Ernst ge-

wesen? Gesetzt aber auch, daß es selbst mit dieser Möglichkeit noch nicht seine Richtigkeit hätte; daß sie zwar mit der Vollkommenheit des Ganzen bestehen könnte; daß aber der ewige Rückgang eines moralischen Wesen, in sich selbst widersprechend wäre: so bleibt auch so noch die Ewigkeit der Strafen nach den strengsten Leibnitzischen Grundsätzen gerettet. Genug, daß jede Verzögerung auf dem Wege zur Vollkommenheit in alle Ewigkeit nicht einzubringen ist, und sich also in alle Ewigkeit durch sich selbst bestrafet. Denn nun auch angenommen, daß das höchste Wesen durchaus nicht anders strafen kann, als zur Besserung des Bestraften; angenommen, daß die Besserung über lang oder kurz die nothwendige Folge der Strafe sey: ist es schon ausgemacht, ob überhaupt die Strafe anders bessern kann, als dadurch, daß sie ewig dauert? Will man sagen? „allerdings; durch die lebhafte Erinnerung, welche sie von sich zurück läßt.„ Als ob diese lebhafte Erinnerung nicht auch Strafe wäre?

XI. Doch warum bey Dingen verweilen, die niemand leugnet? Nicht die Ewigkeit der natürlichen Strafen wird geleugnet, sondern — was denn? — die Ewigkeit der Hölle. — Also ist beides nicht eines? Also ist die Hölle etwas anders, wenigstens etwas mehr, als der Inbegriff jener Strafen? — Ich weiß wohl, daß es Theologen giebt, die dieser Meynung sind. Allein ich finde, daß wenigstens Herr **Eberhard** unter diese Theologen nicht gehöret; und er ist darum gewiß nicht weniger orthodox, als sie. Denn in der ganzen Religion ist nichts, was so etwas zu glauben nöthige. Vielmehr kann und darf man

mit aller Sicherheit annehmen, daß die in der Schrift gedrohten Strafen keine andere sind, als die natürlichen, welche auch ohne diese Androhung auf die Sünde folgen würden. Wenn aber eine höhere Weisheit eine dergleichen ausserordentliche Androhung noch für nöthig gehalten hat: so hat sie für eben so zuträglich erkannt, sich ganz nach unsern gegenwärtigen Empfindungen davon auszudrücken. Und hier, denke ich, stehen wir an der Quelle, woraus alle die Schwierigkeiten geflossen sind, warum man die Ewigkeit der Verdammniß leugnen zu müssen geglaubt. Indem nehmlich die Schrift, um die lebhafteste Vorstellung von jener Unglückseligkeit zu erwecken, die auf die Lasterhaften wartet, fast alle ihre Bilder von dem körperlichem Schmerze hernahm, mit dem alle Menschen ohne Ausnahme am bekanntesten sind: so hat man, wenn auch nicht die körperlichen Schmerzen selbst, wenigstens deren Beschaffenheit und Verhältniß zu unserer Natur, nicht für das Bild, sondern für die Sache selbst genommen, und aus diesem falschen Begriffe etwas bestritten, was auf alle Weise gegründeter ist, als dieser Begriff. So sind aus Strafen, Qualen; aus Qualen, ein Zustand von Qualen; aus der Empfindung eines solchen Zustandes, eine alles andere ausschliessende, unsers ganzen Wesens sich bemächtigende Empfindung geworden. Kurz, die intensive Unendlichkeit, die man, mehr oder weniger, stillschweigend oder ausdrücklich, den Strafen der Hölle unbedachtsam beygelegt, oder gar beylegen zu müssen geglaubt; diese weder in der Vernunft noch in der Schrift gegründete intensive Unendlichkeit allein ist es, welche die unendliche Dauer derselben so unbegreiflich, mit

der Güte und Gerechtigkeit Gottes so streitend, unsern Verstand und unsere Empfindung so empörend, macht, von jeher gemacht hat, und nothwendig machen muß.

XII. Besonders bey denen machen **muß**, die sich keine göttliche Strafen ohne Absicht der Besserung denken können. Ihr Gefühl ist sehr richtig, aber ihr Verstand macht einen Trugschluß. Nicht durch die unendliche Dauer der Strafen wird die Besserung ausgeschlossen, sondern durch die intensive Unendlichkeit derselben. Denn zu dieser intensiven Unendlichkeit gehöret vornehmlich ihre Stetigkeit; und diese Stetigkeit ist es, welche alle Besserung unmöglich macht. Ich will sagen, und habe zum Theil schon gesagt: wenn die Strafen bessern sollen; so hindert die immerwährende Fortdauer des physischen Uebels derselben, so wenig die Besserung, daß vielmehr die Besserung eine Folge dieser Fortdauer ist. Aber die Empfindung dieses dauernden Uebels muß nicht stetig, muß wenigstens in ihrer Stetigkeit nicht immer herrschend seyn: weil es unbegreiflich ist, wie bey dieser herrschenden Stetigkeit auch nur der erste Entschluß zur Besserung entstehen könnte. Herr **Eberhard** selbst behauptet die Möglichkeit des ersteren mit so ausdrücklichen, als nachdrücklichen Worten. „Das physische der Strafe mag immer bleiben; der „besser belehrte Sünder wird es kein Uebel mehr nennen, er „wird sich dabey nicht mehr unglücklich dünken, so schmerz„haft es auch immer seiner Sinnlichkeit seyn mag.„ Was heißt dieses anders; als daß sich der Sünder bessern kann, ohngeachtet seine Strafe nie aufhöret? Aber wenn sollte er nur den Gedanken fassen, daß das fortdaurende physi-

sche Uebel für ihn ein wohlthätiges Uebel sey, wenn sollte er anfangen können, besser belehrt zu seyn, falls die Empfindung dieses Uebels so intensiv und stetig wäre, als man es aus einigen figürlichen Ausdrücken der Schrift folgern zu müssen glaubt?

XIII. Ich sage mit Bedacht, aus **einigen** figürlichen Ausdrücken. Denn andere, besonders wenn man die Parabeln mit zu den figürlichen Ausdrücken rechnen darf, leiten auf weit richtigere Begriffe, mit welchen sowohl die Endlosigkeit der Strafen, als zugleich die Besserung des Bestraften bestehen kann. Daß aber die eine die andere nicht aufhebt, ist nicht allein unter der Voraussetzung begreiflich, daß die Besserung nicht anders als durch die Fortdauer der Strafen erhalten werden könne: sondern kann auch auf eine andere Weise mehr als wahrscheinlich gemacht werden. Nehmlich, wenn man in Erwägung zieht, daß obschon Strafe und Belohnung etwas positives seyn werden und seyn müssen, dennoch ein Stand von Strafen und ein Stand von Belohnungen zugleich relative Begriffe sind, welche die nehmlichen bleiben, so lange sie in dem nehmlichen Verhältnisse abnehmen oder wachsen. Der reiche Mann in der Hölle mag sich immer bessern; mag sich immer, von dem ersten Augenblicke der empfundenen Strafe an, seiner Vollkommenheit wieder zugewandt, und mit jedem folgenden Augenblicke sich ihr mehr und mehr genähert haben. Hört er darum auf, in Ansehung des Lazarus, in der Hölle zu bleiben, der von dem ersten Augenblicke seiner empfundenen Seligkeit an, indeß nun eben so viele Schritte einer höhern und höhern

Vollkom-

Vollkommenheit zugeeilet ist? — Wer hierwider im Ernste den Einwurf machen kann, daß auf diese Weise Hölle und Himmel in eines fliessen, und sich jeder Sünder sonach trösten könne, über lang oder kurz dennoch einmal in Himmel zu kommen: der ist gerade derjenige, mit dem man sich über dergleichen Dinge in gar keine Erklärung einlassen müßte. Für ihn mag es nur immer bey dem Buchstaben bleiben. Denn auf ihn und seines gleichen, ward gerade bey dem Buchstaben gesehen.

XIV. Aber einen Mann, wie Hr. **Eberhard**, darf ich fragen, ob jene unzertrennte Fortschreitung, welche beide Stände, Himmel und Hölle, durch unendliche Stufen verbindet, ohne daß jemals weder der eine noch der andere seine relative Benennung verlieret, nicht schon aus dem System der bessernden Strafen folget? Und ob die gänzliche Scheidung, welche die gemeine Denkungsart zwischen Himmel und Hölle macht; die nirgends grenzenden Grenzen, die auf einmal abgeschnittenen Schranken derselben, die, ich weiß nicht, durch was für eine Kluft von Nichts, getrennet seyn sollen, dißseits welcher schlechterdings nur lauter solche, und jenseits welcher schlechterdings nur lauter andere Empfindungen Statt haben würden: ob alle dergleichen Dinge nicht weit unphilosophischer sind, als der allergröbste Begriff von der ewigen Dauer der Strafen nur immer seyn kann? Bey diesem liegt doch noch wenigstens eine grosse unstreitige Wahrheit zum Grunde: und er wird nur darum so unsinnig grob, weil man jene Ungereimtheiten mit hineinnimmt, die sowohl mit dem Wesen der Seele, als mit der Gerechtigkeit Gottes streiten.

XV. Daß sie mit dem Wesen der Seele streiten, ist daher klar, weil die Seele keiner lautern Empfindung fähig ist; das ist, keiner solchen Empfindung fähig ist, die bis in ihr kleinstes Moment nichts als angenehm, oder nichts als unangenehm wäre: geschweige, daß sie eines Zustandes fähig seyn sollte, in welchem sie nichts als dergleichen lautere Empfindungen, entweder von der einen oder von der andern Art, hätte. Daß sie aber auch mit der Gerechtigkeit Gottes streiten, dieses, fürchte ich, dürfte vielleicht weniger erwogen seyn worden, als es verdienet. Was heißt indeß offenbarer damit streiten, als annehmen oder zu verstehen geben, daß selbst die Gerechtigkeit Gottes einer Unvollkommenheit bey ihren Strafen nicht ausweichen könne, welche der menschlichen Gerechtigkeit in gewissen Fällen unvermeidlich ist? Diese Unvollkommenheit besteht darinn, daß die menschliche Gerechtigkeit, wenn Strafen und Belohnungen colludiren, nicht anders als durch die wenigere Bestrafung belohnen, und durch die wenigere Belohnung bestrafen kann: mit einem Worte, daß sie in dergleichen Fällen, wie der Ausdruck ist, in Bausch und Bogen bestrafen und belohnen muß. Aber dieses müßte auch Gott? Nimmermehr. Sondern, wenn es wahr ist, daß der beste Mensch noch viel Böses hat, und der schlimmste nicht ohne alles Gute ist: so müssen die Folgen des Bösen jenem auch in den Himmel nachziehen, und die Folgen des Guten diesen auch bis in die Hölle begleiten; ein jeder muß seine Hölle noch im Himmel, und seinen Himmel noch in der Hölle finden. Die Folgen des Bösen müssen von den mehrern Folgen des Guten, und die Folgen des Guten von den mehrern Folgen

gen des Bösen nicht blos abgezogen werden: sondern jede derselben müssen sich, in ihrer ganzen positiven Natur, für sich selbst äussern. Nichts anders meinet die Schrift selbst, wenn sie von Stufen der Hölle und des Himmels redet. Aber der undenkendere Theil ihrer Leser, stellt er sich diese Stufen auch so vor? Oder giebt er nicht vielmehr einer jeden dieser Stufen, sie sey so niedrig als sie wolle, gleichsam ihre eigene intensive Unendlichkeit? Die niedrigste Stufe des Himmels, ist ihm freylich nur die niedrigste: aber dem ohngeachtet, nichts als Himmel, nichts als Freude und Wonne, nichts als Seligkeit.

XVI. Und nun: warum seine Waffen nicht lieber gegen diese irrigen Begriffe wenden, die noch dazu ungleich leichter aus der Schrift hinweg zu exegesiren sind, als die unendliche Dauer der Strafen? Mich wenigstens dünket, daß selbst der scharfsinnigste Ausleger, wenn er gegen diese an will, Dinge als ausgemacht annimmt, gegen welche noch sehr viel einzuwenden wäre. Z. E. Wenn Herr **Eberhard** darauf dringt, daß das Wort **ewig** in der hebräischen und griechischen Sprache nur eine unbestimmte, aber keinesweges unendliche Dauer andeute; so sagt er unter andern: „Ueberhaupt muß man die Zeit„folge in der stufenweisen Erhöhung eines solchen abstrak„ten Begriffs, als der Begriff der Ewigkeit ist, wohl „bemerken. Dieser Begriff ist nicht immer so transcen„dental gewesen, als ihn zuletzt die stärkste Anstrengung „der erhabensten Philosophie gemacht hat.„ Die Erinnerung, welche hier zum Grunde liegt, kann bey vielen metaphysischen Begriffen ihre gute Anwendung haben, bey

dem

dem aber von der Ewigkeit wohl schwerlich. Da er blos negativ ist, so sehe ich nicht, was für eine Gradation darinn möglich ist. Man hat ihn gar nicht gehabt, oder man hat ihn von jeher so vollständig gehabt, als er nur seyn kann. Daß man eine lange unbestimmte Zeit eine Ewigkeit zu nennen gewohnt gewesen: das beweiset im geringsten nicht, daß man sich anfangs auch die Ewigkeit nur als eine lange unbestimmte Zeit gedacht habe. Denn jenes geschieht noch täglich auch von Leuten, die sehr gut wissen, was das Wort Ewigkeit eigentlich sagen will. Noch weniger beweiset die ursprüngliche Armuth der Sprache, die den abstrakten Begriff der Ewigkeit nicht anders, als durch Häuffung der Zeit auf Zeit, auszudrücken wußte, daß dem Begriffe selbst das wesentliche jemals gefehlt habe. Die Geschichte der Weltweisheit ist auch völlig dagegen. Denn er sey immerhin, dieser Begriff der Ewigkeit, eine besondere Anstrengung der erhabensten Philosophie: wenigstens ist die Philosophie einer solchen Anstrengung sehr früh fähig gewesen; und diese erhabenste Philosophie ist keine andere, als die allerälteste. Selbst das Transcendentalste, dessen er fähig ist, dieser Begriff der Ewigkeit, und wozu sich selbst noch itzt so wenigen erheben können; ich meine die Ausschliessung aller Folge: selbst dieses war den alten Philosophen schon sehr geläufig, und wie gesagt, fast geläufiger, als unsern.

XVII. Eben so wenig möchte ich verschiedene andere Aeusserungen des Herrn **Eberhards** über diese Materie, zu den meinigen machen, die ohne das Wesentliche der Streitfrage zu betreffen, sie dennoch in einem falschen

Lichte

Lichte zeigen. Ein solches Licht nenne ich, die obschon nicht ausdrückliche Behauptung, aber gleichwohl sehr richtig zu folgernde Andeutung, daß die Lehre von den ewigen Strafen unter den Christen entstanden sey. „Zwar „bin ich nicht im Stande, sagt er, den wahren Zeitpunkt „ihres Entstehens und ihrer Ausbreitung unter den Chri„sten anzugeben. Es sey aber welcher es wolle, so muß „in demselben die Barbarey schon so viel Land gewonnen „haben, daß die Sophisterey der Schulgelehrten in den „menschlichen Gemüthern einen gebahnten Weg vor sich „finden konnte. Denn daß die Vernunft diese schreckliche „Lehre verkenne, davon hoffe ich den Beweis bis zu einer „solchen Augenscheinlichkeit zu führen, daß Ihnen nichts „mehr wird übrig bleiben, als sie auf die Rechnung un„richtig verstandener Schriftstellen zu schreiben.„ Wie gesagt, wenn er es in diesen Worten nicht ausdrücklich leugnet, daß auch andere Religionen, als die Christliche, die ewigen Strafen der Lasterhaften lehren, und gelehret haben: so ist sein Ausdruck doch nicht ganz unschuldig, wenn der Sache Unkundige sich daraus einbilden, daß es allerdings von keiner andern geschehe, oder jemals geschehen sey. Gleichwohl ist dieses so falsch, daß es ihm schwer werden dürfte, auch nur eine zu nennen, welche die endlichen Strafen mit klaren Worten lehre, und sich nicht vielmehr von dem Gegentheil eben so streng ausdrücke, als er zugestehen muß, daß es in der Schrift wenigstens dem Ansehen nach geschieht. Ein jeder neue Christ brachte daher die gemißbilligte Lehre aus seiner verlassenen Religion in die christliche schon mit hinüber; und die mißverstandenen Stellen der Schrift brauchten ihn nicht darauf

zu bringen, sondern konnten ihn höchstens nur darinn bestärken. Vielmehr dürfte sich der Zeitpunkt weit leichter angeben lassen, wenn man eine allen Religionen so gemeine Lehre, in der christlichen Religion zuerst angefangen hat, theils aus vermeinten philosophischen Gründen, theils aus eignen mißverstandenen Voraussetzungen, zu bestreiten. Und auch schon wegen dieser Uebereinstimmung aller Religionen, möchte ich nicht mit dem Herrn **Eberhard** sagen, „daß die Vernunft diese schreckliche „Lehre verkennen„ oder wie er sich an einem andern Orte noch nachdrücklicher ausdrückt, „daß die Vernunft an die„sem Lehrsatze unschuldig; daß in dem ganzen Umfange „ihrer Wahrheiten sich nicht eine finde, die durch eine richti„ge Folgerung dahin führe.„ Was alle Religionen gemein haben, kann ja wohl in der Vernunft nicht ohne Grund seyn; und ohnstreitig ist die von jeher, obschon mehr dunkel empfundene als klar erkannte Wahrheit von den ewigen Folgen der Sünde, hinlänglich gewesen, darauf zu bringen. Oder vielmehr diese Wahrheit, und die Lehre von den ewigen Strafen ist im Grunde eines; nur in den verschiednen Religionen durch die Bemühung, diese Strafen sinnlich zu machen, mehr oder weniger verstellet.

XVIII. Ich schliesse mit der nähern Anzeige der gleich anfangs erwähnten Ursache, warum ich wünschen könnte, daß sich Herr **Eberhard** gegen die ewigen Strafen der Lasterhaften, wenigstens nicht in einer Apologie des Sokrates möchte erklärt haben. Es ist diese, weil Sokrates selbst solche ewigen Strafen in allem Ernste geglaubt, wenigstens so weit geglaubt hat, daß er es für zuträglich gehalten,

halten, sie mit den unverdächtigsten ausdrücklichsten Worten zu lehren. Man sehe seine Rede zum Schlusse des **Gorgias** beym **Plato**, in welcher folgende Stelle schlechterdings keine Einwendung dagegen erlaubt. Προσήκει δὲ παντὶ τῷ ἐν τιμωρίᾳ ὄντι, ὑπ᾽ ἄλλου ὀρθῶς τιμωρουμένῳ, ἢ βελτίονι γίγνεσθαι καὶ ὀνίνασθαι, ἢ παράδειγμά τι τοῖς ἄλλοις γίγνεσθαι· ἵνα ἄλλοι ὁρῶντες πάσχοντα ἃ ἂν πάσχοι, φοβούμενοι βελτίους γίγνωνται. Εἰσὶ δὲ οἱ μὲν ὠφελούμενοί τε καὶ δίκην διδόντες ὑπὸ θεῶν τε καὶ ἀνθρώπων, οὗτοι οἳ ἂν ἰάσιμα ἁμαρτήματα ἁμάρτωσιν. ὅμως δὲ δι᾽ ἀλγηδόνων καὶ ὀδυνῶν γίγνεται αὐτοῖς ἡ ὠφέλεια καὶ ἐνθάδε καὶ ἐν ᾅδου· οὐ γὰρ οἷόν τε ἄλλως ἀδικίας ἀπαλλάττεσθαι. Οἳ δ᾽ ἂν τὰ ἔσχατα ἀδικήσωσι, καὶ διὰ τοιαῦτα ἀδικήματα ἀνίατοι γένωνται, ἐκ τούτων τὰ παραδείγματα γίγεται· καὶ οὗτοι, αὐτοὶ μὲν οὐκέτι ὀνίνανται οὐδὲν, ἅτε ἀνίατοι ὄντες· ἄλλοι δὲ ὀνίνανται, καὶ τούτους ὁρῶντες διὰ τὰς ἁμαρτίας τὰ μέγιστα καὶ ὀδυνηρότατα καὶ φοβερώτατα πάθη πάσχοντας τὸν ἀεὶ χρόνον, ἀτεχνῶς παραδείγματα ἀνηρτημένους ἐκεῖ ἐν ᾅδου ἐν τῷ δεσμωτηρίῳ, τοῖς ἀεὶ τῶν ἀδίκων ἀφικνουμένοις θεάματα καὶ νουθετήματα. — Hier ist aller Ausflucht vorgebauet. Das τὸν ἀεὶ χρόνον ist nicht so zweydeutig, als jenes αἰὼν oder αἰώνιος. Und was wäre auch alle Zweydeutigkeit, bey dem ausdrücklichen Gegensatze von Verdammten, die Strafen und Schmerzen leiden, damit sie sich bessern, und von Verdammten, die sich durchaus nicht bessern können, sondern blos andern zum Beyspiele in alle Ewigkeit gemartert und gepeiniget werden? Τὰ μέγιστα καὶ ὀδυνηρότατα καὶ φοβερώτατα πάθη πάσχοντες τὸν ἀεὶ χρόνον. Freylich ist es wahr, daß wenigstens sonach Sokrates die Strafen der Hölle nicht überhaupt, ohne Unterschied, ewig machte. Aber wenn blos dadurch seine Lehre erträglicher wird: was ist denn in unserer Religion, das uns hindert diesen Unterschied nicht auch anzunehmen? Was uns hindert?

hindert? Als ob nicht der grössere Theil unserer Glaubensgenossen ihn wirklich angenommen hätte? Jener mittlere Zustand, den die ältere Kirche glaubet und lehret, und den unsere Reformatores, ohngeachtet des ärgerlichen Missbrauchs, zu dem er Anlaß gegeben hatte, vielleicht nicht so schlecht weg hätten verwerfen sollen: was ist er im Grunde anders, als die bessernde Sokratische Hölle? Und wenn es denn nur auch blos möglich wäre, ja in alle Ewigkeit blos möglich bliebe, daß es Sünder geben könne, welche auf keine Weise zu bessern stünden; Sünder, welche nie aufhören könnten zu sündigen: warum für diese blos möglichen Ungeheuer, nicht auch blos mögliche, ihnen allein zukommende Strafen annehmen, oder gelten lassen? —

— O meine Freunde, warum sollten wir scharfsinniger als **Leibnitz**, und menschenfreundlicher scheinen wollen, als **Sokrates**?

Beant-

Beantwortete Anfragen.

I — 3.

I.

Unseres Herzogs Durchl. waren von einem Gelehrten in Braunschweig um Mittheilung folgender Manuscripte gebeten worden.

1. **Geographische Nachrichten des Mönchs Baco.**
2. **Peyerle Reise nach Moscau, vom Jahre 1606. bis 1608.**
3. **Neue Zeitungen aus dem Moscowiter Lande, vom Jahre 1610.**
4. **Briefe, die zwischen K. Sigismund von Polen, und dem falschen Demetrius gewechselt worden.**

Als ich die Erlaubniß erhielt, sie ihm übersenden zu dürfen, hatte ich, bis auf eines, sie aufzufinden wenig Mühe. Dieses eine fand ich aber auch gar nicht, so viel Mühe ich mir immer gab. Ich glaubte daher die Uebersendung mit nachstehenden Zeilen begleiten zu müssen, worinn ich ihm dieses meldete, und wegen der beygehenden Stücke einige Erinnerungen machte.

Dieselben erhalten anbey die verlangten, und von Se. Durchlaucht verwilligten Manuscripte. Sie sind es alle; bis auf ein einziges. Nehmlich:

1. **Die Geographischen Nachrichten des Baco.** Ich hoffe, daß ich nicht gefehlt habe, wenn ich darunter die Schrift des Rogerius Baco de regionibus ad Papam Clementem verstanden, welche in dem Bande Nummer 41. Mss. Weisb. Bl. 91. u. folg. zu finden.

 (Diese

(Diese Schrift, meyne ich, ist nichts anders als einer von den einzeln Traktaten, aus welchen das vierte Buch des Operis maioris des Baco bestehet. Weil uns die einzige Ausgabe des **Jebb** von 1733 davon fehlet, so kann ich es jedoch nicht mit Gewißheit versichern. Wohl aber weiß ich, daß die darinn enthaltenen Geographischen Kenntnisse des Baco, bereits vor der Ausgabe des **Jebb** aus dem Manuscripte genutzt worden. Denn in dem Recueil de divers Voyages curieux faits en Tartarie et en Perse, welches 1729. herauskam, finden sich im zweyten Theile bereits Quelques Observations, qu' un Anglois a tirées de la quatrieme partie de l' Ouvrage du frere ainé de Roger Bacon, touchant les parties septentrionales du monde; welche auch in unserm Manuscripte, nach ihrem ganzen Inhalte (Bl. 114. u. folg.) vorkommen. Ob aber **Bergeron**, der, so viel ich weiß, der Besorger jenes Recueil war, sie unmittelbar aus dem Manuscripte durch einen Engländer erhalten, oder ob sie bereits in einem englischen Werke gedruckt waren, kann ich abermals nicht mit Gewißheit sagen. Sehr lächerlich indeß ist es, daß der Franzose aus dem **alten Bruder Roger Baco**, wie es im Englischen ohne Zweifel hieß, **den ältern Bruder des Roger Baco**, le frere ainé de Roger Baco, gemacht hat.)

2. **Peyerle Reise.** (Num. 41. Extravag.) Ich merke an, daß von dieser Reise noch Eine Abschrift von einer jüngern Hand in der Bibliothek vorhanden; falls diese irgendwo zweifelhaft oder unleserlich seyn sollte.

3. **Neue Zeitungen aus dem Moskowiter Lande.** (Num. 86. Extrav.) Ich lege dieses Werk auch einzeln mit bey, ob es schon eben dasselbe ist, welches in dem Bande der vorstehenden Reise des **Peyerle**, unter dem Titel Chronicon Moscoviticum, mit vorkömmt. Aus noch ein Paar andern Abschriften desselben, die in der Bibliothek befindlich,

findlich, sehe ich, daß es das Tagebuch des **Conrad Busso** oder **Bussow** ist, welches **Kelch** und **Treuer** bereits gebraucht haben, und dessen **Müller** aus ihnen gedenkt. (**Sammlung Rußischer Geschichte** B. V. 8. 191.)

Das fehlende Stück wären also, **die Briefe, welche der K. Sigismund von Polen mit dem falschen Demetrius gewechselt hat.** Es hat an meinem Fleisse nicht gelegen, diese Briefe aufzufinden. Aber ich kann in unsern Verzeichnissen nirgends die geringste Spur davon entdecken, und muß mich also erkundigen, ob Sie, m. H. diese Briefe hier selbst gesehen, oder woher Ihnen die Nachricht davon geworden? Ich sollte schon nach der blossen Geschichte an der Existenz solcher Briefe zweifeln.

Wenn es übrigens Ihnen um die Aufklärung und Berichtigung der Geschichte des sogenannten **falschen Demetrius** zu thun ist: so kenne ich unter den handschriftlichen Schätzen der Bibliothek noch verschiedenes, was in dieser Absicht zu brauchen wäre. Auch habe ich unter den gedruckten Büchern einige von denen gefunden, von welchen **Müller** (Seite 387) sagt, daß sie ihm nie zu Gesichte gekommen.„

Ich erhielt hierauf zur Antwort: „die Briefe des „Polnischen Königs Sigismund an den falschen Deme„trius kenne ich blos aus einem von Hrn. Prof. **Schlö**„**zer** an die Petersburger Akademie abgestattetem Rap„port von denen zur Rußischen Geschichte gehörigen Ma„nuscripten, welche derselbe in der Wolfenbüttelschen Bi„bliothek vorgefunden. Dieser Rapport steht in **Gatte**„**rers Allgemeinen Historischen Bibliothek**, VIII „Band, S. 283. 84. Es heißt daselbst 2c.„

Ich eilte, mich mit meinen eignen Augen hiervon zu überzeugen, und bekenne, daß ich nicht wenig betroffen

 ward.

ward. Herr **Schlözer** sagt an dem angezeigten Orte, mit ausdrücklichen Worten, daß er **Abschriften von einer Menge von Briefen, die zwischen K. Sigismund von Polen und dem Demetrius gewechselt worden**, hier in unsrer Bibliothek selbst gesehen haben. Ich fing hierauf aufs neue an, zu suchen; und habe seit Jahr und Tag nicht aufgehört, bey allem, was ich in der Bibliothek sonst gesucht, immer mit ein Auge auf diese Briefe zu haben. Aber alles vergebens; und ich weiß mir itzt nicht anders zu rathen, als daß ich den Hrn. **Schlözer** hiemit öffentlich ersuche, seine Worte auf eine oder die andere Weise gut zu machen. Denn er kann leicht begreiffen, daß es mir höchst unangenehm seyn muß, wenn man gegenwärtig in unserer Bibliothek etwas zu vermissen glaubt, was ein Mann wie Er einer Akademie, der sein Vorgeben nicht gleichgültig seyn kann, ohnlängst darinn gefunden zu haben versichert.

Aus unsern geschriebnen Verzeichnissen hat er seinen Rapport nicht gezogen, der den 16 May 1768 aus Braunschweig datiret ist. Er will, und muß alle die Stücke selbst in Händen gehabt haben, die er darinn nahmhaft macht. Gleichwohl wäre es möglich, daß sein Blick ein wenig zu flüchtig gewesen wäre; ja es finden sich sogar noch andere Spuren, die dieses glauben machen. So giebt er z. E. das Chronicum Moscoviticum ab anno 1584 ad annum 1612, und die **Neuen Zeitungen aus dem Moscoviter Land, vom Jahr 1610**, durch die Verschiedenheit der Titel hintergangen, als zwey verschiedne Werke an; da sie doch das eine und eben dasselbe

Werk,

Werk, nehmlich die bekannten Bussowschen Nachrichten sind, wie man in dem Briefe bereits wird bemerkt haben.

Ich weiß sonst alles zu finden, was er gesehen haben will, so unbestimmt er auch manches davon angiebt. Ich glaube sogar sehr wohl zu wissen, was alles für Aufsätze er unter **der Menge von noch ungedruckten Acten und Nachrichten, in deutscher und lateinischer Sprache, die merkwürdige Periode des falschen Demetrius betreffend**, kann gemeint haben. Ich gestehe auch, daß in eben den Convoluten, worinn sich diese Aufsätze befinden, Abschriften von ungefehr ein Dutzend Briefen, des K. Sigismund vorkommen; allein kein einziger ist davon an den Demetrius geschrieben; geschweige, daß gar Antworten des Demetrius darunter seyn sollten. Kaum, daß des Demetrius in einem oder zweyen mit Namen gedacht wird, die aber darum nichts weniger als in seinen Angelegenheiten geschrieben sind.

Es wäre also doch sehr wunderbar, wenn die einzigen Briefe, auf die allein die Beschreibung des Herrn **Schlözers** passen könnte, sich so hartnäckig meinen Augen entzögen. Indeß, so lange es nur immer noch eine Möglichkeit ist, will ich die Glaubwürdigkeit seiner Autopsie nicht so schlechterdings leugnen; sondern seine nähere Aeusserung und Nachweisung erwarten.

Er wird nicht in Abrede seyn, daß die Sache deren würdig ist, indem ein sehr wichtiger Punkt der damit verwandten Geschichte seine endliche Aufklärung daraus müßte erlangen können. Sigismund hat beständig behaup-

 tet,

tet, daß die Unterstützung des Demetrius von Seiten Polen blos das privat Werk einiger Mächtigern des Reichs gewesen; und daß zwischen ihm und dem Demetrius nie eher das geringste verhandelt worden, als bis dieser durch seine Gesandten um die **Marina** bey ihm anhalten lassen. Er hat auch, nach dem Tode desselben, in seinen öffentlichen Schriften ihn ohne Widerspruch den Betrüger seyn lassen, für den ihn die Russen erklärt hatten. Wenn nun gleichwohl zwischen beiden eine **Menge** Briefe sollten gewechselt seyn worden: so müßte nothwendig daraus erhellen, ob Sigismund wirklich an dem Handel so unschuldig gewesen, als er sich gestellet; ob er **mit** einem Betrieger wissentlich betriegen wollen, oder selbst **von** ihm betrogen worden. Kurz; wenn man, wie ich in dem Briefe gesagt habe, nach dem, was wir itzt von dieser Geschichte wissen, an der Existenz solcher Briefe zweifeln darf: so würde, wenn es mit solchen Briefen seine Richtigkeit hätte, diese ganze Geschichte ein ander Ansehen daraus gewinnen können.

2.

Anfrage aus Weimar.

„Was befindet sich von des Christlichen Dichters „Theoduli Ecloga in der Herzoglichen Bibliothek zu „Wolfenbüttel an Mspt. und alten Ausgaben? Bey erstern wünschet man eine kurze Anzeige von dem Aeusserlichen des Codicis; ingleichen, wenn sich ein Commentar dabey befinden sollte, den Anfang und das Ende desselben. Bey der Anzeige der Ausgaben verlanget man den

„Titel,

„Titel, das Jahr des Druckes, den Namen des Heraus„gebers, die Anzahl der Blätter, den Anfang und das „Ende des Commentars zu wissen.„ —

Beantwortung.

1. An Handschriften sind deren drey vorräthig; alle drey auf Pergamen, und von ziemlichem Alter. Die ich für die älteste halte, und die wohl aus dem zwölften Jahrhunderte seyn könnte, ist in klein Folio, in einem Bande, darinn sich noch verschiedene andere lateinische Poeten aus der spätern Zeit befinden. Sie enthält den blossen Text, ohne alle Glossen und Commentar. Das Gedicht selbst heißt darinn weder Ecloga noch Tetrastichum, sondern ist blos mit Incipit Theodulus überschrieben. Die zweyte Handschrift ist der Grösse nach Octav, und befindet sich in demjenigen Miscellanbande, in welchem **Leibnitz** ein Paar kleine Schriften des Meissenschen Bischofs **Benno** fand, die er in der Einleitung zu dem zweyten Bande seiner Braunschweigischen Geschichtschreiber S. 34. gelegentlich bekannt machte. Sie hat ebenfalls nur den blossen Text, und die Aufschrift ist, wie dort. Gleich hinter her stehet von der nehmlichen Hand, Ovidius de Nuce. Die dritte endlich ist in Quart, in einem kleinen Bande, welcher vorher die elegieschen Fabeln des Neveletschen Anonymus, und hinterher in Prosa Desuasiones Valerii ad Rufinum, ne ducat vxorem enthält. (*) Sie ist die neue-

(*) **Gudius**, dem dieser Codex ehedem gehört, hat bey dem letztern Stücke angemerkt: extat inter opera S. Hieronymi; als unter dessen Namen das Ding wohl ehedem mit unter-

ste und schlechteste; hat aber das besondere, daß sie allein am Ende **acht** Zeilen mehr hat, als die andern, und als alle gedruckte Ausgaben. Ich will sie hier getreulich mittheilen, diese Zeilen; und nur die Abbreviaturen ausschreiben.

Tunc Alithya deo reddens pia carmina plectro
Hoste suo victo cepit modulare benigno
Alme deus triplex simul omnipotens pie simplex
Qui celum terras mare tartara rite gubernas
Quique regis cuncta propria virtute sub una
Erige subiectos cunctos tibi sterne superbos
Cui sit laus virtus pax gloria perpes
Quem decet eternum regnum sine fine per evum.

Aber wer erkennet hier nicht das Gemächt eines noch spätern und noch barbarischern Mönchs? So schlecht auch die Verse des **Theodulus** sind, so sind sie doch nicht so gar erbärmlich, als dieser abscheuliche Schwanz. Sonst hat auch diese Handschrift keinen Commentar; wohl aber hin und wieder zwischen die Zeilen geschriebne Glossen. — Was nun den innern Werth aller drey anlangt, so habe ich nur die erste, welche mir die ältere geschienen, etwas genauer betrachtet, und gefunden, daß sie nicht nur eben so gut, sondern auch noch besser ist als die Helmstädtische, welche **Polyc. Leyser** (Hist. poet. med. aev. p. 295.) verglichen. Denn sie bestätiget nicht allein alle gute und richtige Lesarten derselben, sondern hat auch noch viel eigene,

untergelauffen. Doch hat es schon **Reatinus** ausgemerzt, und es in seiner Ausgabe der Werke des Hieronymus, (T. IX. p. 175.) unter eben dem Namen drucken lassen, unter dem es in unserer Handschrift vorkömmt.

gene, die ganz unstreitig die wahren sind, und durch welche das Gedicht um ein vieles erträglicher und verständlicher wird, als es wenigstens in dem Manuale Biblico des **Goldast** zu lesen, welcher es zuerst aus der Handschrift ans Licht zu bringen glaubte. Aber **Goldast** irrete sich, und es war längst vor ihm mehr als eine Ausgabe davon in der Welt, in denen ich fast alle die bessern Lesarten schon finde, die **Leyser** aus dem Helmstädtischen Manuscripte beygebracht hat, und ich aus dem unsrigen beybringen könnte.

II. Von besagten alten Ausgaben sind in der Bibliothek ebenfalls drey verschiedene vorhanden. 1) Die älteste, und soviel ich finden kann, allererste gedruckte Ausgabe, die weder **Mertaire** noch **Fabricius** gekannt hat, von 1489 **zu Leipzig bey Conrad Racheloven.** Sie ist in klein Quart auf acht mit einander abwechselnden Ternionen und Quaternionen, die unten von a bis h signiret, aber oberwerts weder numerirt noch paginirt sind. Auf der ersten Seite des Titelblatts steht blos Ecloga Theoduli; und auf der andern ein Holzschnitt die Scene des Gedichts mit ihren Personen vorstellend. 2) Eine neuere, eben daselbst und bey eben demselben Drucker, von 1492, welche beym **Fabricius** und **Mertaire** die älteste ist. Sie ist der vorigen an Format und Schrift gleich, nur etwas weitläuftiger gedruckt: denn sie zählt neun dergleichen abwechselnde Ternionen und Quaternionen; und die Blätter sind mit Römischen Zahlen oberwerts numeriret und gehen bis XXXXXXII. 3) Eine noch neuere von 1495 zu **Cölln bey Heinrich Quentell.** Das Titelblatt hat Egloga Theoduli; aber zum Schlusse sind

aus

aus dieser Einen Ekloge mehrere geworden. Denn da heißt es, Egloge Theoduli cum notabili commento feliciter finem habent. Und eben dieser notable Commentar ist es, welcher in allen drey Ausgaben den Absätzen des Gedichts stückweise eingedruckt ist. Er fängt an; Circa initium huius libri sciendum quod Averroes: und endet sich; et in hoc sopitur liber Theoduli, de quo sit benedictus Deus gloriosus in secula seculorum Amen. Ohne Zweifel ist es des **Stephanus Patringtonus** Arbeit; wenigstens hat der ehemalige Bibliothekar **Lauterbach** in dem einen Exemplare auf dem Titel, cum scholiis Stephani Oxoniensis, beygeschrieben.

3.

Anfrage aus Holland.

Sie betraf die noch ungedruckten Epigrammata des **Luxurius**, und bezog sich auf die Stelle des Herrn **Burmann** vor seiner Anthologia vet. lat. Epigr. (*Epist. Dedicat. p. XLVIII.*)

„Luxurii Epigrammatum codex Ms. fuit apud Marq. Gudium, ut patet ex Catalogo insignis eius Bibliothecæ, quem Codicibus Mss. refertissimum habuit, pag. 555. Cum vero libros Mss. Gudio olìm possessos suæ Bibliothecæ adseruerit Dux Guelferbutanus, inter illos verosimile est etiam adhuc adservari hunc Luxurii codicem, quem tamen Salmasiani apographum suspicor.„

Man

Man wollte wissen, ob es mit dieser Vermuthung des Herrn **Burmann** seine Richtigkeit hätte, und wollte in dem bejaenden Falle das Manuscript näher kennen.

Beantwortung.

Es ist zwar wahr und bekannt, daß überhaupt die Manuscripte des **Gudius** in unsere Bibliothek gekommen sind. Gleichwohl kann man sich betriegen, wenn man schlechterdings ein jedes Stück, wie es in dem gedruckten Verzeichnisse derselben steht, hier suchen wollte. Der öffentliche einzelne Verkauf war bereits angegangen, als von hier aus das Gebot auf die ganze Sammlung geschah. Einige Stücke waren also schon in andern Händen, und konnten auf keine Weise wieder erlangt werden. Ich will bey Gelegenheit eine Anzeige von denselben mittheilen, damit die Gelehrten, welche jenes gedruckte Verzeichniß zu Rathe ziehen, genau wissen können, was sie hier oder anderwerts zu suchen haben.

Zum Glücke aber ist dieses der Fall hier nicht. Sondern die Handschrift des **Luxurius**, oder, wie er, selbiger zu Folge, richtiger heissen würde, **Luxorius**, ist wirklich bey uns vorhanden; und auch darinn hat Herr **Burmann** richtig vermuthet, daß es nichts als eine Abschrift aus dem Codex des Salmasius ist. Sie ist indeß von der eignen Hand des **Gudius**, welcher mit den beygesetzten Worten, Ex Ms. Codice vetustissimo Philiberti de la Mare Senatoris Divionensis, jene seine Quelle deutlich genug angezeigt hat. Ohne Zweifel würde es Herrn **Burmannen** auf alle Weise angenehm gewesen seyn, diese Gu-

dische Abschrift brauchen zu können. Sie würde ihn unter andern, so viel ich einsehe, deutlich überzeugt haben, daß jene Schedæ Divionenses, die er aus einem andern Manuscripte als dem Salmasischen geflossen zu seyn glaubt, dieses wohl schwerlich sind, sondern zuverläßig ebenfalls jenen Codex des **Lacurne**, oder des **Salmasius**, oder des **Philibert de la Mare**, welcher gegenwärtig in der Königl. Bibliothek zu Paris ist, für ihre Quelle erkennen. Der Grund wenigstens, auf welchen sich Herr Burmann wegen dieser vermeinten Verschiedenheit stützet, daß nehmlich die Schedæ Divionenses eine ziemlich genaue Abtheilung in vier Bücher haben, von welcher in seinen Heinsianis Salmasiani codicis chartis keine Spur zu finden, fällt dadurch weg, daß man aus der Abschrift des **Gudius** erkennet, daß in dem Manuscripte des Salmasius, zum mindesten die Epigrammata des **Luxurius** gleichfalls abgesondert gewesen, und ein eigenes Buch ausgemacht haben. Denn diese unsere Abschrift fängt nicht allein an: LIBER EPIGRAMMATON VIRI CLARI LVXORI ET SPECTABILIS; sondern schließt auch: EPIGRAMMATON EXPLICIT FELICITER; welche Worte schlechterdings von der Art sind, daß es keine willkührliche Formeln des Abschreibers seyn können, sondern aus dem Manuscripte genommen seyn müsse. Ja, was noch mehr; gleich unter dem Explicit haben noch eben folgende zwey Verse Raum gefunden, die entweder nur der Anfang eines Epigramms gewesen sind, oder sich auf einen Umstand bezogen haben, den wir itzt nicht wissen.

De

De Titulo Luxori cum versibus.

Priscos Luxori certum est te vincere vates:
Carmen namque tuum duplex victoria gestat.

Und ihnen zur Seite merkt **Gudius** an: Hi duo versus in eodem Codice, sed non eo loco, ubi erant Epigrammata Luxori, legebantur. Also ist es ganz gewiß, daß die Epigrammata des **Luxorius** in dem Manuscripte des Salmasius nicht unter die andern zerstreut sind, sondern in Einer Reihe auf einander folgen. Wenn aber auch schon das Uebrige darinn die andern drey Abtheilungen nicht haben sollte, welche sich in den Schedis Divionensibus des **Bimard de la Bastie** finden: so würde daraus doch noch nicht folgen, was Herr Burmann daraus schliessen zu können glaubt. Noch weniger folgt es daraus, daß in diesen Schedis ein Epigramm nicht zu finden, von welchem **Gudius** anderwerts sagt, daß er es in dem Codex des Salmasius (in vetustissimo Codice Divionensi) gelesen habe. Vielmehr erhellet aus diesem Mangel, daß der Schreiber, wer er nun auch gewesen sey, mehr den Salmasischen Codex excerpiren als abschreiben wollen, und gedachtes Epigramm um so viel eher übergehen zu können geglaubt, weil es schon gedruckt war. Daß er seiner Auswahl sodann auch eine bessere Ordnung zu geben gesucht hätte, als er in dem Manuscripte fand, wäre wohl nicht zu verwundern.

Ich bin es aber noch mehr aus einem andern Umstande versichert, daß die schedæ Divionenses nichts als ein neuerer Auszug aus dem Codex des Salmasius sind.

Herr

Herr **Burmann** sagt nehmlich, daß der Epigrammen des **Luxorius** darinn nicht mehr als einige achtzig wären. Es müßten deren aber **sechs und neunzig** seyn, wenn der Abschreiber alle mitgenommen hätte, die er, nach dem Salmasischen Manuscripte, in dem Buche des Luxorius begriffen fand. Weil aber dennoch offenbar einige darunter, selbst der Aufschrift zu Folge, dem Luxorius nicht gehören, andere aber schon längst gedruckt sind: so ließ er es vermuthlich bey der geringern Zahl von einigen achtzig, und begnügte sich, nur das Echteste und Unbekannteste zu haben.

Zu wissen ist hiernächst, daß es nicht der blosse **Luxorius** ist, was die Abschrift des **Gudius** enthält Es folgen darauf noch einige sechzig Epigrammata verschiedener anderer, theils genannter theils ungenannter Dichter, welche er aus dem nehmlichen Codice abgeschrieben hat. Von diesen ist nun aber schon mehr als die Hälfte gedruckt; besonders in der Anthologie des Herrn **Burmanns**, und es ist kein Zweifel, daß er die übrigen nicht ebenfalls unter seinen verschiedlichen Abschriften finden, und in dem zweyten Theile derselben bekannt machen werden, den die Gelehrten schon so lange sehnlichst erwarten.

Daß **Gudius** seiner Abschrift Vermuthungen werde beygefügt haben, wie diese und jene verdorbene Stelle vielleicht zu lesen, versteht sich wohl von selbst. Doch ist es bey den Epigrammen des Luxorius viel häufiger geschehen, als bey den übrigen. Was sich bey beiden gleich deutlich zeigt, ist die besondere Treue, mit welcher er sich an das Manuscript, und oftmals sogar an die blossen Züge derselben

selben gehalten; so daß er durchaus nichts in den Text genommen, was er nicht mit deutlichen Buchstaben darinn gesehen. Einen Ort habe ich indeß bemerkt, den kein einziger, so wie er, gelesen haben muß; den wenigstens alle, deren Abschriften Herr **Burmann** vor sich gehabt, anders, und auf die nehmliche Weise anders gelesen zu haben scheinen. Und doch möchte ich es auch hier lieber mit ihm allein halten, als mit jenen allen. Nehmlich, das 45ste Epigramm des dritten Buchs, auf gewisse neu erbaute Båder, hat Herr **Burmann** von vorne herein also abdrucken lassen:

Fauſta novum domini condens Fortuna lavacrum
Invitat feſſos huc properare viros.
Laude operis fundi capiet ſua gaudia præſul,
Hoſpes dulciflua dum recreatur aqua.

Wie kömmt es nun, daß er über die dritte Zeile ganz und gar nichts angemerkt hat? Ist sie denn so durchaus ohne alle Schwierigkeit? Ich wenigstens gestehe, daß ich nicht einsehe, was Laude operis fundi sagen solle, oder sagen könne. Wie ungleich deutlicher und schöner fließt diese Zeile beym **Gudius**:

Laude operis fruitur, capit et ſua gaudia præſul.

Und, wie gesagt, dieses hat **Gudius** in dem Mannscripte gelesen; nicht verbessert. —

Ich kann bey dieser Gelegenheit dem Herrn **Burmann** noch eine Sorge benehmen, die er sich an dem nehmlichen Orte vor der Anthologie (Ep. dedic. n. XV.) von einem Buche macht, das ihm nie zu Gesichte gekom-

men. An Andreæ Mariani Bononienſis *Collecta Ruinarum Epigrammata*, Romæ edita an. 1541. quæ in fine Præfationis ſuæ memorat Almeloveenius, huc propius ſpectent, libro nunquam viſo, nobis dijudicare integrum non eſt. Das Buch, welches nicht zu Rom, ſondern zu Bologna, im beſagten Jahre in 8 gedruckt iſt, befindet ſich in unſerer Bibliothek, und enthält nichts von alten Aufſchriften. Der eigentliche Titel, in welchem das Wort collecta, das dem Herrn **Burmann** ohne Zweifel den meiſten Verdacht erwecket hat, nicht vorkömmt, heißt: *Ruinarum Romæ Epigrammata*; quibus Miranda Urbis agnoscuntur, ſacra viſitantur, nova et vetera Elogiis recenſentur; und iſt leicht daraus abzunehmen, daß es eigene Epigrammata ſind, worinn **Marianus** die vornehmſten Gebäude und Monumente des alten und neuen Roms beſchreibt. Sie ſind in drey Bücher getheilt, und haben eine kurze proſaiſche Erläuterung unter ſich.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lessing, Gotthold Ephraim, / Eschenburg, Johann Joachim, / Leiste, Christian,

Zur Geschichte und Litteratur Aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel

Bd.: Erster Beytrag

Braunschweig 1773

Bamberg, Staatsbibliothek -- JH.H.l.o.251(1#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11710437-6
VD18 90089723